

Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“



Breisgauverein „Schauinsland“

Festakt

anlässlich des 60-jährigen Stiftungsfestes des Breisgauvereins „Schauinsland“ und des 80. Geburtstages seines Gründers, Professor Dr. h. c. Fritz Geiges,
am 3. Dezember 1933 im Kaufhausaal

1. Bundeslied von Mozart
4-faches Quartett des Freiburger Männergesangsvereins
2. Prolog
Verfasst von Mady Koch, vorgetragen von Justizrat
Hermann Schweizer
3. Begrüßung durch den Gau grafen
Professor Dr. Hermann Mayer
4. Ewig liebe Heimat von Breu
4-faches Quartett des Freiburger Männergesangsvereins
5. Festrede von Universitätsprofessor Dr. Engelbert
Krebs
6. Deutschlandlied } allgemeiner Gesang je 1 Strophe
Hörst Weffellied }

Das gemeinschaftliche Mittagessen nach dem Festakt findet in der Gaststätte
„zum Zahnberg“ statt

Buchdruckerei H. Sebold, Freiburg i. Br.

Außenbild:

Programm zum Festakt anlässlich des 60-jährigen Bestehens des Breisgauvereins „Schauinsland“ und des 80. Geburtstags von Fritz Geiges (StadtAF, K2/1 VIII/1). Siehe hierzu den Beitrag von Dargleff Jahnke: *Eine Volksgemeinschaft im Kleinen*. Der Breisgau-Geschichtsverein „Schau-ins-Land“ in der Zeit des Nationalsozialismus.

**Zeitschrift des
Breisgau-Geschichtsvereins
„Schau-ins-Land“**

133. Jahrbuch 2014

Herausgegeben mit freundlicher Unterstützung von



Land Baden-Württemberg,
Regierungspräsidium Freiburg



Landkreis
Breisgau-Hochschwarzwald



Kulturamt

Autoren des 133. Bandes:

BIGOTT, BORIS, Dr., Schallstadt/Stuttgart
FALLER, JOACHIM, Dr., Freiburg
HILLENBRAND, EUGEN, Dr., Merzhausen
HUG, WOLFGANG, Prof. Dr., Freiburg
JAHNKE, DARGLEFF, M.A., Kirchzarten
JOOS, CLEMENS, M.A., Archivassessor, Marburg
KALCHTHALER, PETER, M.A., Freiburg
KLUGERMANN, GÜNTHER, Dipl.-Vw. u. M.A., Freiburg
LEONARDI, MARCO, Dr., Catania (I)
LIESSEM-BREINLINGER, RENATE, Freiburg
MANGEL, JOHANNES, Dr., Freiburg/Weimar
OHLER, NORBERT, Dr., Horben
REGNATH, R. JOHANNA, Dr., Freiburg/Tübingen
SCHMIDER, CHRISTOPH, Dr., Freiburg
SCHUHBAUER, ROLF, Müllheim
SCHULZE, WILLY, Rümmingen
SIMON, JÜRGEN, M.A., Freiburg
SPECK, DIETER, Prof. Dr., Bad Krozingen
VOGEL, DETLEF, Dr., Glottertal
WAGNER, HEIKO, Dr., Kirchzarten
WIDMANN, HANS-PETER, Dr., Ebringen
WOLTER, MARKUS, M.A., Freiburg
ZOTZ, THOMAS, Prof. Dr., Freiburg

Redaktionsausschuss: Prof. Dr. Dr. h.c. HORST BUSZELLO, Dr. ULRICH P. ECKER, Prof. Dr. HEIKO HAUMANN, Prof. Dr. WOLFGANG HUG, Dr. URSULA HUGGLE, Dr. HANS SCHADEK, Prof. Dr. THOMAS ZOTZ

Schriftleitung: Dr. HANS-PETER WIDMANN

Selbstverlag des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“ e.V.

Geschäftsstelle: Stadtarchiv Freiburg, Grünwälderstraße 15, 79098 Freiburg i. Br.
(Telefon: 0761/201-2701; E-Mail: info@breisgau-geschichtsverein.de)

ISSN 1434-2766

Satz und Druck: schwarz auf weiss, Litho und Druck GmbH, 79104 Freiburg i. Br.

Inhaltsverzeichnis 133. Band

Beiträge

| | Seite |
|--|-------|
| HEIKO WAGNER: Zähringerburgen auf der Baar und im Schwarzwald. Zwischen Mythos und Wahrheit | 7 |
| JÜRGEN SIMON: Das Endinger Niederdorf oder: Die Erfindung einer dritten Siedlung | 21 |
| ROLF SCHUHBAUER: Die sieben Generationen der Familie Levi Mager in Müllheim und Badenweiler. Die Badenweiler Linie 1730-1940 | 37 |
| GÜNTHER KLUGERMANN: Militärflüchtige im vorderösterreichischen Oberamt Breisgau 1788 bis 1805 | 57 |
| JOACHIM FALLER: Die Anfänge der Freiburger Kanalisation | 77 |
| CHRISTOPH SCHMIDER: 100 Jahre Kirche in Ehrenstetten | 93 |
| DARGLEFF JAHNKE: Eine <i>Volksgemeinschaft im Kleinen</i> . Der Breisgau-Geschichtsverein „Schau-ins-Land“ in der Zeit des Nationalsozialismus | 109 |
| MARKUS WOLTER: Der SS-Arzt Josef Mengele zwischen Freiburg und Auschwitz. Ein örtlicher Beitrag zum Banalen und Bösen | 149 |

Nachruf

| | |
|---|-----|
| THOMAS ZOTZ: Prof. Dr. Dieter Mertens (1940-2014)..... | 191 |
|---|-----|

Buchbesprechungen

Landes- und regionalgeschichtliche Literatur

- 175 Jahre Eisenbahn am Oberrhein. „Baden wird ein Weltmarktplatz werden“, Begleitband zur Ausstellung des Generallandesarchivs Karlsruhe 2013, bearb. von MARTIN STINGL, hg. vom Landesarchiv Baden-Württemberg, Stuttgart 2013.
(RENATE LIESSEM-BREINLINGER) 193
- MARKUS FRIEDRICH: Die Geburt des Archivs. Eine Wissensgeschichte, München/Oldenburger 2013.
(NORBERT OHLER) 194
- Habsburger Herrschaft vor Ort – weltweit (1300-1600), hg. von JEANNETTE RAUSCHERT, SIMON TEUSCHER und THOMAS ZOTZ, Ostfildern 2013.
(WILLY SCHULZE) 195
- ROBERT JÜTTE: Krankheit und Gesundheit in der Frühen Neuzeit, Stuttgart 2013.
(HANS-PETER WIDMANN) 197
- Kastenbilder zum Gedenken an Hochzeit und Tod. Faszination eines vergangenen Brauchs. Sammlung Margarethe Jochimsen, hg. von KATHRIN FISCHER und MARGARETHE JOCHIMSEN, Münster/New York 2013.
(R. JOHANNA REGNATH) 197
- Kirchengeschichte am Oberrhein – Ökumenisch und Grenzüberschreitend, im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) hg. von KLAUS BLÜMLEIN, MARC FEIX, BARBARA HENZE und MARC LIENHARD (Veröffentlichungen des Vereins für Pfälzische Kirchengeschichte 30), Ubstadt-Weiher 2013.
(WOLFGANG HUG) 199
- FRIEDEMANN MAURER: Treibende Kräfte. Vom Leben und Arbeiten auf dem Hohen Wald. Streifzüge durch die regionale Kultur- und Wirtschaftsgeschichte, Ostfildern 2013.
(R. JOHANNA REGNATH) 200
- NS-Kulturpolitik und Gesellschaft am Oberrhein 1940-1945, hg. von KONRAD KRIMM (Oberrheinische Studien 27), Ostfildern 2013.
(WILLY SCHULZE) 201
- Die Pfarrei im späten Mittelalter, hg. von ENNO BÜNZ und GERHARD FOUQUET (Vorträge und Forschungen 77), Ostfildern 2013.
(EUGEN HILLENBRAND) 202
- Vorderösterreichisches Appellationsgericht und Vorderösterreichische Landrechte 1782-1805, bearb. von PETER STEUER und KONRAD KRIMM (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 50/10), Stuttgart 2012.
(CLEMENS JOOS) 203

Orts- und personengeschichtliche Literatur

| | |
|---|-----|
| Als badischer Militärmusiker in Napoleons Kriegen. Balthasar Eccardts Erinnerungen an die Feldzüge nach Österreich, Preußen und Russland 1805-1814, hg. von MIREILLE GEERING (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe A, Quellen 57), Stuttgart 2013. (JOHANNES MANGEI) | 204 |
| Auf Jahr und Tag. Freiburgs Geschichte im Mittelalter, hg. von JÜRGEN DENDORFER, R. JOHANNA REGNATH und HANS-PETER WIDMANN (Schlaglichter regionaler Geschichte 1), Freiburg 2013. (BORIS BIGOTT) | 205 |
| ANNE-CHRISTINE BREHM: Hans Niesenberger von Graz. Ein Architekt der Spätgotik am Oberrhein, Basel 2014. (PETER KALCHTHALER) | 206 |
| MATTHIAS FRÖHLICH: Burg und Bergbau im südlichen Schwarzwald. Die Ausgrabungen in der Burg am Birkenberg (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland 20), Ostfildern 2013. (EUGEN HILLENBRAND) | 208 |
| DANIEL GASCHICK/CHRISTIAN WÜRTZ: Das Konstanzer Konzil. Eine kleine Geschichte, Karlsruhe 2014. (DIETER SPECK) | 209 |
| GERT GOLDENBERG/MATTHIAS FRÖHLICH: Der Birkenberg bei Bollschweil-St. Ulrich – Ein Bergbaurevier aus dem Mittelalter, hg. vom Freundeskreis „Burg und Bergbau – die Birchiburg in Bollschweil e.V.“, Bollschweil 2013. (HEIKO WAGNER) | 209 |
| WERNER HEILAND-JUSTI: Hans Baldung gen. Grien und die Glasmalereien im Alten Endinger Rathaus, Lindenberg 2014. (MARCO LEONARDI) | 210 |
| JOHANNES REUCLIN und der „Judenbücherstreit“, hg. von SÖNKE LORENZ und DIETER MERTENS (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte 22), Ostfildern 2013. (MARCO LEONARDI) | 211 |
| OTTO MITTELSTRASS: Entbehrliche Leute? Die Auswanderungswelle der Baden-Durlacher nach Siebenbürgen 1744-1752. Entstehung, Verlauf, Teilnehmer, Gundelsheim 2013. (DETLEF VOGEL) | 212 |
| Die Pforte, hg. von der Arbeitsgemeinschaft für Geschichte und Landeskunde in Kenzingen e.V., Redaktion: ROLAND G. FOERSTER, HELMUT REINER, HANS-WERNER RETTERATH und KLAUS WEBER, 32. und 33. Jahrgang, Nr. 62-65 (2012/2013). (RENATE LIESSEM-BREINLINGER) | 212 |

| | |
|---|-----|
| JEAN-LAURENT VONAU: Le Gauleiter Wagner. Le bourreau de l'alsace, Straßburg 2011. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER) | 214 |
| CHRISTIAN WÜRTZ: Die Priesterausbildung während des Dritten Reichs in der Erzdiözese Freiburg (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 57), Freiburg/München 2013. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER) | 217 |
| STEPHANIE ZUMBRINK: Freiburger Münster – Gewölbeschlusssteine. Vielfalt – Pracht – Funktion, hg. vom Freiburger Münsterbauverein (Rombach-Schriftenreihe Münst- terbauverein 3), Freiburg 2013. (DIETER SPECK) | 219 |

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge und Rezensionen sind
ausschließlich deren Verfasser verantwortlich.

Vereinschronik 2014

| | |
|---|-----|
| Vorstand, Ausschuss, Veranstaltungen 2014 | 221 |
| Kassenbericht 2013 | 223 |
| Mitgliederwesen | 224 |

Zähringerburgen auf der Baar und im Schwarzwald. Zwischen Mythos und Wahrheit

Von
HEIKO WAGNER

Seit Karl Siegfried Bader vor nunmehr 78 Jahren seinen Aufsatz „Kürnberg, Zindelstein und Warenburg. Stützpunkte der Zähringerherrschaft über Baar und Schwarzwald“ im Schau-ins-Land veröffentlichte, sind einige Burgen in der Baar bzw. im östlichen Schwarzwald eine feste Größe.¹ Als Stützpunkte zähringischer Macht und zur Sicherung und Kontrolle der Verkehrswege zwischen dem Breisgau und der Baar wurden besonders Zindelstein im Bregtal, die Warenburg bei Villingen und die Kürnberg (Kürnberg) am Kürnbergsee bei Unterbränd (Stadt Bräunlingen, Schwarzwald-Baar-Kreis) herausgestellt (Abb. 1). Bader hatte dabei die Beherrschung des Schwarzwaldes mit der dadurch ermöglichten Verbindung der Territorien auf der Baar und am Neckar mit dem Breisgau unterstrichen. Im Lichte neuerer Forschungen ist jedoch kritisch anzumerken, dass womöglich die Unwegsamkeit des Schwarzwalds dabei zu sehr betont wurde. Inzwischen wurde eine Vielzahl alter Wege erkannt, von denen die Verbindung über Wagensteigtal und Thurner, nördlich am späteren Neustadt vorbei, über Eisenbach-Höchst in Richtung Hüfingen wohl als Römerstraße oder römischer Verkehrsweg anzusprechen ist.



Abb. 1 Verbreitungskarte der behandelten Burgen und der Verkehrswege
(nach Bader [wie Anm. 1], S. 97).

1 KARL SIEGFRIED BADER: Kürnberg, Zindelstein und Warenburg. Stützpunkte der Zähringerherrschaft über Baar und Schwarzwald, in: Schau-ins-Land 64 (1937), S. 93-128.

Allen diesen Burgen ist jedoch eine Schwierigkeit gemeinsam: Von ihnen liegt keine Nennung aus zähringischer Zeit vor; sie wurden allesamt erst nach deren Aussterben im Jahre 1218 – teilweise sogar erst sehr viel später – erwähnt. Aus dem Besitz der Grafen von Urach-Freiburg – auf der Baar der von ihnen abgespaltenen Linie der Grafen von Fürstenberg – und der Verbreitung ihrer Ministerialen wird seither immer wieder versucht, auf die Verhältnisse der Zähringerzeit rückzuschließen.²

Im Folgenden soll versucht werden, diese Rückprojektion für jeden einzelnen Fall mit archäologischen Mitteln zu überprüfen. Fachliche Ausgrabungen wurden bisher an diesen Stellen kaum durchgeführt, die Ergebnisse früher Bemühungen u.a. von Paul Revellio sind oft nicht mehr nachvollziehbar, die Funde anscheinend verschollen oder jedenfalls nicht genauer untersucht.³ Neuere Grabungen sind aufgrund dieser älteren Störungen teilweise nicht sinnvoll oder aber derzeit nicht genehmigungsfähig, um den Restbestand im Boden zu belassen und dadurch zu schützen. Als Methode steht jedoch die zerstörungsfreie Gelände-prospektion durch Begehungen zur Verfügung, die bereits in der Ortenau, im Breisgau und im Markgräflerland⁴ sowie auf der Schwäbischen Alb⁵ sehr erfolgreich durchgeführt wurde. Schlechter war hingegen bisher der Forschungsstand auf der Baar, dem jedoch seit einigen Jahren vom Verfasser sukzessive abgeholfen werden soll.

Die Burg Zindelstein

Beginnen wir mit der Burg Zindelstein im Bregtal (Wolterdingen, Stadt Donaueschingen, Schwarzwald-Baar-Kreis), die erstmals 1225 und dann 1239 genannt wird (Abb. 2 und 3).⁶ Egino V. von Urach urkundet am 7. Juni 1225 *in castro Sindelstein* und am 21. September 1231 *in castro nostro Sindelstein*. Im Jahre 1239 lebte seine Witwe auf der Burg. Die Burg war gewöhnlich mit einem Burgvogt besetzt und befand sich offenbar seit etwa 1250 im Besitz der Fürstenberger. 1525 wurde sie im Bauernkrieg zerstört.

Karl Siegfried Bader urteilte: „Die Burg läßt sich mit größerer Sicherheit als im vorhergehenden Falle schon auf Grund der historischen Zeugnisse auf die Zähringer zurückführen [...]“

² REGINA DENNIG/GERLINDE PERSON/ALFONS ZETTLER: Karte der Zähringerministerialen, in: Die Zähringer – Anstoß und Wirkung. Veröffentlichungen zur Zähringer-Ausstellung Bd. II, hg. von HANS SCHADEK und KARL SCHMID, Sigmaringen 1986, S. 54-56. Interessanterweise werden die Kirnburg, Zindelstein, die Warenburg und auch die „Burg Dellingen“ nicht aufgeführt, weil sich in der Regel keine Adligen nach ihnen benannten.

³ Grabungsfunde von der Kirnburg kamen vermutlich nach Donaueschingen und Bräunlingen. An der Warenburg bei Villingen gruben einige Schüler und lieferten Keramik bei Revellio ab. Bei Sanierungsarbeiten an der Burgruine Zindelstein kamen vor einigen Jahrzehnten ebenfalls meist spätmittelalterliche Keramikfunde zutage, siehe PETER SCHMIDT-THOMÉ: Die Burg Zindelstein im Bregtal, in: Fürstenberger Waldbote 24 (1978), S. 15f.

⁴ Zahlreiche Fundnotizen in Vorbereitung für Fundberichte aus Baden-Württemberg 35 (2015); Internetseite des Europäischen Burgeninstituts (Ebidat); HEIKO WAGNER: Theiss Burgenführer Oberrhein, Stuttgart 2003; Berichte des Verfassers in den Ortsakten der Archäologischen Denkmalpflege, Regierungspräsidium Freiburg; Kurze Fundnotizen in den Beiträgen des Burgenbuchs des Breisgau; HEIKO WAGNER: Neue Funde vom „Kybfelsen“ bei Freiburg i.Br., in: Archäologische Nachrichten aus Baden 42 (1989), S. 21-26.

⁵ CHRISTOPH BIZER/ROLF GÖTZ: Vergessene Burgen der Schwäbischen Alb, Stuttgart 1989; CHRISTOPH BIZER: Oberflächenfunde von Burgen der Schwäbischen Alb (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 26), Stuttgart 2006.

⁶ BADER (wie Anm. 1), S. 106-113.



Abb. 2 Die gesperrte und zugewachsene Burgruine Zindelstein mit angrenzendem Gehöft
(Foto: Heiko Wagner).



Abb. 3
Zindelstein. Mauerfragment des Turmes mit
Buckelquadern (Foto: Heiko Wagner).

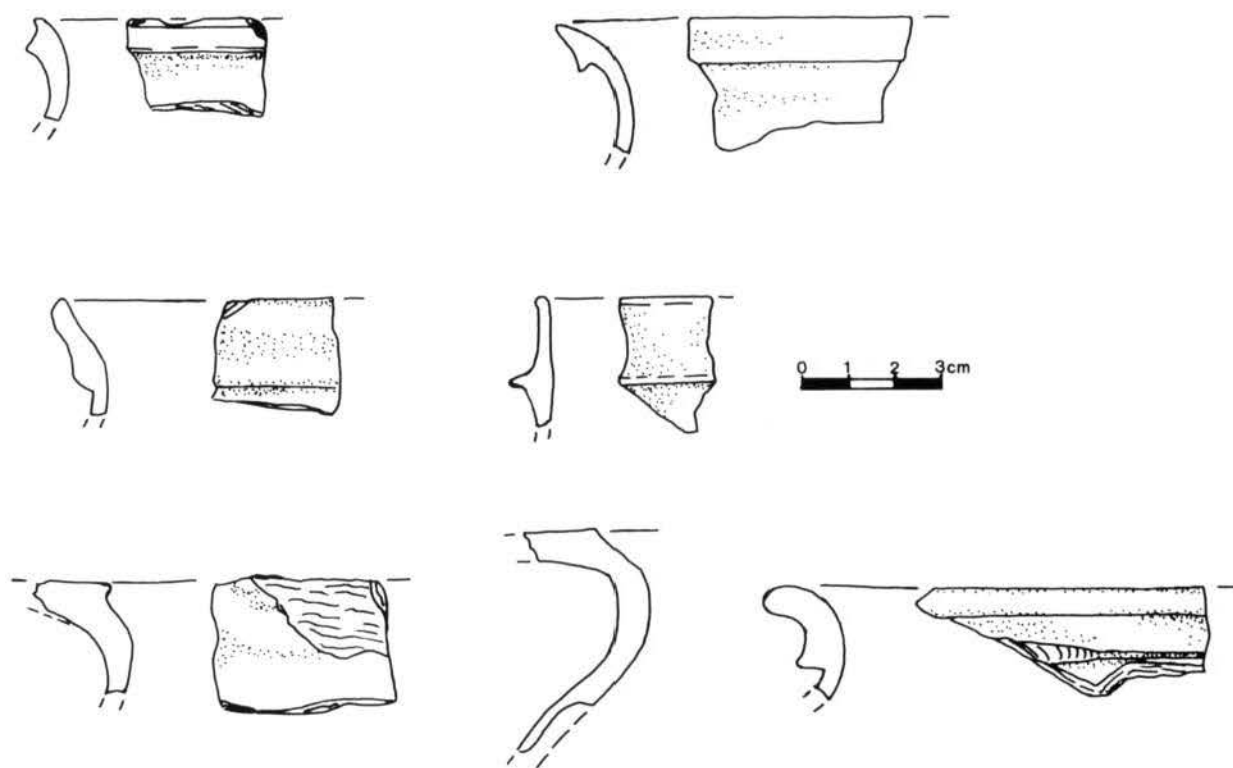


Abb. 4 Zindelstein. Auswahl der Keramikfunde: Randscherben der grautonigen Drehscheibenware des 13. bis 15. Jahrhunderts (Zeichnung: Heiko Wagner).

Und betreffs Kürnberg und Zindelstein ist zu lesen: „Sie können nur aus dem zähringischen Erbe stammen.“⁷

Eine kurze Besichtigung am 12.10.1999 und dann die Prospektion⁸ am 28.9.2011 sowie am 20.11.2012 erbrachten vor allem grautonige Drehscheibenware mit 26 Randscherben von Töpfen und 250 Wand- und Bodenscherben, die ins 13. bis 15. Jahrhundert gehört. Hinzu kommen sechs Ränder von Deckeln, vier Randscherben von Lampenschälchen und ein Rand einer Pilger(?) flasche. Von dem zahlreichen gezeichneten Fundmaterial kann hier nur eine kleine Auswahl vorgestellt werden (Abb. 4).

Besonders im Falle der rot- bis gelbtonigen, d.h. oxidierend gebrannten Ware ist auch noch das frühe 16. Jahrhundert anzunehmen; zu ihr gehören acht Randscherben, drei Ränder und ein Knauf von Deckeln und 37 Wand- und Bodenscherben. Eine weitere Randscherbe und mindestens zwei Wandscherben sind olivfarben glasiert, etwa 19 Wand- und Bodenscherben tragen grüne Glasuren.

Auffällig ist die Seltenheit der sogenannten nachgedrehten Ware, die für das 12. und frühe 13. Jahrhundert (und damit die Zähringerzeit) typisch ist. Sie ist mit nur vier Wandscherben der Albware, fünf weiteren Wandscherben einer anderen Warenart (davon eine mit Henkelansatz) vertreten; auch die Ofenkeramik passt in dieses Bild. Von rottonigen Becherkacheln kommen

⁷ Ebd., S. 106 und 108.

⁸ Für die Mitarbeit ist Regine Dendler, Manfred Müller und Franz Schätzle zu danken.

zwei Randscherben und fünf Wand- und Bodenscherben vor, außerdem wenige Fragmente von grautonigen Becherkacheln. Zahlreiche Ofenkachelfragmente sind nicht genauer ansprechbar, doch in jedem Fall jung einzustufen. Eine Randscherbe einer rottonigen, grün glasierten Tellerkachel findet an der Warenburg bei Villingen ihre Parallelen.

Selbst wenn sich künftig noch einige Fragmente von nachgedrehter Ware einstellen sollten, wäre damit jedoch nur das Ende der Laufzeit dieser Warenart zu belegen. Damit ist eine nachzähringische Gründung der Burg Zindelstein wahrscheinlich.

Die Warenburg bei Villingen

Am 25.10.2012 und am 20.11.2012 wurde vom Verfasser und Regine Dendler (Kirchzarten) die zweite Burg – die Warenburg bei Villingen⁹ – einer Prüfung unterzogen. Karl Siegfried Bader bemerkte zunächst, das Stadtrecht von Villingen habe die Herrschaft Brigachtal (Rietheim, Marbach, Klengen, Beckhofen und Grüningen) ihres Hauptortes beraubt.¹⁰ Die Stadt Villingen sei offenbar jünger als die Burg; wäre bereits eine Stadtbefestigung vorhanden gewesen, hätte man die Burg nicht gebraucht. In der Folge setzte Bader sie sehr früh an, in die frühe Zähringerzeit, lange vor der Stadtgründung und womöglich schon in das Umfeld der Gründung des Marktes Villingen (999).

Der Stadthistoriker Josef Fuchs deutete an: „Man darf hierzu die Frage stellen, ob Bezzelin nicht auf der ‚Warenburg‘, unmittelbar bei Villingen, einen seiner Hauptsitze hatte [...]“¹¹ Hermann Preiser formulierte hingegen: „Vermutlich in die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts [...] wird man die Errichtung der Warenburg ansetzen müssen [...]“ Seine Herleitung des Namens von den Waren der Kaufleute klingt eher abenteuerlich.¹² Ein älterer Autor spekulierte gar über einen karolingischen Ursprung mit Bezug auf einen Adligen Warin.¹³

Bei der Durchsicht der bisher historisch geprägten Literatur kann man sich des Eindrucks einer gewissen Ratlosigkeit der jeweiligen Autoren nicht erwehren. Die Datierungsvorschläge für die Gründung der Warenburg reichen denn auch vom 8. bis maximal zum 12. Jahrhundert.

Als Argument für einen zähringischen Ursprung dienten Bader rechtshistorische Gründe, so etwa die Verwaltung eines großen Besitzkomplexes in der Baar (u.a. Rietheim) von der Warenburg aus. Über eine eigene Gemarkung verfügte die Burg nicht, was anderswo oft auf einen späten Ursprung der betreffenden Burg hindeutet. Quellenbelege fehlen nahezu ganz. „Und doch ist schon bisher übereinstimmend angenommen worden, daß es sich bei der Warenburg um eine Zähringerfeste handelt, der die Aufgabe zufiel, das Brigachtal zu decken und gleichzeitig die Rolle des Marktes Villingen als herrschaftlichen Mittelpunktes zu ergänzen.“ Und später: „Man wird allerdings ihre Entstehung verhältnismäßig früh, vielleicht schon in das endende 10. Jahrhundert ansetzen dürfen.“¹⁴ Dabei dachte er an die Marktgründung von 999.

Mit abweichender Beweisführung wurden die noch älteren Zeitansätze hinsichtlich einer

⁹ BADER (wie Anm. 1), S. 114-120.

¹⁰ Ebd., S. 118.

¹¹ JOSEF FUCHS: Die Stadt Villingen im 12. und 13. Jahrhundert, in: Villingen und die Westbaar, hg. von WOLFGANG MÜLLER, Bühl 1972, S. 86-99, hier S. 87 Anm. 2.

¹² HERMANN PREISER: Die Warenburg bei Villingen – Die Martinskirche in Kirchdorf: Geschichtlicher Zusammenhang oder zufälliges Nebeneinander?, in: Geschichts- und Heimatverein Villingen Jahresheft VII (1982), S. 6-8, hier S. 7.

¹³ HUBERT GANTER: Bezzelin von Villingen und seine Vorfahren, Lahr 1891.

¹⁴ BADER (wie Anm. 1), S. 114 und 116.

sehr frühen Zeitstellung im Jahre 2003 wieder aufgegriffen. Ferdinand Stein ging argumentativ bis ins 8. Jahrhundert zurück und verfolgte die familiären Beziehungen in der Baar und in Südwestdeutschland, wobei auch zwei Träger des Namens Warin eine Rolle spielten.¹⁵ Eine derart frühe Burggründung mit anschließender Laufzeit bis ins späte Mittelalter ist jedoch in weitem Umkreis nirgends belegt, wie hier angemerkt sei.

Die Warenburg ist überhaupt erst 1320 zum ersten Mal erwähnt, eher beiläufig in einem Rodel des Klosters Salem. 1324 verkauft *Berthold Stökkeli von Warinberg* mit Einverständnis der Fürstenberger einige Güter. 1326 mussten die Fürstenberger Villingen und auch die Warenburg (*die burg ze Warenberg*) an Herzog Albrecht II. von Österreich verkaufen. Sie war damals offenbar fürstenbergisches Eigengut und bildete den Mittelpunkt der Herrschaft Brigachtal; gleichzeitig gingen einige Dörfer des Brigachtals an Österreich. Schon 1356 wurde die Warenburg verpfändet, und auch später noch mehrfach. Im Laufe des Spätmittelalters ging die Burg ab und wurde im 15. Jahrhundert größtenteils abgebrochen, ein nahe gelegener Meierhof dagegen erst im 17. Jahrhundert.

Schon der Augenschein vor Ort erweckte erste Zweifel an allen frühen Zeitansätzen der Warenburg. Für die merowingisch-karolingische Zeit wäre eher mit ovalen, der Form des jeweiligen Bergsporns folgenden Ringwällen und starken, tiefen und ggf. verdoppelten Gräben und Wällen auf der Bergseite zu rechnen. Möglicherweise hätte der Standort der Warenburg vor den Augen eines frühen Burgenbauers gar keine Gnade gefunden. Eine derart geometrische, rechteckig durchgeplante Anlage fällt für die Frühzeit des Burgenbaus aus dem Rahmen (Abb. 5). Dennoch wäre etwa eine unregelmäßig rechteckige bis quadratische Grundfläche in der Salierzeit (ca. 11. Jahrhundert) nicht völlig auszuschließen, wie die Ausgrabung der bischöflich-speyerischen Niederungsburg in Bruchsal zeigt.¹⁶ Der nähere Augenschein an der Warenburg zeigt breite, relativ flache Gräben; die Böschungen sind jeweils etwa 3 m hoch, teilweise weniger oder auch mehr. An den tieferliegenden Seiten im Norden und Osten ist auch ein Vorwall vorgelegt, auf dem heute ein Waldweg verläuft. Hier ist eigentlich die Bauform einer Niederungsburg (Tiefburg) auf diese Anhöhe verlegt worden. Derartiges kommt gelegentlich im späten Mittelalter vor (Schloss Kirchhofen im Breisgau, Jestetten Unteres Schloss, für die früheste Neuzeit eine Burgstelle beim Steinhof bei Raitbach, Stadt Schopfheim, Lkr. Lörrach). Ein angeblicher Turm ist anscheinend in die Ringmauer und ein angrenzendes Gebäude integriert, was zusammen mit den geringen Ausmaßen und Mauerstärken ebenfalls eher ein Merkmal des späten Burgenbaus (ab der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts) darstellen würde. Ältere Wohntürme und Bergfriede sind meist sehr massiv und stehen oft auch frei innerhalb der Anlage.

Das Fundmaterial von der Warenburg ist mit 168 Keramikfragmenten relativ zahlreich und bestätigt in seiner Datierung den topografischen Eindruck (Abb. 6). Es überwiegt die grautonige Drehscheibenware (103 Wand- und Bodenscherben). An gut bestimmbareren Funden dieser Warenart liegen acht Leisten- und Karniesränder, zwei weitere Randscherben und vier oder fünf grautonige Deckelfragmente vor. Hinzu kommt etwas braun- und rottonige Keramik, die teilweise auch glasiert ist. Die Ofenkeramik besteht aus insgesamt 23 meist kleinstückigen Fragmenten; sie sind grau-, braun- und rottonig und stammen von Becher-, Napf-, Viereck- und Blattkacheln. Ein kleines grün glasiertes Ofenkachelfragment zeigt Maßwerk und stammt von einer Nischenkachel des 15. Jahrhunderts. Bemerkenswert sind drei Randscherben von rottonigen, grün gla-

¹⁵ FERDINAND STEIN: Die Warenburg bei Villingen – Die Franken am Ostrand des Mittleren Schwarzwaldes, in: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar 46 (2003), S. 163-177.

¹⁶ DIETRICH LUTZ: Die bischöflich-speyerische Burg. In: Karlsruhe und der Oberrheingraben zwischen Baden-Baden und Philippsburg (Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland 16), Stuttgart 1988, S. 135-140.

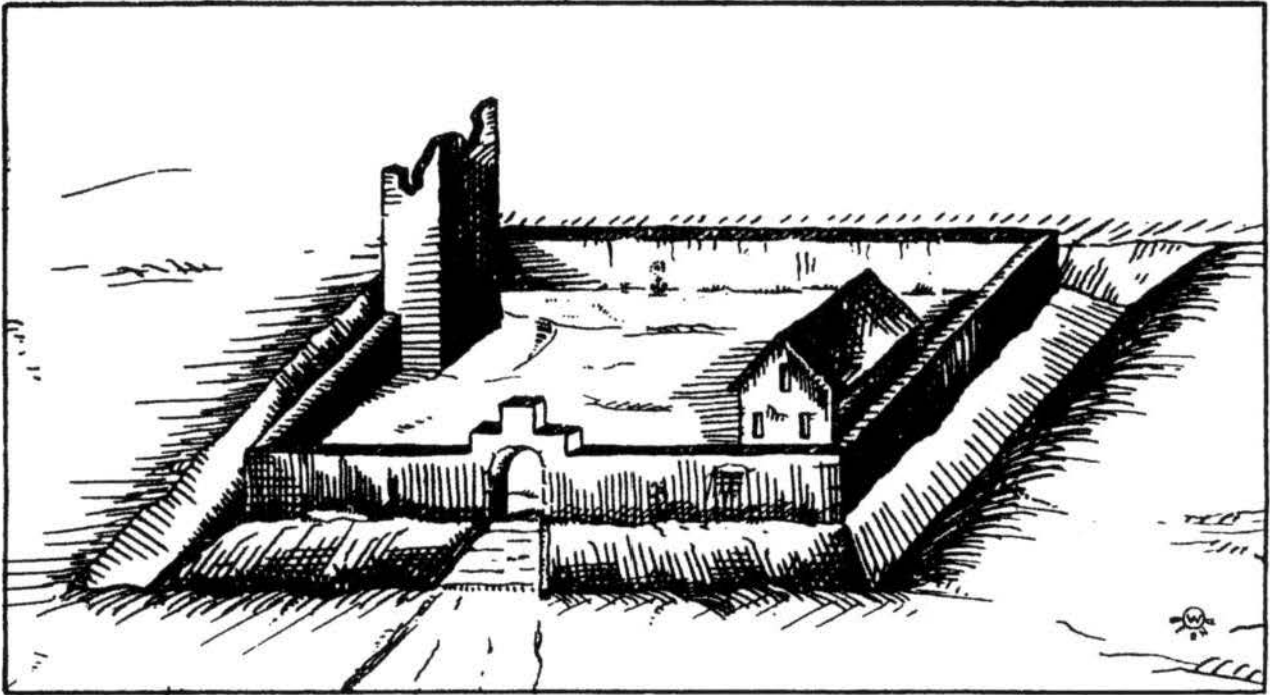


Abb. 5 Rekonstruktionsvorschlag der Warenburg nach Paul Revellio
(nach Bader [wie Anm. 1], S. 119).

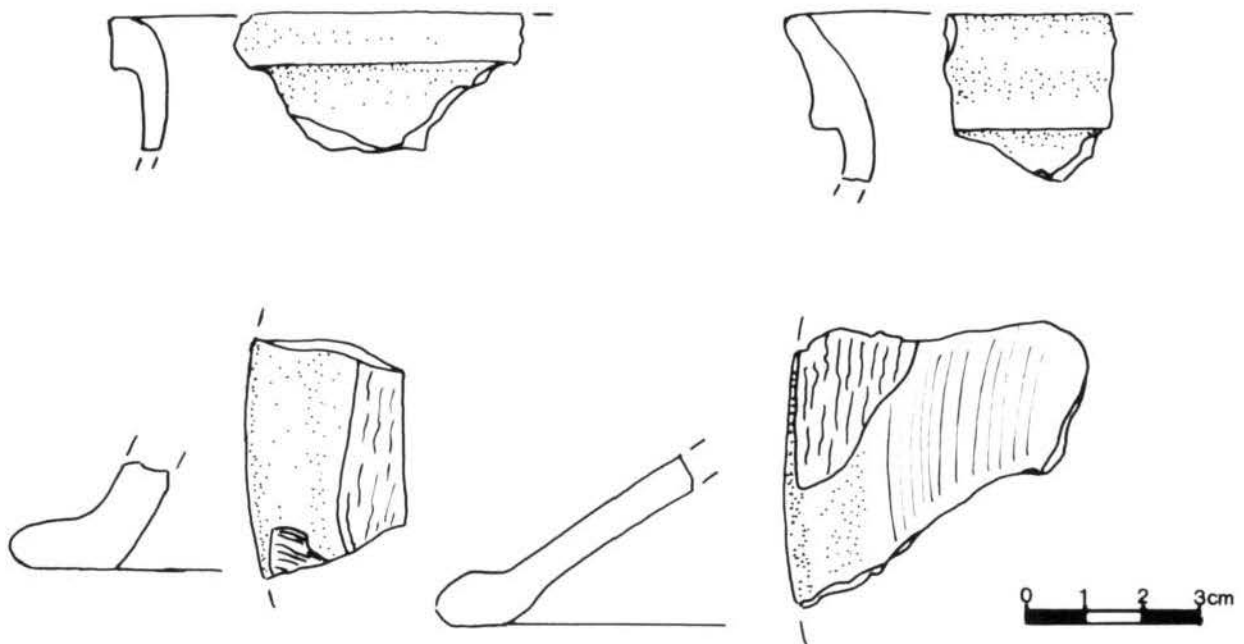


Abb. 6 Warenburg. Keramikfragmente der grautonigen Drehscheibenware: Leistenrand (oben links),
Karniesrand und zwei Deckelfragmente des 13. bis 15. Jahrhunderts (Zeichnung: Heiko Wagner).

sierten Tellerkacheln, die bisher eher in der Schweiz verbreitet waren. Sie kommen inzwischen auch auf der Burg Rötteln bei Lörrach und – durch Begehungen des Verfassers – auf der Burgstelle am „Henschenberg“ bei Zell im Wiesental, am Hochrhein und auch an der Burg Zindelstein vor. Backsteine, Dachziegelfragmente, etwas Hüttenlehm und Scherben von Fensterglas zeigen die späte Bebauung an.

Es treten nur ein, zwei Fragmente einer älteren Warenart, der „nachgedrehten Ware“, auf („fettig“, grautonig, wohl späte Albware, 13. Jahrhundert); hinzu kommen zwei dicke, offenbar nachgedrehte grautonige Wandscherben. An früh gegründeten Burgen tauchen hingegen regelmäßig bei der ersten Begehung bereits einige Fragmente der „Gründungsgeneration“ auf. Das Fundmaterial und die Gesamtform der Burg – der „Turm“ ist durchaus unsicher und womöglich in ein Gebäude einbezogen, jedenfalls nicht freistehend – deuten auf eine Gründung der Warenburg erst im frühen bis mittleren 13. Jahrhundert und womöglich eine Umbauphase hin.

In eine ganz andere Richtung hatten die Überlegungen Ferdinand Steins geführt. Eine merowingisch-karolingische Gründung der Warenburg ist jedoch völlig auszuschließen. Dennoch wäre nicht ganz von der Hand zu weisen, dass die späten Erbauer (die Uracher bzw. Fürstenberger?) hier gezielt einen altertümlichen Namen zur Legitimation ihrer hier ererbten Ansprüche wählten. Dabei können durchaus ältere historisch bedeutende Personen aus der Region gewählt werden. Zu erinnern sei etwa an die Inschrift des 16. Jahrhunderts auf der Burg Geroldseck (Seelbach, Ortenaukreis), die genealogisch auf einen karolingischen Grafen Gerold Bezug nimmt. Allerdings gewinnt man im Falle der Warenburg eher den Eindruck, als sei „Warenberg“ einfach der ältere Name des Bergrückens, der heutzutage als Flurname „Hinterer Warenberg“ östlich der Burg auftritt.

Es macht derzeit den Eindruck, als müsste man die Grafen von Urach bzw. die aus ihnen hervorgegangenen Fürstenberger als Gründer und Erbauer der Warenburg verdächtigen. Die Ursache könnte in einem Antagonismus zwischen der Stadt Villingen und ihrem Umland liegen. Friedrich II. zog im Jahre 1218 Villingen als Reichsstadt an sich.¹⁷ Eine Fehde zwischen Friedrich II. und Graf Eginio IV. von Urach endete mit einem schnellen Vergleich. Die Zeit des frühen bis mittleren 13. Jahrhunderts wäre am ehesten als Zeitpunkt für die Gründung der Warenburg zu vermuten. Vielleicht stellt sie eine Reaktion der Grafen von Urach oder dann der Fürstenberger auf den „Verlust“, d.h. die Reichsstadtfunktion der ehemals zähringischen Stadt Villingen dar, die nun nicht mehr als Wehranlage und Verwaltungssitz zur Verfügung stand. Der Burgstandort selbst wirkt etwas krampfhaft bemüht, sucht sichtlich die Nähe zur Stadt, obwohl der Standort für eine Höhenburg nicht optimal ist. Zwischenzeitlich war der Konflikt um 1234 (aufgrund guter Beziehungen Eginos V. zu König Heinrich [VII.]) und um 1250/1253 (nach dem Ende der Staufer agierte Heinrich von Fürstenberg als Stadtherr *in oppido nostro*) kurzzeitig entschärft.

Villingen wurde um 1273 wieder als Reichsstadt bezeichnet; 1278 sprach Rudolf von Habsburg dem Heinrich von Fürstenberg die Stadt Villingen zu. Allerdings erhob das Reich Ansprüche, sodass es 1283 schließlich zu einer Vergabe als „ewiges Reichslehen“ kam. Monika Spicker-Beck wies anlässlich des Jahres 1284 darauf hin, dass „die Stadt eine relativ starke Stellung innehatte und bestrebt war, die Machtbefugnisse des Fürstenbergers möglichst gering zu halten. So wurde ihm nicht gestattet, eine weitere Burg in der Nähe der Stadt zu errichten.“¹⁸ Von 1290

¹⁷ Zur Konfliktlage und den Ereignissen nach 1218 siehe KARL SIEGFRIED BADER: Villingen und die Städtegründungen der Grafen von Urach-Freiburg-Fürstenberg im südöstlichen Schwarzwaldgebiet, in: Villingen und die Westbaar (wie Anm. 11), S. 66-85; MICHAEL BUHLMANN: Villingen und die Fürstenberger (13./14. Jahrhundert), in: Geschichts- und Heimatverein Villingen Jahresheft XXXII (2009), S. 16-25.

¹⁸ MONIKA SPICKER-BECK: 999 und 1119 – Wege der historischen Überlieferung und Geschichtsschreibung in Villingen, in: Menschen Mächte Märkte – Schwaben vor 1000 Jahren und das Villingen Marktrecht,

datiert ein Sühnebrief zwischen Graf Egen und der Stadt,¹⁹ was auf andauernde Konflikte hindeutet, die nicht genauer zu beschreiben sind. Damit ist nur grob die Konfliktlage des 13. Jahrhunderts skizziert, in dem wohl die Gründung und frühe Bedeutung der Warenburg zu verorten sind. Diese genauer zu beschreiben, bleibt künftigen Forschungen vorbehalten.

Die Kirnburg

Wie steht es nun mit dem dritten Beispiel, der Kirnburg (Kürnburg) am Kirnbergsee (Unterbränd)? Die Kirnburg wird erstmals 1250 und dann wieder 1252 genannt. Graf Heinrich von Fürstenberg (zu dieser Zeit erfolgte die Abspaltung von den Grafen von Urach als künftig eigenständige Linie) übertrug dem Bischof von Straßburg seine Burg *Kurenburg* und seine Stadt Vöhrenbach und nahm sie als Lehen von ihm zurück. Bader urteilte: „Diese beiden Belege sind von der territorialgeschichtlichen Forschung einhellig als Beweis dafür angesehen worden, daß die Burg mit dem Zähringer Erbe an Fürstenberg gekommen sei. Zweifellos mit vollem Recht!“²⁰

1305 mussten die Grafen von Fürstenberg u.a. die Kürnburg und die Stadt Löffingen an das Haus Habsburg abtreten, um sie anschließend wieder als Lehen zu empfangen. Kürnburg blieb bis 1388 in fürstenbergischem Besitz. Über eine Verpfändung an die Pfalzgrafen von Tübingen kam die Burg an die Herren von Lupfen. Im Rahmen der sogenannten Lupfenschen Fehde brannten die Fürstenberger um 1413 den Burgstall Kürnburg nieder; ein Wiederaufbau unterblieb anscheinend. Teile der zugehörigen Bauernhöfe sind inzwischen durch Begehungen des Seeufers lokalisiert und mit Keramikfunden belegt worden.

Ihre ehemals beherrschende Lage ist der Kirnburg durch den Staudammbau von 1921/22 leider etwas verloren gegangen. Das noch sichtbare, sehr regelmäßige, lagerhafte Mauerwerk aus Kalksteinquadern kann durchaus in das 12. oder frühe 13. Jahrhundert datieren (Abb. 7). Paul Revellio hatte beim Staudammbau 1921 eine Grabung durchgeführt; der Verbleib der Funde ist noch nicht genauer ermittelt. Von der Topografie, der Bautechnik und dem Grundriss her macht die Kirnburg einen eher frühen Eindruck. Unter den spärlichen Neufunden (18 Keramikfragmente) einer Begehung am 8.10.2012 durch den Verfasser und Franz Schätzle (Löffingen) dominiert die spätmittelalterliche Drehscheibenware des 13. bis 15. Jahrhunderts, ebenso unter der Ofenkeramik. Eine Randscherbe der nachgedrehten Ware mit eingestochener Verzierung unterm Rand gehört ins 12. oder frühe 13. Jahrhundert (Abb. 8);²¹ hinzu kommen vier Wandscherben der nachgedrehten Ware. Ihnen stehen in der Gefäßkeramik nur fünf Wandscherben der grautonigen Drehscheibenware gegenüber; an Ofenkeramik in Drehscheibentechnik sind es sieben Wandscherben von Becher- und Napfkacheln sowie eine Zarge einer Blattkachel. In der winzigen Stichprobe an Keramik ist immerhin nahezu ein Viertel der nachgedrehten Ware zuzuweisen.

Im Fundmaterial der zugehörigen Höfe sind eine Randscherbe (Abb. 8) und gut ein Dutzend Wandscherben der nachgedrehten Ware vorhanden; sie machen allerdings hier nur etwa 10 % des

hg. von CASIMIR BUMILLER (Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der Städtischen Museen Villingen-Schwenningen 20), Villingen-Schwenningen 1999, S. 69-89, hier S. 72.

¹⁹ Ebd., S. 73.

²⁰ BADER (wie Anm. 1), S. 98-103, Zitat S. 100.

²¹ Vgl. etwa BERTRAM JENISCH: Die Entstehung der Stadt Villingen – Archäologische Zeugnisse und Quellenüberlieferung (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 22), Stuttgart 1999, Taf. 12, Nr. 12 (Fragment mit zwei Schrägschnitten direkt unterm Rand).



Abb. 7 Kirnburg am Kirnbergsee. Mauerstück über der Staumauer (Foto: Heiko Wagner).

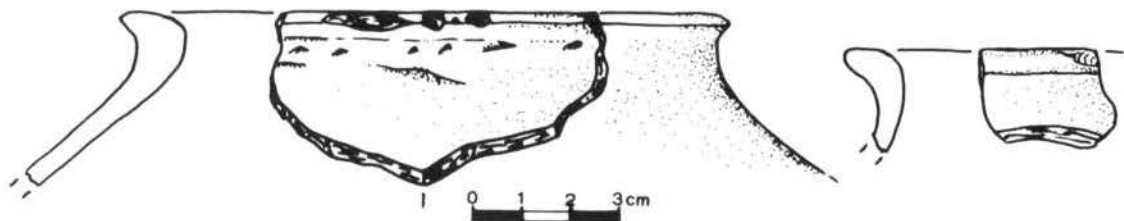


Abb. 8 Kirnburg am Kirnbergsee. Verzierte Randscherbe (nachgedrehte Ware) von der Burg, eine weitere Randscherbe von einem Gehöft am heutigen Seeufer (Zeichnung: Heiko Wagner).

gesamten mittelalterlichen Fundmaterials aus, das durch die Jüngere Drehscheibenware des 13. bis 15. Jahrhunderts charakterisiert wird.

Die Kirnburg könnte damit in die Zähringerzeit oder in die Zeit kurz danach gehören. Eine Gründung der Burg in der Zähringerzeit erscheint in diesem Falle immerhin denkbar, ist derzeit aber noch nicht abschließend bewiesen.

Ergebnis

Von den drei Paradebeispielen für zähringische Burgen ist offenbar nur – höchstens – eines übrig geblieben. Diese Diskrepanz erklärt sich durch die angewandten Forschungsmethoden. Karl Siegfried Bader arbeitete damals mit dem weiten historischen Blick, unter Berücksichtigung topografischer Gesichtspunkte. Die Baugeschichte der einzelnen Burgen interessierte ihn weniger. Zur damaligen Zeit hätte ihm diese wohl auch nicht viel genutzt, weil die Grundzüge der Burgenentwicklung damals noch kaum herausgearbeitet waren. Eine archäologische Erforschung von Burgen, überhaupt eine Archäologie des Mittelalters wie auch eine fest etablierte Keramikchronologie gab es damals noch nicht. Das heutzutage viel breitere Methodenspektrum mit seinen Datierungsmöglichkeiten bietet nun Erkenntnisse am Einzelobjekt. Die topografische Lage allein kann dazu verlocken, Bezüge herzustellen, die nie bestanden haben. Eine sorgfältige Einzeluntersuchung der jeweiligen Burg ist jedenfalls durch nichts zu ersetzen.

Generell gilt es bei den historischen Folgerungen zu unterscheiden: Die diskutierten Flächen oder Territorien selbst können zähringisch gewesen sein. Das kann durchaus auch für die Geländestücke gelten, auf denen die genannten Burgen erbaut wurden. Der Folgerung von Bader hinsichtlich des 1244 auf Eigengut gegründeten Vöhrenbach wäre somit zuzustimmen: „Der allodiale Ursprung des Eigengutes in Vöhrenbach und Kürnbach findet [...] seine einzig denkbare Begründung im zähringischen Erbe.“²²

Der in den Blick genommene Burgplatz jedoch ist in jedem Einzelfall wieder separat zu untersuchen. Hier ist durchaus mit räumlichen Verlagerungen des jeweiligen Herrschaftsmittelpunktes – der Burg – innerhalb des Territoriums zu rechnen.

Anscheinend sind gerade das Ende der Zähringerherrschaft und die nachfolgenden Jahrzehnte (das frühe bis mittlere 13. Jahrhundert) als Periode des Umbruchs anzusprechen. In diesem Zeitraum wurden Burgplätze aufgegeben und andere neu etabliert; Familien starben aus, wurden im Kampf vernichtet, verloren ihre wichtige Stellung, stiegen sozial ab, kehrten dem Kampf und der politischen Betätigung den Rücken, wanderten ab oder benannten sich um. Andere Familien dagegen erbten, wurden aufgewertet und stiegen auf ...

Ausblick

Damit stellt sich nun umso deutlicher die Frage nach zähringischen oder mindestens zähringerzeitlichen Burgen auf der Baar und im östlichen Schwarzwald. Hier ist durchaus an einigen Stellen Neues zu vermelden.

So könnte etwa eine Burgstelle westlich von Wolterdingen eine Art Vorläufer der Zindelstein gewesen sein und hier den Ausgang des Bregtals beherrscht haben. Jedoch fand sich an dieser durch Steinbruchstätigkeit und Hausbau stark veränderten Burgstelle kein datierbares Fundmaterial.

Bei Pfohren (Stadt Donaueschingen) im Gewann „Burghof“ konnte an der Motte durch Mörtel- und Sandsteinstücke ein mindestens teilweiser Ausbau in Stein belegt werden. Zwei Wandscherben gehören zur nachgedrehten Ware des 12. oder frühen 13. Jahrhunderts.

Nur 2,2 km westlich der Warenburg befindet sich bei Villingen die mit etwa 40-50 m Durchmesser durchaus beachtliche Motte Runstal.²³ Ein *Erchenger von Rundestal* ist 1111 im Rotulus

²² BADER (wie Anm. 1), S. 100.

²³ JOSEF FUCHS: Rumstal, ehemals Dorf und Burg bei Villingen, in: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar 29 (1972), S. 230-240; MICHAEL SCHMAEDECKE: Siedlungswüstungen auf

Sanpetrinus genannt. 1207 veräußerte Konrad von Schwarzenberg (die gleichnamige Burg des Geschlechtes steht oberhalb von Waldkirch) u.a. das Gut Runstal an das Kloster Salem zur Errichtung einer Grangie. Im Jahre 1259 wurde es vom Kloster Salem an die Stadt Villingen verkauft und verschwindet aus den Schriftquellen. Auf der bereits einmal 1942 von Paul Revellio angegrabenen Burgstelle Runstal zeigten zahlreiche Kalkmörtelstücke, Splitter und Brocken von Buntsandstein bei einer Begehung am 25.10.2012 einen Steinausbau an.²⁴ Die Motte ist im Innern abgeflacht und weist offenbar einen umlaufenden randlichen Wall auf. Die Motte erscheint von außen daher höher (etwa 3 m über der heutigen Grabensohle). Die Innenfläche erhebt sich jedoch kaum über die Umgebung und ist wohl eher als Flachmotte anzusprechen. Anstelle eines zentralen massiven Turmes (für den es keine Indizien gibt) ist eher mit einer Bebauung durch mehrere Bauten zu rechnen. Darauf deuten Schutthaufen und Gruben (vermutlich ehemalige Keller) hin. Eine schwärzliche, gut geglättete Wandscherbe gehört zur nachgedrehten Ware (12. bis frühes 13. Jahrhundert). Spätere Keramik fehlt ebenso wie Dachziegel oder Backsteine, was die frühe Zeitstellung unterstreicht. Nach der Übernahme durch die Stadt Villingen gab man die Burg (bzw. die zwischenzeitlich hier eingerichtete Grangie des Klosters Salem) wohl bald auf. Die auf dem dort aufgestellten Schild angegebene Zerstörung um 1500 ist aufgrund des Fehlens von entsprechend späten Funden eher unwahrscheinlich; es kann sich höchstens um einen Abbruch mit Steinraub gehandelt haben. Im Gegensatz zur Warenburg zeigt die Motte Runstal in Form, Bebauungsresten und dem einzigen Fundstück sofort charakteristische Elemente für eine frühe Datierung.

Neues gibt es auch zur sogenannten Burg Dellingen. Die Ruine steht in einem inzwischen stark zugewachsenen, unter Naturschutz stehenden Gelände oberhalb des Ortes Waldhausen (Stadt Bräunlingen, Schwarzwald-Baar-Kreis). Dellingen hieß ein offenbar zugehöriger Weiler oder Meierhof, der inzwischen abgegangen ist.

Die äußerst spärlichen Schriftquellen beginnen im ausgehenden 15. Jahrhundert, weshalb Bader die Entstehung der Burg zeitlich spät ansetzte.²⁵ Bei der Erstnennung 1483 war sie offenbar ein Burgstall und war Lehen der Grafen von Lupfen, 1512 kam sie an die Stähelin von Stockburg und 1550 an das Haus Fürstenberg.

Die „Burg Dellingen“ wurde bei zwei Begehungen am 10.8.2011 und 14.9.2011 dokumentiert.²⁶ Dabei wurde der etwa 4 m hohe Turmstumpf grob vermessen; seine Außenmaße betragen 10,80 m; die Mauerdicke variiert zwischen 1,70 m und 2,15 m (Abb. 9 und 10). Die Gesamtform der insgesamt rechteckigen Anlage könnte auf eine spätmittelalterliche Anlage hinweisen. Das Mauerwerk des Turms, lagerhaft aus relativ ordentlichen Kalksteinblöcken aufgeführt, könnte jedoch ebenso auf eine frühe Zeitstellung zwischen dem 10. und 12. Jahrhundert hindeuten, lässt sich aber nicht genauer datieren. Der recht geräumige Innenraum zeigt einen Wohnturm, keinen Bergfried an. Er steht frontständig – d.h. auf der Bergseite – an einer Ecke der Burganlage, wie etwa an der frühen Burg „Turmhölzle“ bei Raitbach (Stadt Schopfheim, Lkr. Lörrach). Bemerkenswert ist der ebenerdige Eingang in den Turm. Auffallend ist das Fehlen von Dachziegeln, Backsteinen und spätmittelalterlichen Keramikfunden, was ein Indiz für eine frühe Zeitstellung

der Gemarkung Villingen, Stadt Villingen-Schwenningen, Schwarzwald-Baar-Kreis, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1988 (1989), S. 269-271; ANDREAS HAASIS-BERNER: Wichtiger Besitz der Herren von Schwarzenberg in der Baar: Burg und Dorf Runstal bei Villingen, in: Waldkircher Heimatbrief 192 (2003), S. 4f.

²⁴ Badische Fundberichte 17 (1941-47), S. 356f.

²⁵ BADER (wie Anm. 1), S. 105.

²⁶ Für die Hilfe bei Dokumentationsarbeiten ist Manfred Müller, Götz Peter Lebrecht und Helmut Söllner zu danken.



Abb. 9 „Burgruine Dellingen“. Südwand des Turmes, innen (Foto: Heiko Wagner).

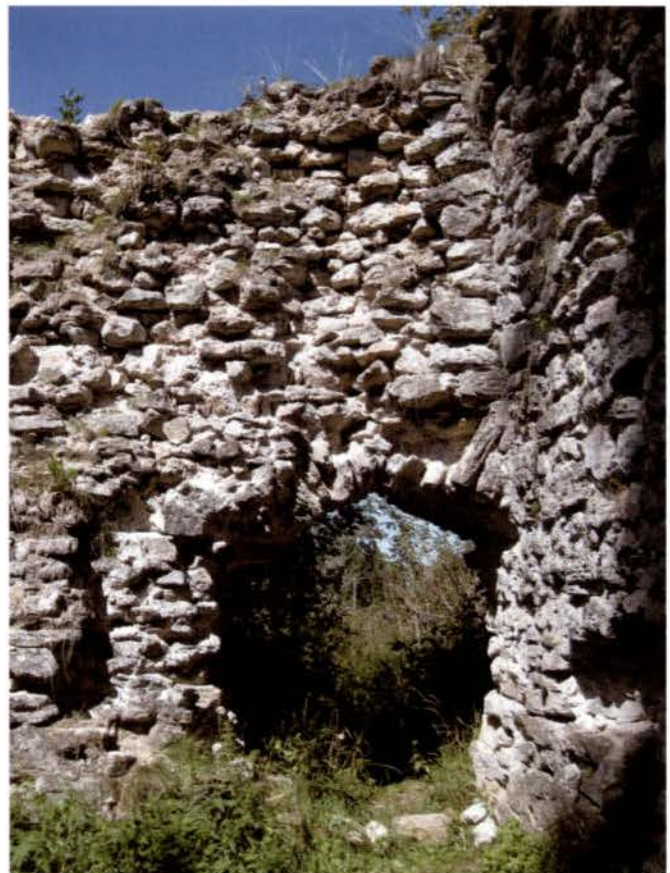


Abb. 10
„Burgruine Dellingen“. Nordwand des Turmes (innen) mit ebenerdiger Tür (Foto: Heiko Wagner).

sein kann. Ein oder zwei Wandscherben (außer einer verwitterten Terra sigillata-Scherbe der Römerzeit) sind auffallend sandig gemagert. Eine Datierung zwischen dem 10. und frühen 12. Jahrhundert erscheint denkbar, lässt sich jedoch mangels Randscherben oder Vergleichsfunden in der unmittelbaren Umgebung derzeit nicht genauer präzisieren. Sie sind bisher die einzigen Fundstücke, die sich offenbar auf die Burgruine beziehen lassen.

Diese Hinweise auf die frühe Datierung stehen im Widerspruch zu den späten Schriftquellen. Zur Diskussion gestellt sei daher die Vermutung, dass sich das einmal erwähnte *burgsäss* auf eine Burg – womöglich eine Niederungsburg – an anderer Stelle in der näheren Umgebung beziehen könnte. Die Bezeichnung „Dellingen“ würde sich dann auf diese noch zu suchende Anlage beziehen. Damit ist unsicher, ob die Höhenburg wirklich „Dellingen“ hieß. Aufgrund der Nähe zum Ort Waldhausen könnte sie immerhin auch „Waldhausen“ geheißen haben. Zwischen 1094 und 1140 ist eine Adelsfamilie „von Waldhausen“ belegt. Sie wird bisher auf einen Ort Waldhausen bei Villingen bezogen. Zu prüfen wäre künftig, ob sie sich nicht vielleicht hier auf der „Burg Dellingen“ verorten lassen könnte.

Am Rand ist noch auf die ursprünglich vermutlich den Zähringern zuzuweisende Burg Fürstenberg (Stadt Hüfingen, Schwarzwald-Baar-Kreis) einzugehen. Sie ist erstmals 1175 mit *dux occupavit Fürstenberg* während eines Krieges mit den Zollern genannt. Ein ausgedehntes Survey auf dem Berg erbrachte kürzlich Fundmaterial des 12. und frühen 13. Jahrhunderts. Die Ergebnisse sind auf den Tafeln eines neuen Lehrpfades dargestellt und auch veröffentlicht.²⁷

Hinweise auf große, jedoch völlig verebnete Motten bei Hüfingen und Löffingen sind derzeit noch diffus und nicht genauer datierbar. Der Survey auf der Baar wird vom Verfasser in den nächsten Jahren fortgesetzt.

Die oben genannte Untersuchung einiger ausgewählter Burgen auf der Baar und im östlichen Schwarzwald erbrachte unerwartete Ergebnisse. Zindelstein und Warenburg hielten der Überprüfung hinsichtlich einer zähringerzeitlichen Datierung nicht stand. Besonders im Fall der Warenburg wird es nun Aufgabe der Geschichtswissenschaft sein, das Umfeld und die Konfliktlage des frühen bis mittleren 13. Jahrhunderts im Raum Villingen zu beleuchten. In dieser Zeit dürfte die Warenburg errichtet worden sein.

Lediglich die Kirnburg lieferte einige Indizien für eine zähringerzeitliche Datierung. Hingegen kommen zukünftig einige bisher wenig beachtete Burgen in den Fokus, die frühe Funde erbrachten oder aufgrund ihrer Baustrukturen verdächtig sind.

78 Jahre nach der verdienstvollen Veröffentlichung durch Karl Siegfried Bader sind nun endlich einige Fortschritte bei der Burgenforschung auf der Baar zu verzeichnen.

Die Auswertung der Funde des Surveys zeigt, dass durch Geländeprospektion Hypothesen überprüft und wichtige landesgeschichtliche Ergebnisse gewonnen werden können.

²⁷ HEIKO WAGNER, Von der Steinzeit zur Stadt. „Von der Steinzeit zur Stadt. Neue Forschungen zur Besiedlungsgeschichte des Fürstenbergs“ in: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar in Donaueschingen 57 (2014), S. 33-62. In Vorbereitung für Fundberichte aus Baden-Württemberg 35 (2014/15).

Das Endinger Niederdorf oder: Die Erfindung einer dritten Siedlung

Von
JÜRGEN SIMON

Je weniger wir über vergangene Zeiten wissen, desto mehr Raum bleibt für Phantasie und Hypothesen, die – zwei, drei Male wiederholt – schnell als Tatsachen gelten. Bei den meisten Dörfern und Städten des Breisgaus liegen die Anfänge im Dunkeln, sodass es gerade Aussagen über deren Frühzeit verdienen, einer genaueren Betrachtung unterzogen zu werden.

Ober-, Unter-, Nieder-Dorf: Aus wie vielen Siedlungskernen entstand Endingen?

Was die Entstehung Endingens anbetrifft, hat sich die Vorstellung durchgesetzt, dass auf der heutigen Gemarkung drei alemannische und dann früh-mittelalterliche Siedlungen nebeneinander bestanden haben. So steht es gleich mehrfach in der offiziellen Stadtgeschichte¹ und im Archäologischen Stadtkataster², ebenso in den Kreisbeschreibungen³, so übernimmt es Michael Hoeper in sein grundlegendes Werk zur alemannischen Besiedlungsgeschichte des Breisgaus⁴ und so vertrat es zuletzt Heinz Krieg in seinem Jubiläumsvortrag⁵.

Zwei dieser Siedlungen lassen sich auch heute noch ganz deutlich im modernen Stadtbild ausmachen: Zum einen das untere Endingen mit Fronhof und Peterskirche, zum andern das obere mit Martinskirche, Auf dem Hof, Ostel. Die Kirchen werden bis heute nach ihrer Lage „Obere“ und „Untere Kirche“ und nur selten mit Patronatsnamen bezeichnet (Abb. 1).

Neben diesen beiden soll es nun ein drittes Dorf gegeben haben, das „Niederdorf“ nördlich der späteren Stadtmauer. Von diesem angeblich dritten Dorf hat sich nichts erhalten, weshalb angenommen wird, es sei bei der Stadtwerdung und Ummauerung außen vor geblieben und dann verödet. 1966 wurde das geplante Neubaugebiet zwischen Bahnlinie und Schelmengraben nach ihm „Niederdorf“ genannt und die es begrenzende Straße später „Niederdorf-Straße“ (Abb. 2).

¹ Endingen am Kaiserstuhl. Die Geschichte der Stadt, hg. von BERNHARD OESCHGER, Endingen 1988, darin: GERHARD FINGERLIN: Ur- und Frühgeschichte auf Gemarkung Endingen, S. 13-31, zum Niederdorf S. 27f.; JÜRGEN TREFFEISEN: Endingen im Mittelalter, S. 32-81, zum Niederdorf S. 36f.; GITTA REINHARD-FEHNENBACH/PHILIPP FEHNENBACH: Die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt Endingen, S. 484-515, zum Niederdorf S. 484f.

² MECHTHILD MICHELS/BERTRAM JENISCH, Endingen am Kaiserstuhl (Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg 19), Stuttgart 2002, S. 27 und 47f.

³ GERHARD FINGERLIN, Römer, Alamannen und Franken. 700 Jahre frühe Geschichte und Kultur im Landkreis Emmendingen, in: Der Kreis Emmendingen, hg. von Lothar Mayer, Stuttgart 1981, S.74-99, zu Endingen S. 95; JÜRGEN TREFFEISEN: Endingen, in: Der Landkreis Emmendingen, Band II,1, hg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg, Stuttgart 2001, S. 184-195, zum Niederdorf S. 184.

⁴ MICHAEL HOEPER: Alamannische Siedlungsgeschichte im Breisgau. Zur Entwicklung von Besiedlungsstrukturen im frühen Mittelalter (Freiburger Beiträge zur Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends 6), Rahden/Westf. 2001, S. 218.

⁵ HEINZ KRIEG: 862 – Die urkundliche Ersterwähnung von Endingen und Kiechlinsbergen (und Sexau), Vortrag aus Anlass des 1150-jährigen Jubiläums gehalten in Endingen am 11. Mai 2012, abgedruckt in: 's Eige zeige'. Jahrbuch des Landkreises Emmendingen für Kultur und Geschichte 27 (2013), S. 9-28, zum Niederdorf S. 14.



Abb. 1 Endingen von Südosten; links die Obere Kirche St. Martin, rechts die Untere Kirche St. Peter, Luftaufnahme 1935 (Nachlass Werner Noack, StadtAF, K1/69 Schachtel 49 Nr. 5770).

Mit Baubeginn 1968/69 wurden hier vereinzelt archäologische Funde gemacht. Sie liegen seit gut vier Jahrzehnten im Schoße der Archäologischen Denkmalpflege und sind nie publiziert worden. Was von ihnen bisher bekannt wurde, erlaubt nicht, von einem „Dorf“ zu sprechen. Es waren aber auch gar nicht die Fundstücke, welche die Idee des „Niederdorfs“ hervorgebracht haben, sie werden nur im Nachhinein gerne als Beleg zitiert.

Als Bestimmungswort in Ortsnamen sind Unter- und Nieder- ein und dasselbe, nämlich das Gegenstück zu Ober-; so begegnet uns das Pendant zu Oberbergen, das wir heute als Kiechlinsbergen kennen, im 14. Jahrhundert sowohl als Unter- wie als Niederbergen.⁶ Eine lateinische Aufstellung nennt für das Jahr 1270 – also vor der Stadterhebung und Ummauerung Endingens⁷ – *curias [= Höfe] in superiori et inferiori Endingen* im Besitz des Klosters St. Blasien.⁸ Es gibt daher keinen Grund, im Niederdorf der mittelalterlichen Quellen etwas anderes zu sehen als die untere Siedlung mit Fronhof und Peterskirche – oder Ausläufer davon. Die Frage ist nur, wie es dennoch zur wundersamen Dorfvermehrung kam?

⁶ Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, Erster Band, bearb. von ALBERT KRIEGER, Heidelberg ²1904, Sp. 1156f.: Unterbergen, Bergen untern, 1341, K. Berain 8553 (Tennenbach); Sp. 1258: sant Michels kilche in dem dorf zuo Niderbergen 1344 K. Tennenbach; Nicolaus de Gisingen sacerdos, incuratus ecclesie sancti Petri in Nidernbergen 1338 K. Tennenbach.

⁷ Die Stadterhebung durch die Üsenberger ist urkundlich nicht belegt; Jürgen Treffeisen erschließt sie für den Zeitraum 1285 bis 1286, da Endingen im Oktober 1284 noch als *villa* und in einer Reihe mit andern *vorgenannten dörfer* erscheint, während im März 1286 von einem *burger ze Endingen* und einem *burger insigel* die Rede ist, TREFFEISEN (wie Anm. 1), S. 41.

⁸ TRUDPERT NEUGART: *Episcopatus Constantiensis Alemannicus sub Metropoli Moguntina*, I, 2, Freiburg 1862, S. 456.

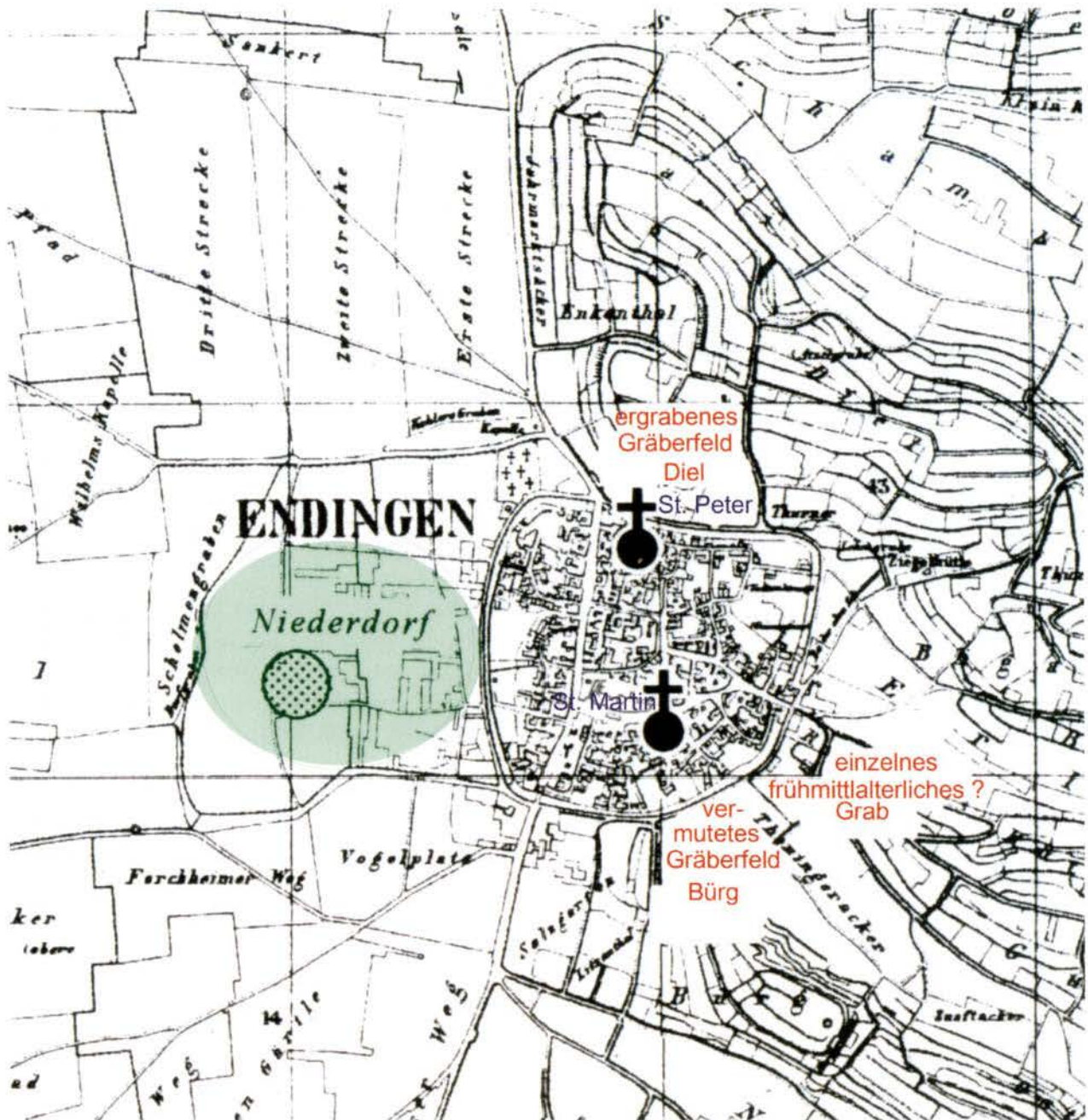


Abb. 2 Ausschnitt aus dem von M. Hoepfer überarbeiteten Übersichtsblatt des Gemarkungsatlases von 1871. Der Plan ist geostet (aus: HOEPFER [wie Anm. 4]). 1972 wurde im Gewann Diel ein ca. 200 Gräber umfassendes alemannisches Gräberfeld ausgegraben, auf 550-700 datiert; die zugehörige Siedlung nimmt man im Bereich der Peterskirche an. Aufgrund einiger Lesefunde vermutet man ein alemannisches Gräberfeld im Gewann „Bürg“, datiert auf 680-700, und die zugehörige Siedlung im Bereich der Martinskirche. Neben diesen bis heute sichtbaren Siedlungskernen um die beiden Kirchen soll es einen dritten, das Niederdorf nördlich der Stadtmauer, gegeben haben. Funde in diesem Gebiet werden auf 650-700 datiert.

Von Äckern und Gärten *im nidern dorfe*

Der erste, der über die mittelalterliche Geschichte Endingens schrieb, war Heinrich Maurer, damals Diakon und Vorstand der Höheren Bürgerschule in Emmendingen. Er kennt 1879 nur zwei Endinger Siedlungen: „Bis zum Jahre 1344 bestand Endingen aus zwei abgesonderten Theilen, welche Ober- und Nieder-Endingen genannt wurden. Das erstere war eine Veste, im Besitz des alten breisgauischen Dynastengeschlechts derer von Uesenberg, das Letztere ein Dorf mit einem großen Herren- oder Fronhof.“ Zu Nieder-Endingen zählt er nicht nur den Fron- oder Herrenhof des Klosters Andlau, sondern auch die zu diesem Hofe gehörigen Bauerngüter: „Dieser Hof war ein sogenannter Dinghof, d.h. ein Herrenhof, zu welchem nicht bloß ein ansehnlicher Güterbestand von Aeckern, Reben, Matten, Wäldern und dergleichen gehörte, sondern auch eine ziemliche Anzahl größerer und kleinerer Bauerngüter (Huben und Lehen), welche in der Gemarkung von Endingen zerstreut lagen und dem Herrenhofe zinsten.“ Das Jahr 1344 ist für ihn ein Einschnitt, weil da die Äbtissin des Andlauer Klosters Adelheid den Hof und das Schultheißenamt an die junge Stadtgemeinde Endingen verkauft, und als Folge dieser Einbeziehung des Fronhofs in die Stadt sieht er Nieder-Endingen untergehen: „Auf diese Weise gelangte der Dinghof mit allen Rechten in den Besitz der Stadt Endingen und das Dorf ging im Laufe der Zeit völlig ein, weil die Bewohner allmählig innerhalb der Stadt selbst sich niederließen.“⁹

In einer zweiten, 1882 erschienenen Abhandlung spricht Maurer zwar ebenfalls von den beiden Teilen Ober- und Nieder-Endingen, letzteres „das ‚Niederdorf‘ genannt“, der Andlause Fronhof tritt nun jedoch als eigener Komplex auf, dessen Zugehörigkeit zu Ober- oder Nieder-Endingen „sich nicht mehr sicher entscheiden“ lässt. Was das Niederdorf/Niederendingen allerdings sein soll, wenn nicht der Fronhof-Bezirk mit Peterskirche und deren Ausläufern, geht aus dem Aufsatz nicht hervor.¹⁰

Aber wir erfahren, was ihn auf den Gedanken eines öde gefallenen Nieder-Dorfes gebracht hatte. Es war eine Urkunde des Heiliggeist-Spitals zu Freiburg von 1308, in welcher mehrfach Äcker und Gärten *in dem nidern dorfe* genannt werden; daraus schließt Maurer: „der Grund und Boden desselben war aber im Jahre 1308 schon Garten- und Ackerfeld.“¹¹ In der Urkunde überträgt Symunt von Endingen, Bürger von Freiburg, seinen Hof und die dazugehörigen Güter und Einnahmen an Burchart von Üsenberg; das Niederdorf wird mehrfach genannt, vier mal sind es Äcker, einer davon neben dem Garten des Klosters Wonnental, und zuletzt heißt es noch: *ein garte lit in dem nidern dorfe des ist ein iuch(er)*.¹²

Diese Äcker und Gärten lagen vermutlich einfach in der Nähe der neuen Stadtmauer und gehörten zum Bereich des unteren Dorfes. Gärten lagen innerhalb und außerhalb der Mauern, ein Zustand, den man in Endingen an manchen Stellen bis heute antrifft. Jürgen Treffeisen hat bereits darauf hingewiesen, dass bei einer Stadtfläche von 18 ha und 150 im Jahre 1475 gezählten Herdstätten¹³ jede durchschnittlich 12 a groß ist, „was belegt, daß die Stadt um diese Zeit keine

⁹ HEINRICH MAURER: Endingen. Aus der Geschichte Endingens vom ersten urkundlichen Nachweis bis zum Bauernkrieg, in: Schau-ins-Land 6 (1879), S. 3-42, Zitate S. 4 und 12.

¹⁰ HEINRICH MAURER: Die Stift-Andlause Fronhöfe im Breisgau, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 34 (1882), S. 122-160, Zitat S. 128. Zusätzliche Verwirrung stiftet, dass er dieses Niederdorf „südlich von der jetzigen Stadt“ lokalisiert; dabei handelt es sich vermutlich um ein Versehen, denn südlich der Stadt liegen die Hügel des Kaiserstuhls. Gemeint ist wohl „nördlich“, wo es auch in Abb. 2 eingetragen ist.

¹¹ MAURER (wie Anm. 10), S. 128.

¹² Stadtarchiv Freiburg (StadtAF), A2, Nr. 66 vom 12. Dezember 1308.

¹³ Urkundenbuch der Stadt Freiburg im Breisgau, II. Bd. II. Abt., hg. von HEINRICH SCHREIBER, Freiburg 1829, S. 549.

geschlossene Bebauung aufwies, sondern zwischen den einzelnen Häusern größere unbebaute Flächen lagen.“¹⁴

Wahrscheinlich hat es einzelne, verstreut liegende Gehöfte außerhalb der Stadtmauer gegeben, die im Laufe der Zeit untergegangen sind, es müssen aber kein ganzes Dorf oder große Teile davon verschwinden, damit es Platz für Äcker und Gärten *im nidern dorfe* gibt.

Das Niederdorf als drittes Dorf

Es ist dann Werner Noack, Direktor des Augustinermuseums in Freiburg, der 1939 erstmals in aller Deutlichkeit von drei Siedlungskernen spricht. In seinem kunsthistorischen Beitrag im Sammelband „Der Kaiserstuhl“ geht er kurz auf die Stadtanlage Endingens ein; indem er den Andlauischen Fronhof-Komplex und das Niederdorf für zwei unterschiedliche Siedlungen hält, kommt er auf insgesamt drei: „Es liegen also drei ältere Siedlungskerne vor: der Fronhof mit der Peterskirche, Oberendingen um die Martinskirche, und das Niederdorf.“¹⁵ Und da in jedes Dorf eine Kirche gehört, mutmaßt er, die Niederdorf-Kirche könnte jene Clemenskirche gewesen sein, die nur ein einziges Mal in einer Kirchenliste des Klosters Einsiedeln erwähnt wird.

„Diese drei Kerne wurden bei der Anlage der Stadt durch die Herren von Üsenberg zusammengefaßt. Oberendingen und die Fronhofsiedlung wurden vollständig in sie aufgenommen, [...] vom Niederdorf kommt aber nur der südlichste Teil zur Stadt, während der größere nördliche Teil außerhalb bleibt und durch Abzug der Bewohner in die Stadt bald wüst wird.“¹⁶ Was den „Städtebauer“ Hesso IV. von Üsenberg um 1300 dazu bewogen haben sollte, ein ganzes Dorf außen vor zu lassen, als er Endingen zur Stadt machte und ummauern ließ, fragt sich Noack nicht.

Als Anhaltspunkte dafür, dass es dieses dritte, später öd gefallene Dorf gegeben hat, nennt Noack die alte Landstraße von Riegel nach Königschaffhausen, die „500 Meter nördlich der heutigen Straße“ verlief und die 1939 noch „in Resten“ vorhanden gewesen sei. In dem von ihm gezeichneten Plan verläuft sie auf der Höhe der heutigen Lang-Straße. Doch während Abschnitte der Römerstraße etwas weiter nordöstlich zutage kamen, ist von einer Landstraße auf dieser Höhe nichts überliefert. Wäre das Niederdorf tatsächlich verkehrsgünstig an einer alten Landstraße gelegen, wäre seine Ausklammerung aus der Stadt noch fragwürdiger (Abb. 3).

Den gekrümmten Verlauf des Dorfgrabens wertet Noack als nördliche Dorfgränze, und in den seinerzeitigen Wegen und Grundstücksgrenzen sieht er mittelalterliche Dorfstraßen, die sich erhalten haben, ohne das allerdings im Einzelnen zu zeigen. Doch selbst wenn das System der Feldwege und die Parzellierung auffällig wären, könnte das ganz allein von der überwiegenden Nutzung als Gärten kommen, die kleinteiliger angelegt sind als Äcker; die Existenz eines Dorfes wird dadurch jedenfalls nicht belegt, hierzu wären weiträumige Siedlungsfunde nötig. Archäologische Funde sind zu diesem Zeitpunkt aber überhaupt keine bekannt. Zuletzt bleibt also nur noch der Gewann-Name „Niederdorf“ als Indiz.

1941 wiederholt Noack diese Ansicht von den drei Siedlungskernen und dem untergegangenen Niederdorf im Jahresband der Oberrheinischen Heimat,¹⁷ und so nicht nur einmal, sondern zweimal von ihrem Vater in die Welt gesetzt, wird die Idee des untergegangenen Niederdorfs nördlich der Bahnlinie von niemandem mehr angezweifelt.

¹⁴ TREFFEISEN (wie Anm. 1), S. 69.

¹⁵ WERNER NOACK: Weltliche Kunstdenkmäler, in: Der Kaiserstuhl. Landschaft und Volkstum, hg. vom Alemannischen Institut Freiburg, Freiburg 1939, S. 139-152, zu Endingen S. 146.

¹⁶ Ebd., S. 146.

¹⁷ WERNER NOACK: Die mittelalterlichen Städte im Breisgau, in: Oberrheinische Heimat 28 (1941), S. 173-200, zu Endingen S. 193f.



Abb. 3 Historischer Plan von Endingen (aus: NOACK [wie Anm. 15], S. 147; Beschriftung teilweise vergrößert).

Das Niederdorf als Ur-Endingen

Pfarrer und Heimatforscher Adolf Futterer übernahm 1972 in seinem Bändchen über Endingen diese Idee eines Dorfes nördlich der Bahnlinie und geht dabei noch einen Schritt weiter; er erklärt dieses Niederdorf zur Wiege Endingens überhaupt, zum „Ur-Endingen“: „Der älteste Siedlungskern war offenbar das schon längst verödete Niederdorf, welches neben der jetzigen Stadt nach Norden zu lag.“ Auch für ihn scheint die Straßenlage sehr wichtig zu sein: „Auf der Römerstraße, die vom römischen Riegel her 400 m nördlich der Eisenbahnlinie vorbeizog, kam eine Alemannensippe unter ihrem Führer Endilo, wie er mag geheißen haben, ließ sich in nächster Nähe nieder und baute ihre kleinen Blockhäuser aus Holz“, schreibt er, als wäre er dabei gewesen.¹⁸

Neben den bereits bei Noack genannten Anhaltspunkten wie die Lage an einer Durchgangsstraße, dem Verlauf des Dorfgrabens und der Feldwege stellt er zusätzlich siedlungsgeometrische Betrachtungen an. Er postuliert: „Früher lief die Grenze zwischen zwei Siedlungen, wenigstens in der Ebene, fast immer in der Mitte.“ Dann betrachtet er die Endinger und Forchheimer Gemarkung und stellt fest: „Die heutige Gemarkungsgrenze (liegt) viel näher bei Forchheim.“ Also liegt Endingen falsch. Und wo müsste es richtigerweise liegen? „Wenn wir die Strecke von der Forchheimer Kirche zur Gemarkungsgrenze abmessen und dieselbe Strecke auf die andere Seite übertragen, kommen wir zum Dorfgraben, was besagt, daß hier eine alte Siedlung sich befand.“ Also da, wo das Niederdorf nördlich der Bahnlinie anzusiedeln ist (Abb. 4).¹⁹

Nun ist das Postulat, dass benachbarte Dörfer gleich weit von ihrer gemeinsamen Gemarkungsgrenze entfernt liegen, schon höchst fragwürdig, doch lassen wir es versuchsweise gelten und gehen einmal nach Futterers Konstruktionsanleitung vor. Dann stellen wir als erstes fest, dass diese nicht eindeutig ist: Die Strecke von der Forchheimer Kirche bis zur Gemarkungsgrenze kann man in verschiedene Richtungen abtragen. Wählt man die Richtung auf die spätere Stadt Endingen, kommt man immer noch nicht zum „Niederdorf“ zwischen Dorfgraben und späterer Stadtmauer, sondern nur bis ins Gewann Winkel; was Futterer natürlich auch aufgefallen ist. An anderer Stelle bemerkt er daher zur Gemarkungsgrenze: „Die Grenze verlief ursprünglich etwa in der Mitte zwischen Forchheim und dem Niederdorf 0,95 : 1,20 Kilometer“.²⁰

Zum andern könnten wir den Spieß umdrehen und mit derselben Berechtigung behaupten, das Ur-Forchheim habe woanders gelegen als das heutige Dorf. Dazu messen wir dann – Futterers Anweisung umkehrend – von einer Endinger Kirche bis zur Gemarkungsgrenze, tragen die Strecke auf der andern Seite ab und finden das Ur-Forchheim irgendwo im Gewann Wagrain oder Jägerpfad.

Da es sich bei der sogenannten Landnahme der Alemannen um keine planmäßige Ansiedlung im modernen Sinne handelte, stammen die Gemarkungsgrenzen sicher aus späteren Zeiten, und wie auch immer die im Nachhinein entdeckten Regelmäßigkeiten bei der Besiedlung eines Landstrichs angeblich aussehen, es handelt sich nicht um Naturgesetze. Es kann also durchaus sein, dass sich die Endinger Alemannen an keine siedlungsgeografischen Niederlassungsregeln gehalten haben, weil sie schon damals die Vorteile einer leicht erhöhten Lage zu schätzen wussten. Eine alemannische Siedlung nördlich der späteren Bahnlinie lässt sich so jedenfalls nicht nachweisen.

¹⁸ ADOLF FUTTERER: Endingen. Seine Beziehung zum Kloster Einsiedeln / Stadtgründung / St. Martinkirche und anderes, Endingen 1972, S. 1.

¹⁹ Ebd., S. 2.

²⁰ ADOLF FUTTERER: Forchheim. Sein Boden bis zur Gründung des Dorfes, das Werden seiner Gemarkung, o. J. (ca. 1964), S. 10.

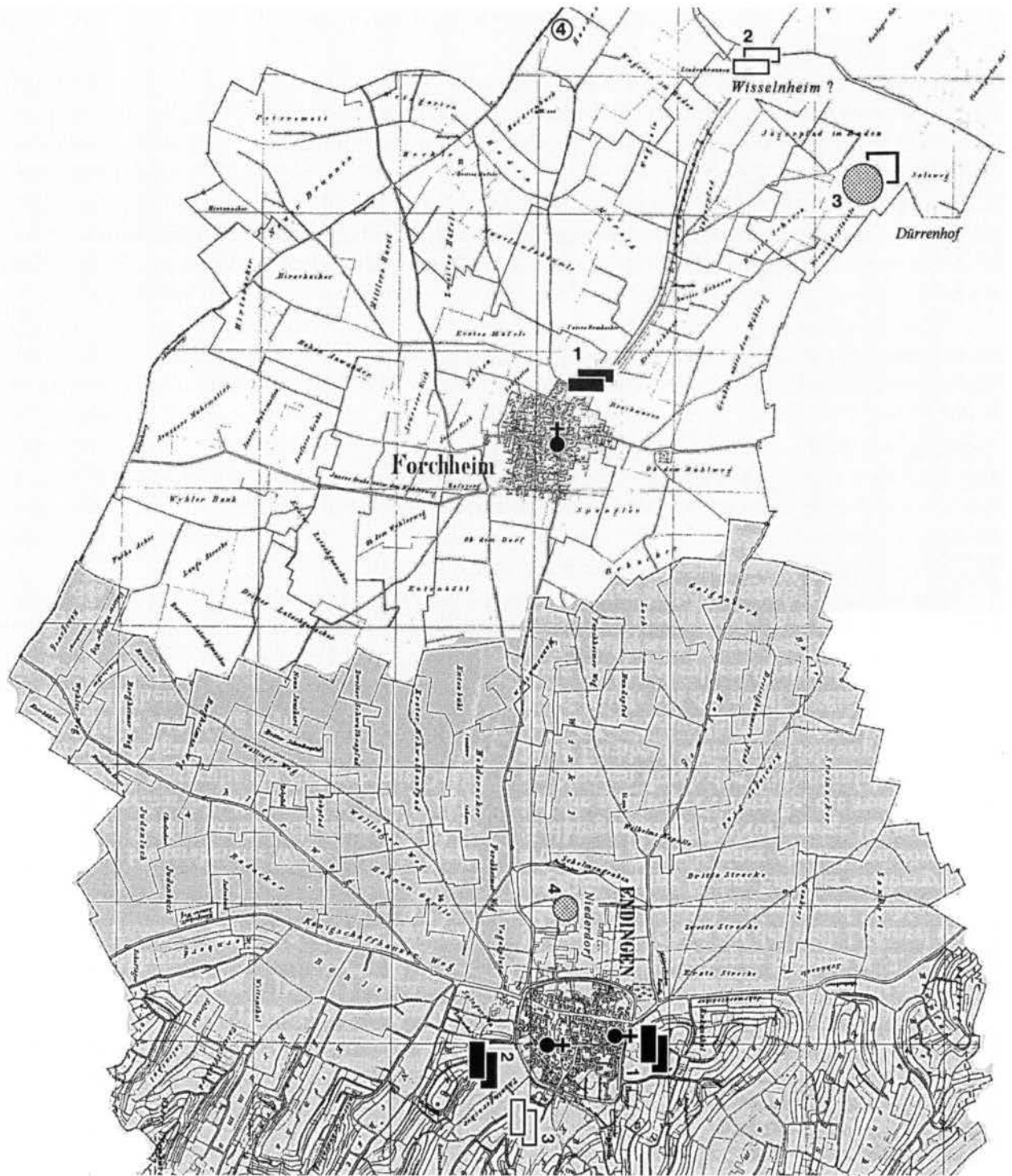


Abb. 4 Gemarkungspläne von Forchheim und Endingen
(zusammengefügt aus: HOEPER [wie Anm. 4]).

Als Futterers Text erschien, sind bei Aushubarbeiten im Neubaugebiet bereits Funde gemacht worden, er bemerkt jedoch nur ganz allgemein: „Heute stößt man noch da und dort bei Grabungen auf Bauschutt.“²¹ Um eine alemannische und mittelalterliche Siedlung plausibel zu machen, hätte er Art und Umfang des „Bauschutts“ doch etwas näher benennen müssen.

²¹ Ebd., S. 2.

Zum Untergang des Niederdorfs im Zuge der Endinger Stadtwerdung hat Futterer ganz eigene Vorstellungen. Neben der angeblich ältesten Siedlung, dem Niederdorf, kennt Futterer nur den Fronhof; das obere Endingen um die Martinskirche gibt es bei ihm noch nicht. Um 1200 hätten die Üsenberger dann auf der bis dahin unbesiedelten Erhöhung einen ummauerten Marktflecken gegründet, Ober-Endingen, und die Leute von unten dahin abgezogen: „Man wird den Umsiedlern Freiheiten, Erleichterungen, besseres Fortkommen, besonders aber Schutz versprochen haben“, stellt er sich vor. Und so steht für ihn fest: „Die Bewohner im nördlichen und größten Teil des Niederdorfs verließen ihre dürftigen Häuslein und offenen Plätze, wo sie so oft von der Bosheit der Menschen und der Wildheit der Natur bedroht waren, und zogen ins gesicherte Oberdorf.“²²

Bei dem Wegzug nahmen diese angeblich auch den Ortsnamen „Endingen“ mit, sodass das bisherige Ur-Endingen unten in der Ebene einen neuen bekommen musste: „Niederdorf“. Auch wenn Futterer seine Visionen stellenweise so vorträgt, als wären es erwiesene Tatsachen, sind es doch nur märchenhaft klingende, wenig plausible Hypothesen, weshalb die eingangs genannten Autoren dann auch an Noacks Modell von drei Siedlungen gleichzeitig festhielten.

Wo der Gewann-Name „Niederdorf“ herkommt

Als Werner Noack 1939 und 1941 den dritten Endinger Siedlungskern „Niederdorf“ nördlich der Bahnlinie propagiert, sind in diesem Gebiet noch keine archäologischen Funde gemacht worden, aufgrund derer ein abgegangenes Dorf zu lokalisieren gewesen wäre. Von Noacks Indizien ist nur der „Gewannamen Niederdorf“ übrig geblieben, und der findet sich tatsächlich im Endinger Gemarkungsatlas nördlich der Stadt eingetragen.

Im Vorbericht zum Atlas lesen wir, dass „die Feststellung der Grenzen“ in Endingen 1862 begonnen habe und die Vermessung im September 1867 beendet war; das Kartenwerk selbst entstand in den Jahren 1864 bis 1871 und war bis 1950 gültig.

Auf insgesamt 56 Plänen ist die Endinger Gemarkung dargestellt: Die ersten 4 zeigen den bebauten Ortsetter, Pläne 5 und 6 das Gebiet „Niederdorf“. Vorangestellt ist ein Übersichtsplan über die gesamte Gemarkung im Maßstab 1:10.000, der auch einzeln als Lithografie in Farb- und Schwarz-Druck hergestellt und verbreitet wurde und der eine Vielzahl von Flurnamen überliefert, darunter eben auch den des Niederdorfs nördlich der Stadt (Abb. 5).

Nun sind Gewannnamen – mündlich von Generation zu Generation weitergegeben – oft uralt und können dann manchmal tatsächlich Hinweise auf frühere Zeiten geben. So sehen wir in der Endinger Ortsbezeichnung „Fronhof“ die Erinnerung an den Fron- oder Herrenhof des Klosters Andlau und in der Bezeichnung „Auf dem Hof“ den Hinweis auf den Hof des Klosters Einsiedeln. Warum sollte also nicht der Name „Niederdorf“ ein Indiz für ein abgegangenes Dorf an jener Stelle sein?

Der badische Übersichtsplan von 1871 ist zwar die erste Karte, auf der ein „Niederdorf“ nördlich der Stadt erscheint, er ist aber nicht die älteste Darstellung der Endinger Gemarkung. Bereits 1769 hatte die vorderösterreichische Regierung mit Sitz in Freiburg den Gemeinden in ihrer Zuständigkeit die Aufgabe zugewiesen, die jeweiligen Gemarkungen vermessen zu lassen.

²² Ebd., S. 9f.

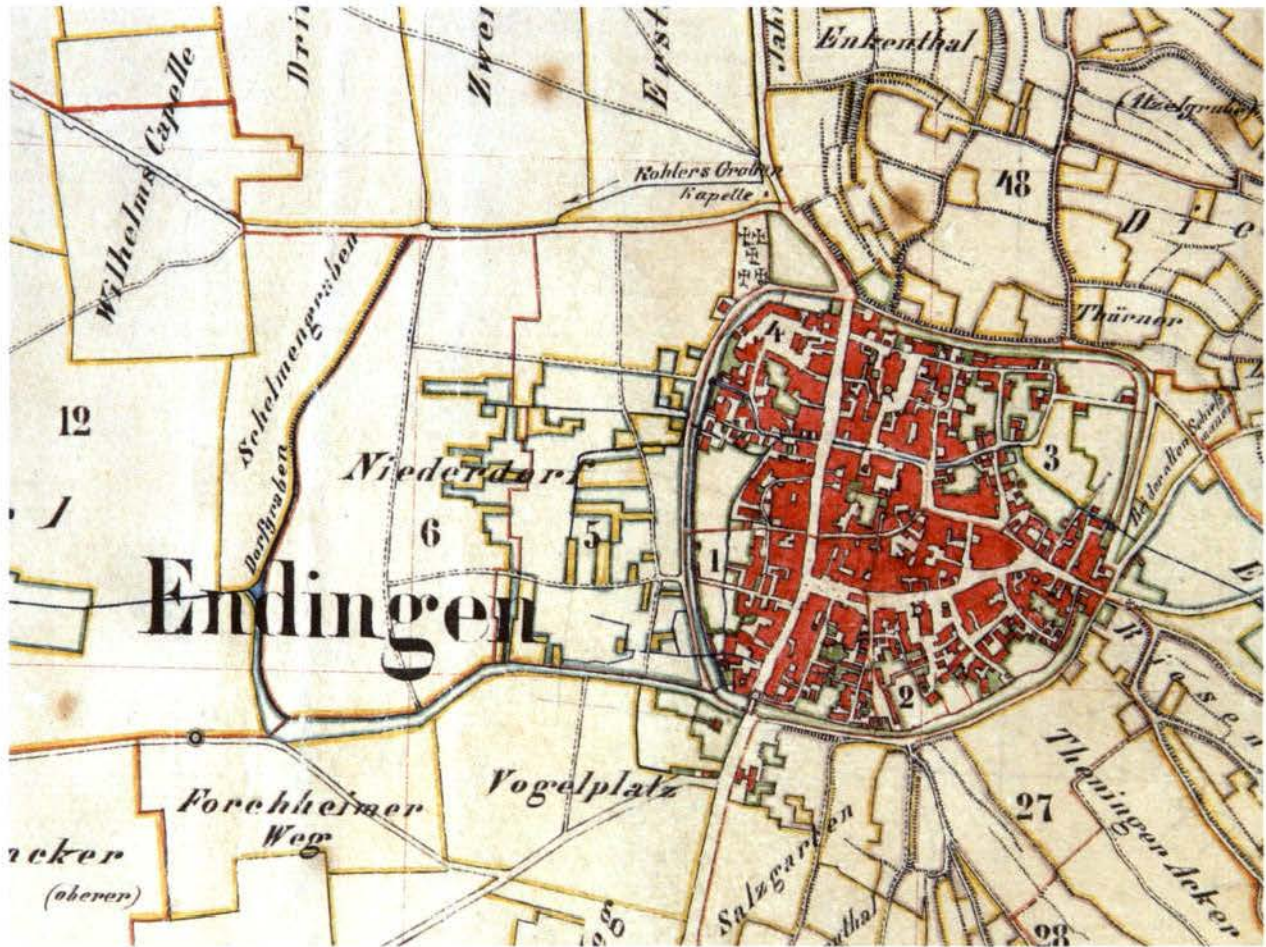


Abb. 5 Ausschnitt aus dem – geosteten – Übersichtsblatt des Gemarkungsatlases von 1871 (Vermessungsamt Emmendingen).

Von Anfang der 1770er-Jahre datieren dann auch die ersten Pläne des Ingenieurs und geschworenen Feldmessers Peter Alexander Harscher aus Kenzingen.²³

Den Endinger Bann hat er *aufgenommen und abgetragen in dem Jahr 1774*. Darin fehlt zwar eine Gebäudedarstellung im Ortsetter, aber die Lage der beiden Kirchen ist mit zwei Punkten angegeben. An einer Stelle, die den Bezug zum Unterdorf mit der Peterskirche deutlich macht, steht „Niederdorffs gaerten“. Diese waren demnach die Gärten des Unterdorfs oder Unterstädtchens. Auch der Dorfgraben, der von den nördlichen Kaiserstuhlhängen kommend das Unterdorf im Osten und Norden umfließt, heißt hier daher *nieder dorffs Graben* (Abb. 6).

In Harschers Plan sind nur die Durchgänge des Riegeler und des Schaffhauser Tors markiert. In der Stadtansicht auf der Handwerker-Urkunde der Endinger Zünfte vom Ende des 18. Jahrhunderts ist jedoch auf Höhe des Fronhofs ein kleines Tor in der Stadtmauer zu sehen, das offensichtlich der Zugang zu diesen Gärten war (Abb. 7).

Ob es die ortsansässigen Endinger nach 1774 waren, denen *Niederdorffs gäerthen* zu lang wurde, oder die ortsfremden Kartografen von 1864 den Endinger Sprachgebrauch verbessernd das in Eigeninitiative verkürzt haben, wissen wir nicht. Fest steht, dass der Gewannname „Niederdorf“ und seine Lokalisierung an jener Stelle nördlich der Stadt ein Werk des 19. Jahrhunderts ist.

²³ REINHOLD HÄMMERLE: Peter Alexander Harscher (1751-1820) – ein vorderösterreichischer Feldmesser aus Kenzingen, in: Die Pforte 14/15 (1994/95), S. 59-89, Werkverzeichnis S. 84ff.

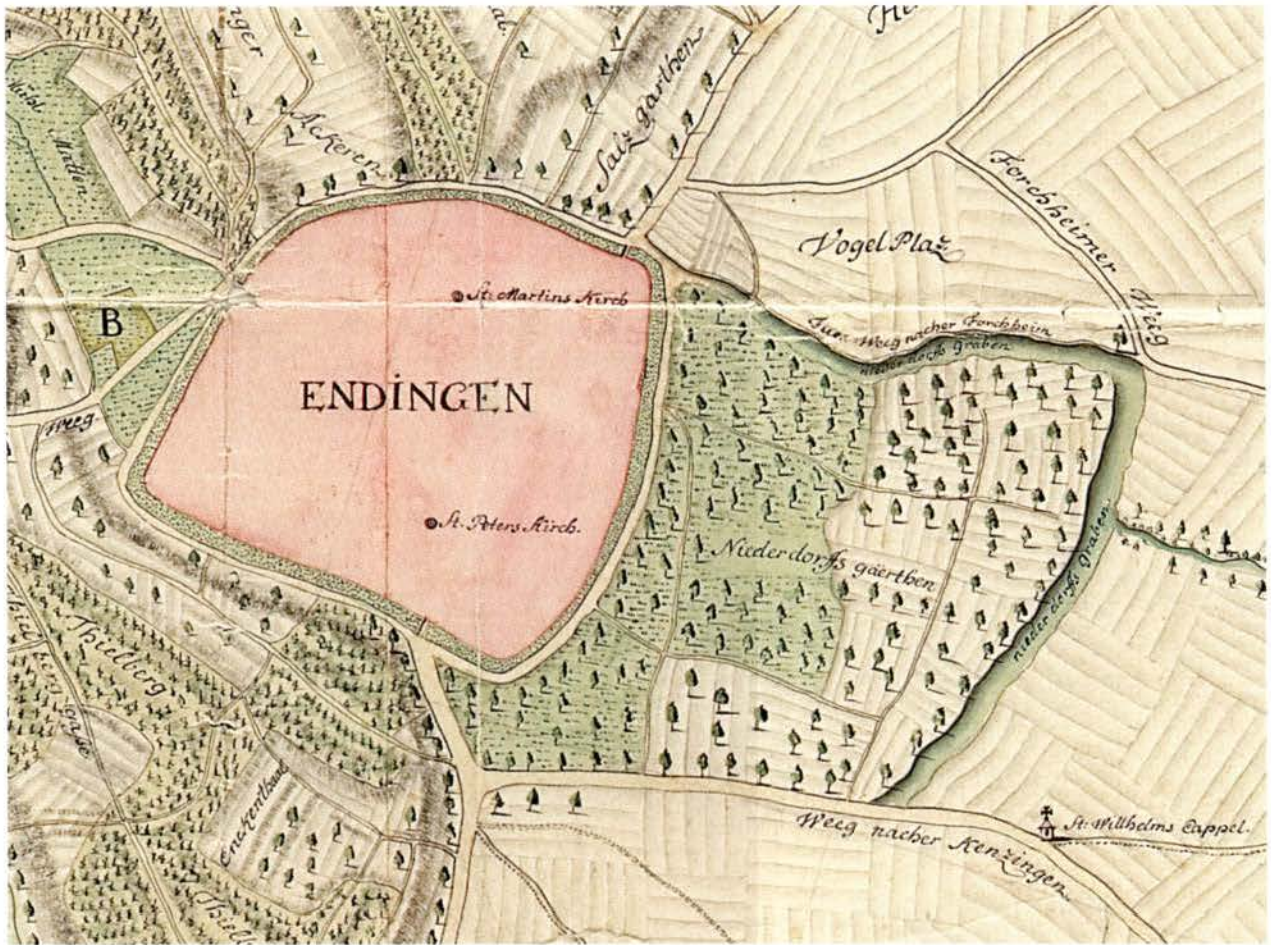


Abb. 6 Ausschnitt aus dem – gewesteten – Plan von Peter Alexander Harscher aus dem Jahr 1774 (Generallandesarchiv Karlsruhe, Bestand H Endingen 1).



Abb. 7 Blick von Norden; links: das Riegeler Tor; das kleine Tor unterhalb der Peterskirche wäre der direkte Zugang zu den Gärten des Niederdorfs (Vorderösterreich-Museum Endingen).

Wenn uns in mittelalterlichen Güter- und Abgabenverzeichnissen und in Verkaufsurkunden die Ortsangabe *in dem nidern dorf* begegnet, geht daraus gewöhnlich nicht hervor, wo genau die darin genannten Äcker oder Gärten liegen. Es gibt allerdings im – zwischen 1317 und 1341 entstandenen – Tennenbacher Güterbuch eine Stelle, aus der man zumindest auf eine gewisse Nähe von Riegeler Tor und Niederdorf schließen kann (Abb. 8): „Und im Garten vor dem Tor, das nach Riegel führt, 5 Mannshauet. Dort ist auch der Garten, mit Gemüse in guter Menge, zum Niederdorf – den wir bewirtschaften – [neben] den Reben unterhalb des Fronhof-Ackers. < Herr Johann von St. Peter hatte ihn inne.>“

Dass in dem Plan von 1774 *Niederdorffs gäerthen* steht und nicht „Unterstadts Gärten“, ist kein Indiz dafür, dass diese Gärten nicht zum Fronhof-Peterskirch-Bezirk gehörten; es ist allenfalls ein Hinweis darauf, dass das untere Endingen – zum Teil ja bis in unsere Tage – einen dörflicheren Charakter bewahrt hat als das Oberstädtchen.

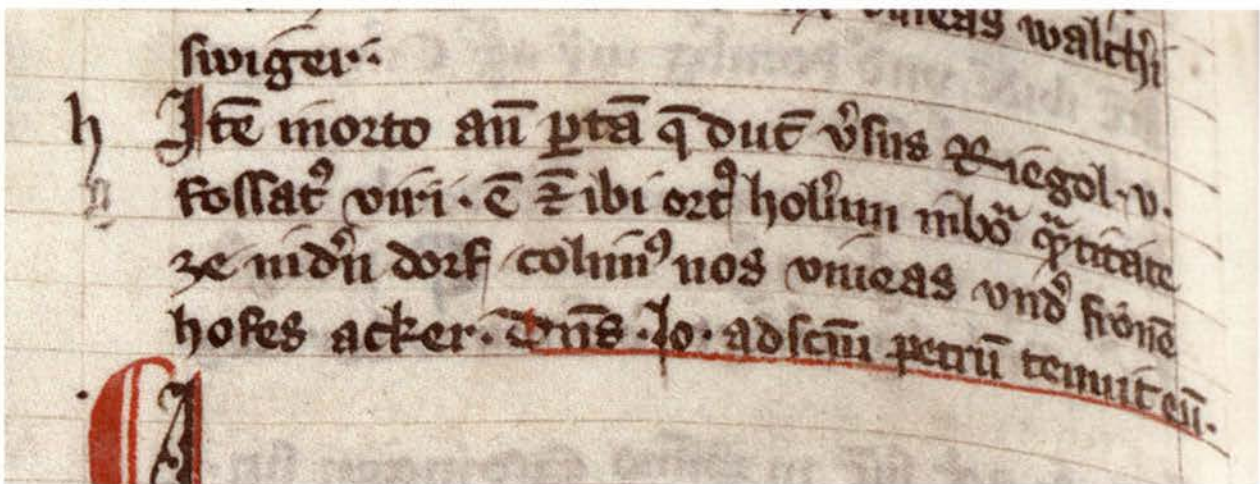


Abb. 8 *Item in orto ante portam que ducit versus Riegel 5 fossatus viri. Est eciam ibi ortus holerum in bona quantitate ze nidern dorf – colimus nos – [iuxta] vineas under fronhofes acker. <Dominus Iohannes ad Sanctum Petrum tenuit eum>*, Tennenbacher Güterbuch, Sp. 272 (Generallandesarchiv Karlsruhe, Bestand 66/Nr. 8553).

Zu den archäologischen Funden im „Niederdorf“

Als Ende der 1960er-Jahre die ersten Funde in diesem Gebiet gemacht werden, ist den Archäologen also bereits ein von Kartografen und Historikern geschaffener Deutungsrahmen vorgegeben, sodass sie leichthin jedweden „mittelalterlichen Siedlungsbefund“ – das können Scherben, Schlacken oder Bodenverfärbungen sein – umgehend als Überrest des wüst gefallenen Niederdorfs ansehen.

Wenn sich nun aber – wie dargelegt – das frühmittelalterliche Niederdorf der Historiker und Kartografen als Missverständnis erweist, als Ergebnis einer Namensverkürzung und kleinen Verschiebung, und das einzig wirkliche mittelalterliche *nider dorf* der Fronhofbezirk mit Peterskirche ist, dann wären die archäologischen Funde daraufhin zu betrachten, ob man allein aufgrund von ihnen ein altes Dorf an dieser Stelle annehmen kann, auch wenn das dann wohl kaum Niederdorf geheißen hat.

Nun sind diese Funde – wie eingangs schon erwähnt – nie publiziert worden, sodass wir uns nur mit dem befassen können, was vonseiten der archäologischen Denkmalpflege bislang hierzu

mitgeteilt worden ist. Gerhard Fingerlin, viele Jahre Leiter der Außenstelle Freiburg, setzt mit Hinweis auf Noack die Existenz des Niederdorfs voraus, lässt „die alte römische Trasse“ dasselbe „berühren“ und zitiert – mit Verweis auf eine unpublizierte Grabung des Landesdenkmalamtes 1971 – vage „Siedlungsspuren“ zur Datierung: „Siedlungsspuren der ausgehenden Merowingerzeit belegen seinen frühen Beginn.“²⁴ Später präzisiert er: „Siedlungsspuren der jüngeren Merowingerzeit in Form von Gruben und keramischen Funden“ und „Spuren von Holzgebäuden“.²⁵ Über Umfang und Verteilung erfahren wir nichts.

Michael Hoeper bietet in seiner 1994 abgeschlossenen und 2001 publizierten Dissertation über die „Alamannische Siedlungsgeschichte im Breisgau“ für jede der 134 untersuchten Ortschaften einen kompletten Fundstellenkatalog der Relikte aus der Völkerwanderungszeit und dem frühen Mittelalter. Neben den Gräberfeldern „Diehl“ und „Burg“ (Bürk, Birk) und einem Einzelgrab im Erletal ist das „Niederdorf“ Fundplatz Nr. 4 und die einzige Siedlung: „1969: in einer Baugrube des Neubaugebietes Siedlungsspuren der späten Merowingerzeit. / Dat.: 2. Hälfte 7. Jh.“²⁶ Über Art, Umfang und Verteilung dieser „Siedlungsspuren“ wird auch bei ihm nichts gesagt.

Dass Hoeper als Archäologe nicht die geschichtliche Überlieferung aller Orte überprüfen kann, versteht sich von selbst. Umso erstaunlicher ist es, dass er im Falle von Endingen über das von Noack Behauptete hinausgeht: „Der heutige Ort lässt sich aufgrund der urkundlichen Erwähnung von drei Kirchen auf drei mittelalterliche Siedlungskerne zurückführen“, neben den Siedlungen um St. Peter und St. Martin „liegt im Norden ein weiterer Siedlungsbereich – das Niederdorf (belegt als Flurname) [sic] mit seiner St.-Clemens-Kapelle (erstmal im 10. Jh. genannt)“.²⁷

Bei Noack war es noch eine Vermutung gewesen, dass die ein einziges Mal erwähnte Clemenskirche die Kirche des Niederdorfs gewesen sein könnte, bei Hoeper ist die Kirche zur Kapelle geschrumpft, aber aus ihrer Lokalisierung im Niederdorf scheinbar eine Tatsache geworden, ohne dass er dafür ein archäologisches oder sonstiges Beweisstück erbracht hätte. Er schreibt von „der für das Niederdorf belegten St.-Clemens-Kapelle“, muss jedoch den Beleg für die Lokalisierung schuldig bleiben, weil es ihn nicht gibt. In der Einsiedler Kirchenliste, wie Futterer sie in seiner Dissertation von 1949 wiedergibt, stehen lediglich die Weihetage von 17 Kirchen, an erster Stelle: *X K(a)l(endas) FEB(RUARII) Dedicat(io) basilicae s(an)c(t)i Clementis In Endinga*.²⁸ Nichts Weiteres ist überliefert.²⁹

Madeleine Châtelet befasst sich in ihrem umfassenden Werk über die Keramik des frühen Mittelalters in der südlichen Oberrhein-Ebene nicht mit der lokalen Siedlungsgeschichte, sondern konstruiert auf der Basis von 107 Bestattungsstätten und 55 Siedlungsplätzen ein regionales und zeitliches Raster; Endingen ist mit dem Gräberfeld „Diel“ und der Siedlung „Niederdorf“ vertreten. Für Letztere nennt sie 14 Bodenbefunde, die 1969 ergraben worden sind, bei zweien fanden sich 25 Scherben, aufgrund derer sie den Fundplatz in Phase Süd-Ost 3 einordnet, die

²⁴ GERHARD FINGERLIN: Kastellorte und Römerstraßen im frühmittelalterlichen Siedlungsbild des Kaiserstuhls. Archäologische Aspekte fränkischer Herrschaftssicherung im südlichen Oberrheintal, in: Von der Spätantike zum frühen Mittelalter. Aktuelle Probleme in historischer und archäologischer Sicht, hg. von JOACHIM WERNER und EUGEN EWIG, Sigmaringen 1979, S. 379-410, zu Endingen S. 402f.

²⁵ FINGERLIN (wie Anm. 3), S. 95; FINGERLIN (wie Anm. 1), S. 27.

²⁶ HOEPER (wie Anm. 4), S. 218ff.

²⁷ Ebd.

²⁸ ADOLF FUTTERER: Zur Datierung der beiden Kirchenverzeichnisse in den Einsiedler Codices 29 und 319. Ein Beitrag zur Frühgeschichte einiger Breisgauer und Schweizer Kirchenpatrozinien, Diss., Freiburg 1949, S. 14.

²⁹ Dass es sich bei *Endinga* um Endingen am Kaiserstuhl handelt, ergibt sich daraus, dass auch das benachbarte Riegel genannt wird, und zwar mit vier Kirchen und Kapellen.

sie von 690/700 bis 800/850 datiert.³⁰ Darüber, wie weit die 14 Befunde verstreut lagen, sagt sie nichts, da das für ihr Thema keine Rolle spielt. Aussagen über den Umfang der Siedlung lassen sich hinsichtlich ihrer Angaben daher nicht treffen.

Das ermöglicht ansatzweise der Archäologische Stadtkataster von Endingen, wo die Fundstellen einzeln aufgelistet werden und der jeweilige Fundtyp genannt wird.³¹ Das moderne „Niederdorf“ nördlich der Bahnlinie ist mit fünf mittelalterlichen Fundstellen vertreten, davon drei mit „Siedlungsbefunden“:

– Fundstelle Nr. 47: 1968 kommen auf dem Grundstück Langstraße 22-30 zwei Gruben mit Topf- und Becherkachel-Fragmenten zutage, eine dritte Grube überschneidet sie; datiert wird das Ganze ins 12. bis 13. Jahrhundert;³²

– Fundstelle Nr. 49: 1969 auf der benachbarten Parzelle Langstraße 18-20 elf Gruben, die sich ebenfalls teilweise überschneiden, mit Tierknochen, Eisenteilen, Hüttenlehm, Holzkohle und Keramikfragmenten; datiert ins 8. bis 13. Jahrhundert;³³

– Fundstelle Nr. 50: Davon etwas abgelegen, in der Üsenberger Straße auf Höhe der Langstraße, ebenfalls 1969 der Umriss eines Brunnens, mit Keramik, Knochen, zwei Eisenobjekten, Holzkohle; zwei Gruben mit Scherben; datiert vom Früh-Mittelalter – 13. Jahrhundert (Abb. 9).³⁴

Daneben sind zwei Fundstellen ohne „Siedlungsspuren“ aufgeführt:

– Fundstelle Nr. 48: Wiederum in der Langstraße, auf Grundstück Nr. 14-16 wird 1968 ein 5 m breiter in Nord-Süd-Richtung verlaufender Graben entdeckt, der mit Lehm und Geröll verfüllt ist, ohne Funde; die Verfasser vermuten in ihm „den ursprünglichen Verlauf des Erlebachs“.³⁵

– Fundstelle Nr. 59: Unter der Adresse Niederdorfstraße 6 - 8 wird der 1990 dort festgestellte mittelalterliche Dorfgraben aufgeführt.³⁶

Die drei erstgenannten Fundstellen sind jede mit dem mehr oder weniger gleichlautenden Kommentar versehen: „Die Siedlungsbefunde gehören zu dem ehemaligen ‚Niederdorf‘, einem der Dörfer aus denen der heutige Ort Endingen entstanden ist. Die Siedlung fiel nach der Stadtentstehung wüst.“³⁷ Das kann man schreiben, solange man die Existenz dieses Dorfes voraussetzt.

Jenisch hat kurz darauf die Niederdorf-Funde noch einmal vorgestellt und spricht nun von „drei weilerartigen Siedlungen im unmittelbaren Umfeld der späteren Stadt“. Zum Status des „Niederdorfs“ heißt es: „Durch archäologische Grabungen im sogenannten Niederdorf konnte

³⁰ MADELEINE CHÂTELET : La céramique du haut Moyen Age du sud de la vallée du Rhin supérieur (Alsace et Pays de Bade). Typologie, chronologie, technologie, économie et culture (Europe médiévale 5), Montagnac 2002, insb. S. 23, 26, 157f. und 344, deutsche Zusammenfassung S. 211-213.

³¹ MICHELS/JENISCH (wie Anm. 2).

³² Ebd., S. 47.

³³ Ebd., S. 47f.

³⁴ Ebd., S. 48.

³⁵ Ebd., S. 47.

³⁶ Ebd., S. 51.

³⁷ Ebd., S. 47f.

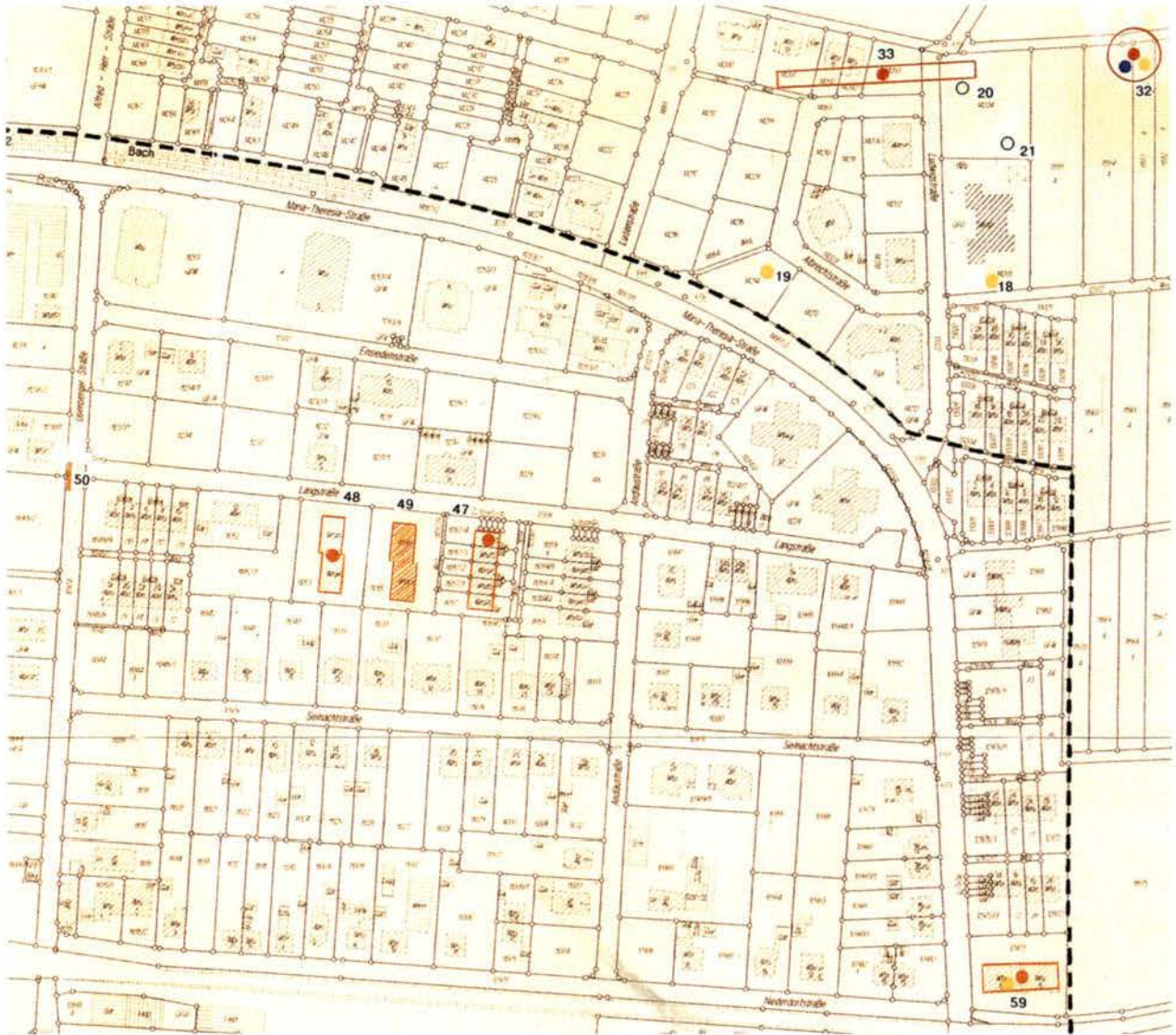


Abb. 9 Ausschnitt aus dem Archäologischen Stadtkataster von Emdingen: rot = Römerzeit, orange = Mittelalter/Neuzeit, Nr. 32 und 33 = Römerstraße von Riegel zur Sponeck (aus: MICHELS/JENISCH [wie Anm. 2], Karte 2).

1968/69 ein dritter früh- und hochmittelalterlicher Siedlungsplatz nachgewiesen werden.⁴⁴³⁸ Nur insofern auch ein einzelnes Gehöft ein Siedlungsplatz wäre, könnte man der Aussage zustimmen, denn schon ein Weiler, der aus mehreren, verstreut liegenden Gehöften besteht, ist hier nicht nachgewiesen: Denn wo – außer demjenigen in der Langstraße – liegen andere Überreste eines frühmittelalterlichen Gebäudes oder Wohnplatzes? Dass sich gar ein Dorf mit seiner baulichen Verdichtung hier befunden hat, ist aufgrund der Fundlage so gut wie ausgeschlossen. Schließlich handelt es sich bei den zwei Parzellen mit den 14 Gruben nur um einen kleinen Bruchteil des Baugebiets, dessen fundlere Fläche – was frühmittelalterliche Überreste angeht – gut 30 mal so groß ist.

³⁸ BERTRAM JENISCH: Das nördliche Vorland des Kaiserstuhls im Hoch- und Spätmittelalter. Archäologische Zeugnisse zur Ausbildung einer Siedlungslandschaft, in: Archäologische Nachrichten aus Baden 68/69 (2004), S. 72-88, Zitate S. 74 und 76.

Nun ist es eine Binsenweisheit, dass nicht immer alles, was an Relikten im Boden liegt, bei Baumaßnahmen bekannt und dokumentiert wird. Trotzdem sollte man mit Funden, welche man vielleicht hätte machen können, noch weniger argumentieren als mit Funden, die zwar gemacht, jedoch nie publiziert worden sind. Hält man sich an das, was heute bekannt oder auch nur wahrscheinlich ist, stand auf dem Gebiet der heutigen Neubausiedlung „Niederdorf“ ein einzelnes Gehöft, das zum Unterdorf, dem Bereich von Fronhof und Peterskirche, gehörte.

Damit reduzieren sich die angeblichen drei auf tatsächliche zwei Siedlungskerne, was die Endinger Frühgeschichte wieder etwas vereinfacht und in Übereinstimmung bringt mit dem, was sich heute noch im gewachsenen Stadtbild nachvollziehen lässt. Über Endingen hinaus weist das unkritische Zusammenwirken von Geschichtsschreibung und Archäologie.

Die sieben Generationen der Familie Levi Mager in Müllheim und Badenweiler

Die Badenweiler Linie 1730-1940

Von
ROLF SCHUHBAUER

Steinerne Archive

Alte Friedhöfe seien, so sagt man, zu Stein gewordene Archive und die Grabmale die Archivalien. Das gilt vor allem für die jüdischen Friedhöfe. Zum einen lässt sich an der Form ihrer Grabsteine, der Schmuckelemente, der Gestaltung der Inschriften und der verwendeten Materialien ein Wandel des Traditionellen ablesen. Dieser ist insbesondere durch die zunehmende Emanzipation, verbunden mit der Übernahme bürgerlicher Stilelemente des nicht-jüdischen Umfelds, eingetreten und soll in den folgenden Kapiteln zum Ausdruck gebracht werden.

Zum anderen bilden die Grabinschriften wichtige und oft die einzigen Dokumente genealogischer Zusammenhänge. Erbliche Zunamen waren vor 1809 bei Juden in Baden noch nicht die Regel. Männer und Frauen trugen der rituellen Tradition nach die Namen, die ihnen bei der Beschneidung, beziehungsweise den Mädchen beim „Hollekreisch“ gegeben wurden. Bei Männern und unverheirateten Frauen wurden sie mit dem Vatersnamen („bar“ = Sohn des, „bath“ = Tochter des), bei verheirateten Frauen mit dem des Ehemannes (eschet = Frau des) verbunden. Diese Kombination wurde dann so auf dem Grabstein angegeben. Einen weiteren Namenszusatz gab es nur dann, wenn der Verstorbene der Familie der Leviten, also der Tempeldiener („ha-Levi“ oder „Segal“) oder der Priester (ha-Kohen) des alten Tempels angehörte.

So weiß man durch den Namen Arje bar Avigdor ha-Levi den Namen des Vaters, ohne allerdings viel mehr über den Vater zu erfahren. Sollte man aus der Zeit auf anderen Friedhöfen andere Namen mit der Verbindung „bar Avigdor ha-Levi“ finden, könnte man Geschwister von Arje gefunden haben. Schriftdokumente darüber gibt es nicht.

In ihrem profanen Umfeld trugen Männer wie Frauen andere Namen, die oft, aber nicht immer an den rituellen Namen angelehnt waren („Löwel Levi“ für „Arje bar Avigdor ha-Levi“). Mit diesen Namen finden wir sie in Schriftdokumenten der Ämter. Sie stehen aber natürlich nicht auf den ausschließlich hebräisch beschrifteten Grabsteinen, und die in späterer Zeit angenommenen erblichen Zunamen erscheinen erst sehr spät in lateinischen Buchstaben im Sockelbereich.

Neben den Namen enthalten die Inschriften Angaben zu den Verstorbenen („aus Müllheim“, „ein weiser Mann“, „eine tugendhafte, tüchtige Frau“, „Rabbi“, „Mohel und Schochet“). Sind diese Zusätze auf den älteren Gräbern oft sehr formal und stereotyp, werden sie später individueller und geben wichtige Hinweise („gestorben bei ihrer Tochter in Lichtenau“).

Die größte Bedeutung haben die Inschriften aber durch die Angabe des Sterbe- und Begräbnisdatums und gelegentlich durch die Angabe des Alters. Für die Zeit vor 1810, bevor die Pfarrämter angewiesen wurden, sogenannte „Standeslisten der Israeliten“ zu führen, sind sie oft die einzige Quelle personenbezogener Daten. Die Angaben beziehen sich auf den jüdischen Kalender und man benötigt Konkordanzen, wenn man sie in den gregorianischen Kalender übertragen will. Auch hier wird erst in späterer Zeit das Datum in dieser Form im Sockelbereich hinzugefügt.

Die erste Generation

Arje bar Avigdor ha-Levi

Im linken unteren Feld, dem ältesten Teil des jüdischen Friedhofs in Sulzburg, steht ein Grabstein, auf dem zwei ungelentk eingemeißelte Symbole auffallen. Man erkennt die Umrisse einer flachen Schale auf einem einfachen Fuß, rechts daneben die Linien einer Schnabelkanne, beides Zeichen, dass dies der Grabstein eines Leviten ist (Abb. 1).



Abb. 1

Jüdischer Friedhof in Sulzburg, Grab Nr. 249, Arje bar Avigdor ha-Levi, gest. 4. August 1773 (Foto: Rolf Schuhbauer).

Im Gegensatz zu diesen kunstlosen Gravuren sind die Buchstaben der hebräischen Inschrift sorgfältig, fast kalligrafisch ausgeführt. Im Bogenfeld über den beiden Symbolen ist das Sterbedatum angegeben, „Tag fünfzehn im [Monat] Aw 533 nach der kleinen Zählung“, der nach dem gregorianischen Kalender dem 4. August 1773 entspricht. Unter den Symbolen steht: „Hier liegt geborgen ein weiser Mann, ein vollkommener Gerechter, der Herr Arje, Sohn des Lehrers Rabbi Avigdor ha-Levi, von Müllheim, gestorben und begraben mit gutem Namen. Er ging in seine Welt am oben genannten Tag. Seine Seele sei eingebunden in den Bund des Lebens.“¹

Dieser Grabstein legt Zeugnis ab über den Ursprung der Familie Levi Mager. Sie war in Müllheim und Badenweiler für die rituellen und gesellschaftlichen Belange über die jüdische Gemeinde hinaus während sieben Generationen rund zweihundert Jahre lang von Bedeutung. Durch Verfolgung, Vertreibung, Deportation und Tod ist sie ein Opfer des nationalsozialistischen Judenhasses geworden.²

¹ GÜNTER BOLL: Jüdisches Leben in Müllheim, in: Das Markgräflerland 1997/Heft 2, S. 84-93.

² ROLF SCHUHBAUER: Nehmt dieses kleine Heimatstück, Eggingen 2001. Kapitel „Mit Rücksicht auf den zu erwartenden Besuch ausländischer Gäste“ und „Ein Sechsmädelhaus“.

Wo Avigdor, der Vater von Arje gelebt hat, kann man nicht sicher sagen. Man weiß über ihn nur, was auf dem Grabstein des Sohnes zu lesen ist. Ein Rabbi war er, ein gelehrter Mann, der in den unruhigen Kriegszeiten um 1700 sowohl links als auch rechts des Rheines sich aufgehalten haben mag. So ist es gerechtfertigt, mit seinem Sohn Arje die Generationenfolge der Levi Mager in Müllheim beginnen zu lassen.

Zwischen 1719 und 1730 muss dieser nach Müllheim gekommen sein, denn 1718 ließen sich erstmals Juden in Müllheim nieder, unter welchen er noch nicht genannt wurde. Aber 1730 wird in einem Dokument erwähnt, dass er an die Gemeindekasse Müllheim für die Nutzung der gemeindeeigenen Weideplätze ein *Wunn- und Waidgeld* von jährlich 1 Gulden und 40 Kreuzer bezahlte.³ Er hielt also eigenes Vieh und war zu dieser Zeit bereits Schutzjude in Müllheim, so dass er sicher auch nicht unvermögend war, da er sonst das jährliche Schutzgeld, das 1738 mit 25 Gulden angegeben wird, nicht hätte bezahlen können.⁴ Jedoch unter den jüdischen Hausbesitzern seiner Zeit wird er nicht aufgeführt. Nach dem Tod des Müllheimer Schutzjuden Meyer Zivi, der 1731 gestorben war,⁵ heiratete Arje dessen Witwe Elisabetha Borach. Zu diesem Zeitpunkt muss er mindestens 25 Jahre alt gewesen sein, denn wer früher heiraten wollte, benötigte – *sowohl* [die Juden] *als auch die Christen* – einen markgräflichen gnädigsten Dispens.⁶ Sein damaliges Alter kann man also nur schätzen. Vielleicht war er noch keine 30 Jahre alt, als er sich in Müllheim niederließ, dann wäre er bei seinem Tod zwischen 70 und 80 Jahre alt gewesen.

Arje heißt auf Deutsch „Löwe“. Man nannte ihn aber im fast zärtlichen Diminutiv „Löwel“ oder „Lewel“ und als Löwel Levi begegnet man ihm in fast allen Dokumenten aus seiner Zeit. Vielleicht entsprach er nach Statur und Gemütsart nicht dem, was man sich unter einem Löwen vorstellte, obwohl das Amt, das er in der kleinen jüdischen Gemeinde Müllheims bekleidete, damals eher eines Löwen bedurfte hätte. Er war der Kantor, der „Judenvorsinger“, wie er in seinem christlichen Umfeld genannt wurde. Die jüdische Gemeinde war noch klein, bestand gerade einmal aus dreizehn Haushaltungen. Aber sie war in zwei Lager gespalten, die so sehr wegen ihrer Synagoge zerstritten waren, dass der Streit nicht nur das markgräfliche Oberamt in Badenweiler beschäftigte, sondern sogar die Regierungskanzlei in Karlsruhe.⁷ Um 1752 war er auf einem Höhepunkt angelangt und das Oberamt zog den Sulzburger Bezirksrabbiner Isaac Kahn hinzu, um zu sondieren, wie geschlichtet werden könne. Aus Kahns Kostenabrechnung⁸ über rund 17 Gulden wird deutlich, wie oft er in Müllheim übernachten musste um herauszufinden, wie die *Parteyen gesonnen seien*, wie viele Gespräche dazu mit Löwel Levi – als seinem wichtigsten Ansprechpartner – nötig gewesen waren (*6 mahl dem Lewel Lewi Citation geben und keine bezahlet worden, 42 xr*) und wie viele Schriftstücke er aus dem *Häbrisch ins Teusche gebracht* habe. Es wurde dabei nicht nur um die Sache gestritten, sondern auch handfest zwischen den Personen. So wurde noch im Januar 1754 von Löwel Levi und Jacob Meyer zusammen dem Oberamt angezeigt, *dass wieder Streitereyen in der Synagoge entstanden* seien. Letztendlich endete die Auseinandersetzung nach Jahren durch den Bau einer neuen Synagoge.

Elisabetha Borach hatte bei ihrer Wiederverheiratung einen Sohn Isaak mit in die Ehe gebracht. Isaak Zivi war Schochet und Metzger und selbst noch unverheiratet, jedoch bereits verlobt.

³ ALBERT J. SIEVERT: Geschichte der Stadt Müllheim, Müllheim 1886 (ND 1988), S. 115.

⁴ LUDWIG KAHN: Aus der Geschichte der Juden von Müllheim, in: Das Markgräflerland 1961/Heft 1, S. 146-154, hier S. 148.

⁵ Auf seinem Grabstein in Sulzburg ist als Sterbetag der 15. Adar II, 491 n. d. kl. Z. angegeben, d.i. der 26. März 1731. Hinweis von Günter Boll.

⁶ Stadtarchiv Müllheim (StadtAM), „Judensachen“ VI 1, Heft 1, Nr. 11. Das Dekret war 1732 ergangen.

⁷ Staatsarchiv Freiburg, Bestand LRA Müllheim, Zugang 1978/2, Nr. 184 „Die Erbauung der Synagoge betreffend“.

⁸ StadtAM, „Judensachen“ VI 1, Heft 1, Nr. 12 und 13.

Damit er heiraten und in Müllheim bleiben konnte, musste er zuvor als Schutzjude aufgenommen werden, was wegen der restriktiven Bestimmungen nicht einfach war. Die Ehe seiner Mutter mit Löwel Levi war mit ausschlaggebend, dass seinem Aufnahmegesuch 1762 stattgegeben wurde, denn der Oberamtsverweser Wielandt fügte seiner Stellungnahme zum Aufnahmegesuch ausdrücklich hinzu, dass die Mutter des Bittstellers in zweiter Ehe mit Löwel Levi verheiratet sei, *welcher anhero recipieret sei*.⁹

Von Elisabetha hatte Löwel Levi zwei Söhne. Der jüngere hieß nach dem Großvater Avigdor. Dieser blieb nicht in Müllheim, sondern heiratete zwei Jahre nach dem Tod seines Vaters im oberelsässischen Großkemps Reisle Bloch und ließ sich am Wohnort seines Schwiegervaters nieder.¹⁰ Der ältere Sohn hieß David und sollte nach den Vorstellungen des Vaters in Müllheim bleiben. Die wiederholten Gesuche um die Aufnahme seines Sohnes in den Judenschutz wurden immer wieder abgelehnt, und erst nach fünf Jahren wurde dem *allhiesigen Jud David, des Judenvorsingers Löw Löwels Sohn* endlich mitgeteilt, dass er am Montag, dem 19. Oktober 1767, *mit 34 Gulden Geld versehen* sich am Oberamt seinen Schutzbrief aushändigen lassen könne.¹¹ Damit konnte David am Ort bleiben, und als dann Löwel Levi am 4. August 1773 starb, hatte er „sein Haus bestellt“.

Da Müllheim für seine Juden noch keinen eigenen Begräbnisplatz hatte, wurde der Verstorbene noch am selben Tag unter der Anteilnahme der jüdischen Gemeinde zum jüdischen Friedhof nach Sulzburg gebracht und dort zur ewigen Ruhe gebettet.

Der Weg dorthin führte sie zuerst über eine Anhöhe, deren Namen ihnen wie eine Mahnung und Drohung aus einer noch gar nicht so lang zurückliegenden Zeit klingen musste, dem „Judengalgen“¹², danach durch die drei Dörfer Zunzingen, Britzingen und Laufen sowie durch die ganze Stadt Sulzburg ins enge Sulzbachtal. Es war dies ein fast zwanzig Kilometer langer Weg, den die Müllheimer Juden noch weitere zwei Generationen lang bei jedem Begräbnis gehen mussten.

Die zweite Generation

David bar Arje ha-Levi

Bald nach seiner Schutzaufnahme im Jahr 1767 heiratete David die 1741 geborene Esther Weil. Am 8. Januar 1772 wurde ihr Sohn Benjamin geboren. Weitere Kinder folgten. Nach Löwels Tod 1773 kam ein Junge zur Welt, der mit seinem Namen „Löw“, also Arje bar David, die Erinnerung an den verstorbenen Großvater bewahrte. Es folgte eine Tochter unbekanntem Namens und am 18. Juni 1780 kam ein dritter Sohn, Samuel, auf die Welt, danach um 1784 noch einmal eine Tochter, deren Namen nicht überliefert ist.¹³ Benjamin und Samuel wurden später beide in Müllheim als Schutzjuden aufgenommen und konnten hier Familien gründen, da die Bestimmungen für die Schutzaufnahme anscheinend nicht mehr so rigoros gehandhabt wurden. Dagegen ist nicht

⁹ GÜNTER BOLL: „... damit das Land von solch schädlichen Insassen wenigst in künftigen Zeiten gesäubert werden könne“ – Von den bitteren Erfahrungen der Müllheimer Juden in den Jahren 1750-1850, Müllheim 1987, S. 21f. Das dazugehörige Dokument ist im StadtAM, „Judensachen“ VI 1, Heft 2.

¹⁰ BOLL (wie Anm. 9). Avigdor wird in der Heiratsurkunde vom 11. März 1775 genannt als „der Sohn des Rabbiners Arje, genannt Leib ha-Levi“.

¹¹ Ebd. Das dazugehörige Dokument ist im StadtAM, „Judensachen“ VI 1, Heft 3.

¹² SCHUHBAUER (wie Anm. 2), Kap. „Anhang zur Geschichte der Müllheimer Juden“.

¹³ Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA), 74/3691. Die Reihenfolge der Kinder ist dort mit den ungefähren Altersangaben in einer Liste der im hiesigen Oberamt zu *Müllheim wohnenden Juden und deren beyläufigen Vermögens- und Nahrungsumständen* von 1799 enthalten. Hinweis von Günter Boll.

bekannt, wie das Aufnahmegesuch für Löw beschieden wurde, das David 1811 und 1812 an das nun nicht mehr markgräflische, sondern jetzt großherzogliche Oberamt gerichtet hatte,¹⁴ und wie und wohin die beiden Töchter verheiratet wurden.

Aber noch im Jahr 1799 lebten alle fünf Kinder bei ihren Eltern, deren Vermögen zu diesem Zeitpunkt mit 1.700 Gulden angegeben wurde.¹⁵ Dazu passt allerdings nicht der mit 4 Gulden recht geringe Betrag für das jährlich zu bezahlende Schutzgeld, das bei anderen Familien ungefähr gleicher Personenzahl und gleichen Vermögens leicht das Vier- bis Fünffache betrug.¹⁶ Vielleicht gibt ein Brief Davids an die *Vorgeachte Ehrenveste Vorgesetzte und Richter* vom 26. März 1787 einen Hinweis, in dem er schreiben ließ – er selbst konnte die deutsche Schrift nicht schreiben –, dass ihm das jährliche *Wunn- und Weidgeld*, das noch wie zu seines Vaters Zeiten 1 Gulden 40 Kreuzer betrug, doch bitte erlassen werde. Es sei dem Hohen Gericht bekannt, dass *ich Armuths halben, den Handel des Viehes schon mehrere Jahre unterlassen und also mein Brod anders als hierdurch suchen musste*.¹⁷

Nur wenige Tage zuvor, am 16. März 1787 schrieb das Oberamt an den Vogt Friedrich Willin, *die mit Arrest belegten Effeckten des Juden David Levi können desselben Frauen gegen Bescheinigung wieder ausgefolgt werden, jedoch unter Bezahlung der deswegen darauf gegangenen Gerichtskosten*.¹⁸

David befand sich damals offenbar in einer finanziell prekären Lage. Vielleicht ging es hier um eine Beschlagnahme oder Pfändung von Gebrauchsgegenständen, weil er mit Zahlungen im Rückstand war. Leider sind im Archiv nur wenige Puzzlestücke erhalten, die es nicht gestatten, ein kohärentes Bild daraus zu machen. Aber immerhin haben wir heute Dank der geforderten Bescheinigung mit ihren eigenhändigen und sogar beglaubigten Unterschriften ein ganz persönliches Erinnerungsstück an David und Esther: *Weilen obiger Jud noch dessen Frau nicht Deutsch schreiben können, so haben sie ihre Nahmen Ebräisch unterschrieben, solches bezeugen Friedrich Willin, Vogt, Johannes Fischer, Waysenrichter*. In die Deutsche Schrift transkribiert haben David und Esther unterzeichnet mit „des bekenn ech David Levi von Müllheim“ darunter lapidar und in eigenwilliger „hebräischer“ Rechtschreibung „Esther“ (Abb. 2).

Danach muss David doch wieder versucht haben, mit Vieh zu handeln. Aber es war ihm damit kein Glück beschieden. Anfang Juli 1793 verkaufte er eine Milchkuh an einen Bauern in Niedereggenen. Die *verpflichteten Viehschauer*, die die Kuh *visitierten*, mussten feststellen, dass sie einen *Hauptmangel* hätte. Sie sei *züpplich oder umgänig*, was man heute darunter auch verstehen mag. David musste die Kuh wieder zurücknehmen und den Bauern schadlos halten.¹⁹

Nun hatte David eine Kuh im Stall, von der jedermann wusste, dass sie einen Mangel hatte, die wertlos geworden und unverkäuflich war. Obendrein musste sie noch gefüttert werden. Er wartete noch, bis die heiße Jahreszeit vorüber war und stellte im Oktober beim Oberamt den Antrag, die Kuh schächten zu dürfen. Die Erlaubnis wurde am 30. Oktober 1793 erteilt, *doch so, daß er davon an die hiesige Inwohnerschaft nichts verkaufen darf, bei 30 xr Straf auf jedes Pfund*.²⁰ 30 Kreuzer sind ein ½ Gulden, es war ihm also eine hohe Strafe angedroht worden. Der erlittene Verlust bei seinem Kuhhandel war hoch gewesen, da es zudem sicher nicht leicht gewesen war, Käufer für sein Kuhfleisch zu finden.

¹⁴ StadtAM, „Judensachen“ VI 1, Heft 4, 1795-1822 „Schutzbürgerannahme“.

¹⁵ GLA, 74/3691.

¹⁶ Ebd.

¹⁷ StadtAM, „Judensachen“ VI 1, Heft 4.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ StadtAM, „Judensachen“ VII 3, Heft 1, 1756ff. „Viehhandel“.

²⁰ StadtAM, „Judensachen“ VI 1, Heft 2, 1753-1756 „Judensachen“.

Auf anlangendem Ober Amth. Befehl wurde dem
 künftigen Pächter Juden David Levi, seiner mit
 Obssst bezeugten ffecten, seiner farenen wirtshaus
 unbefugelt, welches dinsten mitihren Anbessert
 bezeugt. Müllheim den 19^{ten} März 1787.

בער כהן אהרן בן אהרן
 1787

Michem obigen Jud nach dinsten faren nicht unbef
 faren können, so haben sich ihre Nachkommen Obessert
 unbefugelt, solches bezeugen,

David Levi
 Johann Baptist Magermeister

Abb. 2 Unterschriften von David und Esther Levi (StadtAM, VI 1, Heft 4).

Zwischen 1807 und 1809 ließ der Landesherr Karl Friedrich für sein neues Großherzogtum Baden neun Konstitutionsedikte verkünden, darunter, als sechstes, das Judenedikt vom 13. Januar 1809.²¹ Darin heißt es im Abschnitt XXIV:

*Jeder Hausvater der jüdischen Religion, der nicht jetzt schon einen auszeichnenden erblichen Zunamen hat, ist schuldig, einen solchen für sich und seine sämtlichen Kinder, die noch in seiner Gewalt sind, anzunehmen [...] Es muss dabei ein jeder seine sämtlichen bisher geführten Namen als Vornamen beibehalten und darf keinen ablegen.*²²

Dieser Bestimmung entsprechend, nahm David Levi für sich, seine Frau und seine Nachkommen den Familiennamen „Mager“ an. Die bisherigen Namen „David Levi“ wurden seine Vornamen. Es gibt in den mündlichen Überlieferungen der Familie Mager keine ernst zu nehmenden Erklärungen, wie David zu dieser Namenswahl kam. Vielleicht kommt darin eine gewisse Selbstironie zum Ausdruck, wenn man berücksichtigt, wie wenig Glück mit seinem Handel er in den zurückliegenden Jahren gehabt hatte.

²¹ Veröffentlicht im Großherzoglich-Badischen Regierungsblatt, Karlsruhe, den 11. Februar 1809.

²² Rechtschreibung und Zeichensetzung wurden den geltenden Regeln angeglichen.

Eine weitere Neuerung bestimmte, dass die Pfarrämter der Orte, in denen Juden lebten, wie eingangs erwähnt, sogenannte „Standeslisten der Israeliten“ zu führen hätten, in denen Geburten, Hochzeiten und Todesfälle einzutragen waren. Darin vermerkte der Müllheimer Diakon Friedrich Sonntag, der den alten Pfarrer Oswald Dreuttel vertrat, in seiner Zusammenstellung der im Jahr 1812 verstorbenen jüdischen Gemeindeglieder:

Im Jahr 1812 ist in hiesiger Gemeinde [sic!] zu Müllheim den 3-ten September morgens um 4 Uhr gestorben und dem 4-ten vormittags um 10 Uhr [in Sulzburg] begraben worden Esther Weilin, Ehefrau des Schutzbürgers David Levi Mager. Alt 71 Jahre. Zeugen 1. Vorsteher Jung Mayer Zivi von hier, 2. Alt Mayer Zivi von hier Bestätigung des wirklichen Todes: T. N.N. T. Friedrich Sonntag.²³

Ihr Grabstein auf dem Sulzburger Friedhof trägt die Inschrift:

Hier ist geborgen / eine tüchtige Frau / die fromme Frau / Esther Tochter des Schmuel / Gattin des David Segal / aus Müllheim gestorben / am 13. begraben am 14. Tag des Tischri / 573 nach der kleinen Zählung Ihre Seele sei eingebunden in den Bund des Lebens.

Der 13. Tischri 5573 entspricht nach dem Gregorianischen Kalender dem 20. September 1812. Die fehlende Übereinstimmung mit der Eintragung in der Standesliste ist nicht erklärbar, sie ist aber dann bei ihrem Mann David noch weit auffällender.

David überlebte seine Frau noch um vier Jahre, und derselbe Diakon Friedrich Sonntag schrieb in seiner Zusammenstellung der im Jahr 1816 verstorbenen Juden:

*1816 ist in der jüdischen Gemeinde [sic!] zu Müllheim den 18-ten Februar vormittags um 10 Uhr gestorben und den 19-ten vormittags 10 Uhr [in Sulzburg] begraben worden David Levi Mager, Schutzbürger, Alter 86 Jahre. Zeugen: 1. Vorsinger Salomon Hayum
2. Benjamin Levi Mager
T. F. S.²⁴*

Ganz so alt war er sicher nicht geworden, denn sonst könnte Elisabetha nicht seine Mutter gewesen sein. Während David mit der Grabinschrift für Arje ha-Levi seines Vaters noch mit vielen ehrenden Worten gedachte, wurde auf seinem eigenen Grabstein nur lapidar mitgeteilt (Abb. 3):

*„Hier liegt geborgen ein aufrechter Mann,
der ehrwürdige David, Sohn des Herrn Arje Segal.
Er verschied und wurde begraben am 5. Tag des Tewet 577 nach der kleinen Zählung.
Seine Seele sei eingebunden in den Bund des Lebens.“²⁵*

Obwohl die beiden Todesfälle fast vier Jahre auseinander liegen und die Gräber sehr weit von einander entfernt sind, haben die Grabsteine von Esther und David genau die gleiche Form.

²³ StAF, L 10 Nr. 3335.

²⁴ Ebd.

²⁵ Übersetzung der Inschrift von Günter Boll. Das Kurzwort „Segal“ steht für „Segan Levija“ und bedeutet Vorsteher der Levitenschaft.



Abb. 3

Jüdischer Friedhof in Sulzburg, Grab Nr. 254, David bar Arje ha-Levi, gest. 18. Februar 1816 (Foto: Rolf Schuhbauer).

Die umlaufende Einfassung, das eingetiefte Schriftfeld und die Schrifttypen stimmen überein. Sie unterscheiden sich von den umstehenden durch eine dunklere Färbung, die nicht allein von der Patina herrühren kann, und scheinen aus einem härteren Material zu bestehen, denn ihr Erhaltungszustand ist vergleichsweise noch sehr gut. Das gilt insbesondere für die Oberflächen der Vorderseiten, die noch sehr glatt sind und kaum Spuren der Verwitterung zeigen. Die aufwändig im Hochrelief gestaltete Levitenkanne weicht in ihrer untypischen Formensprache von anderen Darstellungen dieser Art und der Zeit um 1800 auf dem Friedhof ab. So kann man vermuten, dass beide Steine zu einem späteren Zeitpunkt gesetzt wurden, was auch eine rätselhafte Unstimmigkeit bei der Angabe der Sterbedaten erklären könnte.

Das Sterbedatum, das in die Standeslisten unmittelbar nach Davids Tod eingetragen und auch von seinem ältesten Sohn Benjamin beglaubigt worden ist, kann man als korrekt annehmen, auch wenn die Altersangabe anzuzweifeln ist. Das Sterbedatum, das auf dem Grabstein angegeben ist, also der 5. Tewel 577, entspricht aber dem 24. Dezember 1816! Danach hätte David rund zehn Monate länger gelebt.²⁶ Offenbar hat sich in der Zeit zwischen Davids Tod und der Steinsetzung bei der Familie Mager eine Erinnerungslücke aufgetan.

²⁶ Hinweis von Günter Boll.

Die dritte Generation

Badenweiler Linie: Schmucl bar David ha-Levi

Da beide Söhne Davids in Müllheim als Schutzbürger aufgenommen wurden und jeder deshalb hier auch eine Familie gründen konnte, bildeten sich ab dieser Generation zwei Linien heraus, deren ältere, von Benjamin ausgehend, in Müllheim ihren Lebensmittelpunkt beibehielt. Sie soll deshalb als die „Müllheimer Linie“ bezeichnet werden. Die jüngere Linie, die von den Nachkommen Samuels gebildet wird und mit Samuels Sohn David den Wohnsitz nach Badenweiler verlegte, soll analog „Badenweiler Linie“ genannt werden. Die nachfolgenden Ausführungen werden sich allein auf diese Linie beschränken.

Samuel Levi Mager wurde am 18. Juni 1780 in Müllheim geboren. Wie sein Vater und sein Bruder wurde er ein *Handelsmann*, was auch immer das für einen Juden in der damaligen Zeit bedeutete. Am 4. September 1816 heiratete er Scheina Levi Klein, Tochter des verstorbenen Abraham Levi Klein aus Eichstetten und dessen Frau Grena Marxin. Scheina, die als Vornamen das „modernere“ Jeannette bevorzugte, war am 15. Mai 1793 in Eichstetten geboren worden.²⁷

Dem Ehepaar wurden drei Kinder geboren: David, geboren am 16. September 1817, führte die Badenweiler Linie in der 4. Generation fort, Abraham, geboren am 15. Juli 1826, der Kantor wurde und über den ebenfalls noch zu berichten ist, Esther, geboren am 11. November 1827, über die weiter nichts bekannt ist.

Scheina starb verhältnismäßig jung am 27. November 1844 und wurde noch in Sulzburg beerdigt. Samuel starb am 26. Dezember 1855 und wurde bereits auf dem neuen Müllheimer Friedhof beerdigt.²⁸ Diesen hatte man 1850 angelegt, da der Weg nach Sulzburg „bei der beträchtlichen Zunahme der Gemeinde immer mehr als Belästigung empfunden wurde“.²⁹

Samuels Grabstein befindet sich nicht mehr in situ und Teile davon sind abgebrochen. Er lehnt jetzt an der östlichen Friedhofsmauer, daneben liegt das Bruchstück mit dem Bild des Schofars, das darauf hinweist, dass der Verstorbene das Ehrenamt bekleidete, an den Hohen Feiertagen die vorgeschriebenen Töne des Schofars zu blasen (Abb. 4). Das Bruchstück passt in die rechte obere Ecke des Grabsteins. Übersetzt ist in der obersten Zeile des Grabsteines „bar David Segal“ zu lesen, darunter „gestorben am Mittwoch, dem 17 Tewet und begraben am Vorabend zum Schabbat, dem 19. Tewet 616 nach der kleinen Zählung“, was mit den in den Standeslisten angegebenen Daten übereinstimmt und die eindeutige Zuordnung zu Samuel Levi Mager gewährleistet.³⁰

Die vierte Generation

Badenweiler Linie: David bar Schmucl ha-Levi

An der Gestaltung ihrer Grabsteine wird deutlich, dass sich zu Lebzeiten der vierten Generation ein Wandel vollzogen hat, der seinen Anfang in einem veränderten gesellschaftlichen Verständnis genommen hat. Die jüdische Gemeinde Müllheims war in dieser Zeit stetig angewachsen, der Friedhof war angelegt worden, die neue repräsentative Synagoge war im Bau, innenpolitisch vollzog sich im Großherzogtum die vollständige bürgerrechtliche Gleichstellung der Juden. Aus

²⁷ StAF, L 10 Nr. 3334.

²⁸ Ebd.

²⁹ Zitat aus SIEVERT (wie Anm. 3), S. 248.

³⁰ StAF, L 10 Nr. 3334.



Abb. 4 Jüdischer Friedhof in Müllheim, Grab Nr. 45, Bruchstück mit Abbildung eines Schofars
(Foto: Rolf Schuhbauer).

den Schutzbürgern wurden Bürger und Städte wie Freiburg mussten jetzt auch Juden den Zuzug gewähren.

Die Grabsteine haben nun nicht mehr die traditionelle Stelenform mit einer rein hebräischen Inschrift. Jetzt unterscheiden sie sich mit ihren oft historisierenden Schmuckelementen kaum noch von Grabsteinen auf christlichen Friedhöfen derselben Zeit. Sie wurden „modern“. Zwar sind ihre Inschriften im Zentralbereich noch hebräisch, aber die Steine stehen auf einem Sockel, auf dem in der Regel der Name auf Deutsch und die Lebensdaten nach dem gregorianischen Kalender angegeben sind.

David war am 16. September 1817 geboren worden. Er wurde von seinem Vater nicht in eine höhere Schule geschickt wie sein Cousin Abraham von der Müllheimer Linie, aber er erlernte den Beruf eines Seifensieders und Handelsmanns. Damit gehörte er zu den Juden, von denen es im Judenedikt von 1809, Abschnitt XXI heißt, *die mittels rühmlicherer Anstrengung ihrer Kräfte und zu Unserem besonderen gnädigsten Wohlgefallen ein anderes ehrenvolleres Gewerbe ergreifen*. Für eine jüdische Gemeinde war das Seifensieden ein wichtiges Gewerbe, denn wie die Speisen mussten auch die Seifen für die Körperpflege und Wäsche koscher sein, also nach dem rituellen Reinheitsgebot hergestellt werden. Seifensieder war deshalb ein Beruf, der wie der des Schächters der strengen Kontrolle durch das Rabbinat unterlag.

Durch sein Alter und seinen Beruf in eine Lage versetzt, dass er eine Familie gründen und ernähren konnte, wurde für ihn am 19. Oktober 1842 die eheliche Verbindung mit der zwei Jahre älteren Halbwaise Matel Meier arrangiert. Ihr Vater war Liebmann Meier aus Müllheim, der im Wald bei Schliengen ermordet worden war. Es war für die Gemeinde eine „Mitzwe“, ein religiöses Gebot, für sie einen rechten Ehemann zu finden. Das ist wohl auch geschehen, denn Matel, die mit ihrem Vornamen spielte und sich erst Malina nannte, bis sie sich dann für Marie entschied, schenkte David sechs Kinder, fünf Mädchen und einen Jungen. Der erhielt nach Matels Vater den Vornamen Liebmann und sollte die Badenweiler Linie weiterführen.

Mit der schnell anwachsenden jüdischen Gemeinde nach der Erhebung Müllheims zur Stadt und zum Amtssitz bekam auch Davids Seifenproduktion stetigen Auftrieb. War sie zunächst ein Familienbetrieb, so entwickelte sie sich in einer Weise, dass man von einer Manufaktur sprechen konnte. Im Oktober 1854 konnten er und Matel gemeinsam für 640 Gulden von einer Basler Witwe ein einstöckiges Wohnhaus „Im Chalampe“³¹ mit einem recht großen Hof und Garten erwerben, das er alsbald aufstocken und um einen Anbau mit Keller, um Stallungen, Waschhaus und Magazin erweitern ließ. Es war dies jetzt ein Anwesen geworden, das durch seine Nähe zum Klemmbach bestens für Davids Gewerbe geeignet war.

David beließ es aber nicht beim Seifensieden. Im Jahr 1863 war er im Pfarramt, um die Geburt eines Kindes aus einer benachbarten Familie anzuzeigen. Im Zeugenvermerk der Standesliste steht nun *David Levi Mager, Gemeindegewirth*.³² Er habe eine *Garküch* betrieben, so die Familientradition viele Generationen später. Wo diese gewesen sein mag, ist nicht sicher. Möglicherweise war sie ebenfalls zunächst im Anwesen „Im Chalampe“. Doch benutzte er auch das neue Privileg der vollständigen bürgerrechtlichen Gleichstellung von 1864, um im selben Jahr noch im Kurort Badenweiler eine „Judenwirtschaft nebst Wohnungen“ zu gründen, „die sich in Folge der guten Einrichtung und soliden Bedienung, die man da fand, eines erfreulichen Fortgangs rühmen konnte“.³³ Gleichzeitig inserierte David in der Zeitschrift „Der Israelit“:

„Badenweiler Empfehlung.

Der Unterzeichnete empfiehlt hiermit seine in Badenweiler, Großherzogtum Baden, neu eingerichtete israelitische Gastwirtschaft dem geehrten Publikum unter Zusicherung reeller und prompter Bedienung. Geräumige und wohl ausmöblierte Zimmer mit der herrlichsten Aussicht ins Rhein- und Weiltal stehen zur stündlichen Benutzung jederzeit offen,

David Levi Mager.“³⁴

Schon ein Jahr später inseriert er wieder. Das Haus, das jetzt erstmals „Hotel Levi“ genannt wird, sei um das Doppelte vergrößert, habe etwa 25 mit allem Komfort eingerichtete Zimmer.³⁵ Für die Finanzierung hatten er und Matel ihr Müllheimer Anwesen für 4000 Gulden verkauft.³⁶ Es ist anzunehmen, dass es sich bei dem „Hotel Levi“ bereits um das Gebäude in der heutigen Luisenstraße handelt, das später „Hotel und Pension Levy“, und in einer Anzeige von 1898 „Hotel und Pension Bellevue“ genannt wird. Mit letzter Gewissheit ließ sich das nicht feststellen, denn die älteste Grundbuchurkunde, bei der es sich um die Vergrößerung des Speisesaales handelt und die dem heutigen Besitzer der Immobilie vorliegt, stammt aus dem Jahr 1896. Da waren David und Matel längst nach Freiburg übersiedelt und hatten in der Merianstraße 8 in der Stadtmitte eine Wohnung bezogen, wo sie am 23. Oktober 1892 die Goldene Hochzeit feiern konnten.³⁷

David starb am 24. Januar 1900. Seine Grabinschrift lautet übersetzt (Abb. 5): „Hier liegt begraben David, Sohn Samuels des Leviten. Alt war er, aber seine Lebenskraft war nicht gewichen. Den Weg der Redlichen beging er. Levi schloss sich dem Ewigen an. Seine Seele sei eingebunden im Bündel der Lebendigen.“

³¹ Wohn- und Gewerbebezirk in der oberen Mühlenstraße. Nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen elsässischen Gemeinde, StadtAM und Grundbuchamt Müllheim, Betr. Lgb. Nr. 566.

³² StAF, L 10 Nr. 3334 und 3335.

³³ GUSTAV WEVER: Chronik der Vogtei Badenweiler, Badenweiler 1869.

³⁴ http://www.alemannia-judaica.de/badenweiler_jued_geschichte.

³⁵ Ebd.

³⁶ StadtAM und Grundbuchamt Müllheim, Betr. Lgb. Nr. 566.

³⁷ Stadtarchiv Freiburg (StadtAF), Einwohnermeldekartei.



Abb. 5 und 6 Jüdischer Friedhof in Freiburg, Gräber Nr. 234 und 210, David und Matel (Marie) Levi Mager (Fotos: Rolf Schuhbauer).

Matel starb am 10. März 1902. Ihre Grabinschrift heißt übersetzt (Abb. 6): „Hier liegt begraben Frau Matel, Tochter des Jomtov, Gattin Davids des Leviten. Sie führte ihr Haus mit guter Einsicht und Erkenntnis. Auf ewig ihr Andenken zum Segen. Ihre Seele sei eingebunden im Bündel der Lebendigen.“³⁸

Abraham bar Schmucl ha-Levi

Davids jüngerer Bruder war am 15. Juli 1826 geboren worden. Vielleicht hatte der Vater bei Abraham früh eine Begabung erkannt, die er fördern wollte. Er schickte ihn, so wie es Samuels Bruder Benjamin mit seinem Abraham gemacht hatte, auf die – nun nicht Lateinschule, die gab es nicht mehr. Sie war 1839/40 aus der kirchlichen Trägerschaft in die staatliche übergegangen und zu einer „Höheren Bürgerschule“ geworden. Dabei hatte sich nicht viel geändert, das Lehrpersonal war mit übernommen worden und Latein wurde auch jetzt noch unterrichtet. Abraham war von 1841 bis 1843 Schüler an dieser Schule, was dem Vater wohl das vierteljährliche Schulgeld von immerhin 2½ Gulden wert war.³⁹

³⁸ Übersetzungen nach Ruben Frankenstein: Denkmal und Name – Der Gute Ort Freiburg (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg 39), Freiburg 2009, S. 85.

³⁹ Archiv des Markgräfler Gymnasiums Müllheim, Hauptbuch der Höheren Bürgerschule von 1840.

Abraham wurde als Kantor ausgebildet. Seine erste Stelle als Vorsänger und Lehrer fand er im badischen Frankenland in Krautheim. In dieser Zeit heiratete er Babette Gottlob aus Dittigheim bei Tauberbischofsheim. In gleicher Funktion war er anschließend in Weingarten tätig. Noch in Krautheim kam sein Sohn David (geboren am 10. August 1853) und in Weingarten seine Tochter Jeannette (geboren am 04. Oktober 1856)⁴⁰ zur Welt. Es fällt auf, dass sich die Eltern bei ihrer Namenswahl an den Namen der väterlichen Linie orientierten.

Nach 1856 kam er als Vorsänger und Religionslehrer nach Müllheim, wo er an der jüdischen Schule unterrichtete. Ab dem 12. Mai 1871 wurde die Volksschule konfessionell gemischt geführt. Da die dafür vorgesehene israelitische Lehrerstelle bis zum Frühjahr 1872 unbesetzt blieb, übernahm in dieser Zeit Abraham den Religionsunterricht für die jüdischen Schüler.

Dem Zeitgeist entsprechend begannen die Müllheimer Juden sich am Vereinsleben der Stadt zu beteiligen. Einen Anfang machten sie mit der 1869 erfolgten Gründung des jüdischen Gesangsvereins „Frohsinn“, dessen Gründungsmitglied und erster Vorstand Abraham Levi Mager wurde.⁴¹ Wann Abraham Levi Mager in den folgenden Jahren Müllheim mit seiner Familie wieder verließ und wo er sich niederließ, ist leider nicht bekannt.

Die fünfte Generation

Badenweiler Linie: Jomtov bar David ha-Levi

Als dem Ehepaar David und Matel Levi Mager nach zwei Mädchen am 8. Juli 1848 ein Sohn geboren wurde, nannte es ihn nach Matels Vater Liebmann. Der dem entsprechende hebräische Namen, den der Knabe bei seiner Beschneidung erhielt, war Jomtov, Jomtov bar David. Liebmann blieb der einzige Sohn des Ehepaares, denn nach ihm kamen drei weitere Töchter zur Welt.

Liebmann war zwölf Jahre alt, als der Vater das Hotel in Badenweiler gründete, und so war es der natürliche Wunsch der Eltern, dass er einmal das Hotel übernehmen sollte. Entsprechend wurde er darauf auch vorbereitet. Zu orthodoxer Religiosität erzogen, achtete er streng auf die Einhaltung aller rituellen Regeln, die zur Führung eines koscheren Hauses gehören. Darüber hinaus wurde er zum Mohel und Schochet ausgebildet. Er durfte also bei neugeborenen Knaben die Beschneidung vornehmen und Tiere schächten, was er im Wesentlichen nur für den Fleischbedarf der Hotelküche tat.

1876 heiratete er Frommet bath Jaakov, die Tochter des Jakob Bloch aus Müllheim, die Fanny genannt wurde. Sie wurde am 31. Oktober 1855 geboren, der Vater war Viehhändler gewesen, die Mutter, eine geborene Wahl, stammte aus Mülhausen im Elsass. Es gibt in der Familie Levi Mager Parallelen in den Biografien über die Generationen hinweg. Auch Fannys Vater Jakob starb schon früh, gerade als Fanny zwölf Jahre alt geworden war. So war vielleicht diese eheliche Verbindung mit der Halbweise auch eine „Mitzwe“. Aus der Ehe gingen vier Kinder hervor. Das älteste Kind wurde am 26. Juni 1877 geboren. Es war ein Junge, der bei seiner Beschneidung den Namen von Fannys Vater erhielt: „Jaakov bar Jomtov“. Auch hier wird bei der Namensgebung die Parallelität zur vorhergehenden Generation deutlich. In das Geburtenbuch des Standesamts wurde für den Knaben der „bürgerliche“ Namen „Julius“ eingetragen. Danach wurden noch die drei Mädchen Emma, Flora und Ida geboren.⁴²

⁴⁰ StAF, L 10 Nr. 3335.

⁴¹ SIEVERT (wie Anm. 3), S. 249 und 309. Siehe auch KAHN (wie Anm. 4), S. 151.

⁴² Standesamt Müllheim, Emma, geb. 1878, Flora, geb. 1881, und Ida, geb. 1885, gest. 1886.

In diese Zeit fiel, dass Liebmann die Geschäftsführung des Hotels übernahm. Um den religiösen Bedürfnissen der Gäste entgegenkommen zu können, wurde ein Betsaal, eine „Schul“, eingerichtet, dessen Ausstattung als einfach, aber würdig bezeichnet wurde. Der Thoraschrank, die prächtigen „Proches“, die „Sidurim“ waren von opferwilligen wohlhabenden Gästen gespendet worden.⁴³ Alles schien auf eine glückliche Zeit hinzuweisen, da verstarb Liebmann, zehn Jahre nach seiner Heirat nach kurzer Krankheit am 22. Januar 1886 nachts um 11 Uhr im Alter von 37 Jahren. Zwei Tage später wurde er beerdigt. Auf seinem Grabstein (Grab Nr. 99) steht:

„Hier liegt begraben ein Mann. Er war ohne Makel gegangen, hat fromm in seinem Glauben gelebt, hat Gerechtigkeit und Geradheit geliebt, hat Gutes getan den Nahestehenden und auch den Fremden, der Herr Jomtov, Sohn des David ha-Levi, Mohel und Schochet. Gestorben am Freitag 16. Schewat, begraben am Sonntag 18. Schewat 646 nach der kleinen Zählung.⁴⁴ Seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens.“

Nur wenige Monate später ereignete sich in der Familie ein weiterer Todesfall. Die jüngste Tochter, Ida, die bei Liebmanns Tod noch ein Säugling gewesen war, starb elf Monate nach ihrer Geburt am 10. August 1886.

Fanny musste nach diesen Schicksalsschlägen ein schweres Erbe mit viel Mut und Umsicht antreten. In den Jahren zuvor war schon der Hotelbetrieb immer in den Wintermonaten eingestellt gewesen. So hatte sie noch Zeit für die Familie und für die Vorbereitung der neuen Saison. Es gelang ihr, sowohl einen Schochet einzustellen, als auch jemanden für die Leitung der Gottesdienste zu finden. 1889 inserierte sie in der Zeitschrift „Der Israelit“, dass sie auch dieses Jahr wieder einen eigenen Schochet engagiert habe, der sowohl Großvieh als auch Kleinvieh schächten würde und der die Autorisation dazu von den Herren Rabbinern (es folgen zwei Namen) habe. Sie unterzeichnete mit: *Es empfiehlt sich die Eigentümerin Liebmann Levy Mager Witwe.*⁴⁵

In rasch aufeinanderfolgenden Anzeigen der folgenden Jahre warb Fanny mit eigenem orthodoxen Schochet, von anerkannt berühmten Herren Rabbinern geprüft, mit Gottesdienst im Hause, eigener Schul, russischem Schochet und Chassen (Kantor), mit besten Gelegenheiten zum Abhalten von Hochzeiten, mit Hotelwagen am Bahnhof usw. Die Werbung für das Hotel in der damals sehr verbreiteten Zeitschrift „Der Israelit“ war erfolgreich (Abb. 7).

Es kamen Gäste nicht nur aus dem Reich, insbesondere aus dem vor kurzem annektierten Elsass-Lothringen, sondern auch aus der Schweiz, aus Frankreich, aus Österreich-Ungarn und dem zaristischen Russland.⁴⁶ Sie suchten Erholung und Genesung und es gab Gäste, die ihre letzten Erdentage hier verbrachten und auf dem jüdischen Friedhof in Müllheim begraben sind.⁴⁷

Um den Komfort des Hotels zu verbessern, veranlasste sie immer wieder bauliche Veränderungen. Eine der auffälligsten war die Vergrößerung des Speisesaals durch einen Terrassenvorbau, der zur Straße, also nach Norden, vollständig verglast und in die Natur einbezogen war. Da die gegenüberliegende Straßenseite noch unbebaut war, bot sich eine herrliche Aussicht über das Weilertal hinweg zum Schwarzwald, eine „belle vue“, die dem Hotel dann auch den Namen gab.

⁴³ www.alemannia-judaica.de (wie Anm. 34). Aus einem Artikel in der Zeitschrift „Der Israelit“. „Proches“ bezeichnen Thoraschrankvorhänge, „Sidurim“ sind Gebetbücher.

⁴⁴ D.i. 22. Januar 1886 (Sterbedatum), 24. Januar 1886 (Begräbnisdatum).

⁴⁵ www.alemannia-judaica.de (wie Anm. 34). Aus der Zeitschrift „Der Israelit“ vom 27. Mai 1889.

⁴⁶ Deutsche Nationalbibliothek Leipzig, ZC 4876 „Kurzeitung Badenweiler: Fremdenliste der Gemeinde-Kurverwaltung Badenweiler [...]“ Ebenso im Gemeindearchiv Badenweiler.

⁴⁷ Jüdischer Friedhof Müllheim: Gräber Nr. 150, 164, 194, 234, 244, 264, 284 und 288f.

| | |
|---|--|
| <p>Badenweiler</p> <p>Bahnstation im Bad. Schwarzwald.</p> <p>Hotel & Pension Bellevue</p> <p>vormals Levy.</p> <p>Streng koscheres Hotel mit fein eingerichteten Fremdenzimmern, grossen Speisesälen mit grosser Terrasse. Beste Gelegenheit zum Abhalten von Hochzeiten, bei billigster Berechnung. Bäder, Milch und Molken im Hause. Gute Küche und reine Weine. Eigene Schnl. Schochet und Chassen. (2161)</p> <p>Frau Levy Mager, Besitzerin.</p> <p>NB. Auf Wunsch erteilen orthodoxe Rabbinen Referenzen.</p> | <p>Einzig israelitisches Hotel am Platze.</p>  |
|---|--|

Abb. 7 Anzeige in der Zeitschrift „Der Israelit“ vom 28. April 1898. Das „Hotel & Pension Bellevue“ ist bis heute nahezu unverändert. Im Terrassenvorbau des ehemaligen Speisesaales sind heute Läden untergebracht (Vorlage: www.alemannia-judaica.de/badenweiler_jued_geschichte).

Später führte Fanny das Hotel mit Hilfe ihres Sohnes Julius, aber erst am 1. April 1927 übergab sie ihm Eigentum und Leitung des Hotels unter Zusicherung des lebenslangen unbeschränkten Wohnrechts und für einen Kaufpreis von 80.000 Reichsmark, die zu ihren Gunsten auf eine Sicherungshypothek angelegt wurden.

Fanny darf man sich nicht als eine Frau vorstellen, die in einem religiös orthodoxen Umfeld einem ebensolchen Bild entspricht. Sie war für ihre Zeit emanzipiert, engagiert, modern und brachte sogar ihren Enkelkindern der Reihe nach im Thermalbad das Schwimmen bei. Die Erhaltung des Hotels nach dem Tode ihres Mannes war zu ihrem Lebenswerk geworden und sie blieb auch noch in der Zeit nach der Hotelübergabe dort sehr dominant, was für den Sohn und die Schwiegertochter nicht immer einfach war.⁴⁸ Fanny nahm ihr Wohnrecht wahr, bis das Hotel wegen der Schikanen in der Nazizeit verkauft werden musste. Sie emigrierte mit 83 Jahren – noch vor der sogenannten „Reichskristallnacht“ – am 9. März 1938 nach Straßburg.

In Straßburg lebten nach ihrer Verheiratung die beiden Töchter. Allerdings war Flora schon ein Jahr nach ihrer Eheschließung mit 39 Jahren an der damals grassierenden sogenannten „Spanischen Grippe“ am 27. Juli 1918 verstorben und in einem Familiengrab auf dem israelitischen Friedhof in Straßburg-Kronenburg beigesetzt worden. Fanny, die wie viele ihrer Generation schon zwei Kriege zwischen den Nachbarn am Oberrhein erlebt hatte, musste bei ihrer Tochter Emma mit dem Ausbruch des dritten Krieges auch die Zerstörung ihres Lebenswerks erfahren.

Da das Elsass Kriegsgebiet zu werden drohte, wurden die Menschen von dort ins Innere Frankreichs evakuiert, so auch Fanny mit Emmas Familie. Fanny trennte sich von Emmas Familie und wurde nun bei ihrem Sohn Julius aufgenommen, der inzwischen ebenfalls emigriert war und mit seiner Familie nach einem Aufenthalt in Mulhouse in Enghien-les-Bains nahe Paris Arbeit und Wohnung gefunden hatte.⁴⁹ Als Fanny dort am 9. August 1940 starb, konnte sie nur provisorisch bestattet werden. Nach dem Krieg veranlassten deshalb ihre überlebenden Angehörigen, dass ihre sterblichen Überreste in das Familiengrab auf den israelitischen Friedhof in Straßburg-Kronenburg umgebettet wurden, wo sie nun neben ihrer Tochter Flora ihre letzte Ruhestätte gefunden hat (Abb. 8).

⁴⁸ Diesen Aussagen liegen Mitteilungen ihrer Enkeltochter Marguerite zugrunde.

⁴⁹ Auf das Schicksal von Julius und seiner Familie wird im nächsten Kapitel eingegangen.



Abb. 8 Israelitischer Friedhof Straßburg-Kronenburg: Vorderseite des Familiengrabs. Auf dem oberen Teil der vorderen Inschriftentafel steht übersetzt: „Hier liegt begraben eine gute, verständige Frau, Feigel, Tochter des Jomtov ha-Levi, Gattin des Menachem Rosenstiel, gestorben in der Mitte ihrer Tage am 15. Aw 678 nach der kleinen Zählung. Ihre Seele sei eingebunden in den Bund des Lebens.“ Darunter noch einmal der Namen und die Lebensdaten. Auf dem unteren Teil steht: „Hier wurde beerdigt Frommet, die Tochter Jaakovs, gestorben am 5. Aw 700 nach der kleinen Zählung.“ Es folgen noch die Schlussformel und ebenfalls der Name und die Lebensdaten. Auf der Rückseite ist eine Gedenktafel angebracht mit der Inschrift „EN SOUVENIR DE NOS CHERS PARENTS JULES ET CELINE LEVY-MAGER ET NOS CHERS FRERE ET SOEUR LOUIS ET GERTRUDE DECEDES EN DEPORTATION AUSCHWITZ 1943“ (Foto: Hubert Freund).

Die sechste und siebte Generation

Badenweiler Linie: Jaakov bar Jomtov ha-Levi

Die Verfolgungen der Juden zwischen 1933 und 1945 betrafen beide Generationen gleichermaßen und im selben Zeitraum, sodass es angemessen ist, ihre Schicksale gemeinsam in aller Kürze zu beschreiben.⁵⁰

Als Liebmann am 22. Januar 1886 starb, war Julius noch nicht einmal ganz neun Jahre alt, seine Schwester Emma war acht und Flora erst fünf Jahre alt. Natürlich hatten die Kinder Kindermädchen, aber da das Hotel ein Familienbetrieb war und der Sabbat und die vielen Feste gemeinsam mit den Gästen gefeiert wurden, kamen sie mit ihnen auch zusammen.

Je älter die Kinder wurden, desto größer wurde ihre Neugier, mit den Weithergereisten in Berührung zu kommen, zumal unter ihnen, wie der Dichter Scholem Alejchem, sehr interessante Personen waren. Es wundert nicht, dass sie dadurch zu einer gewissen Weltoffenheit gelangten und später ihre Ehepartner nicht mehr unter den Töchtern und Söhnen der Müllheimer Landjuden suchten. Julius wurde am 25. März 1912 mit Céline Levy verheiratet. Sie war am 11. Dezember 1892 in der lothringischen Stadt Sarrebourg geboren, war Französin und Julius und die gemeinsamen Kinder nahmen nach dem Ersten Weltkrieg ebenfalls diese Staatsangehörigkeit an. Zuvor war für Julius Schwester Emma am 23. Januar 1905 die Ehe mit Jules Guthmann aus Straßburg arrangiert worden, am 21. Oktober 1917 dann die Ehe für Flora mit Edouard Rosenstiel.⁵¹

Julius und Céline hatten vier Kinder. Am 10. Februar 1913 wurde Julie in Badenweiler geboren, am 28. März 1914 Marguerite (genannt Gretel), am 19. September 1918 Gertrude und am 29. August 1928 Louis Liebmann, der, wiederum der Familientradition folgend, den Namen des verstorbenen Großvaters erhielt. Julie und Marguerite besuchten die Realschule in Müllheim. Nach der Mittleren Reife wechselten sie an die Mädchenoberrealschule Freiburg⁵², wo sie 1931 bzw. 1933 ihr Abitur ablegten.

Julie ging nach dem Abitur 1931 zur Berufsausbildung nach Mulhouse. Marguerite, die Pharmazie studieren wollte, wurde aus rassistischen Gründen der Hochschulzugang in Deutschland verwehrt. Sie blieb, wie ihre jüngeren Geschwister im Hotel in Badenweiler.

Aufgrund der nationalsozialistischen Rassengesetze wurden außer dem „Bellevue“ die anderen Hotels in Badenweiler von der Ortsgruppenleitung der NSDAP und dem Bürgermeisteramt unter Druck gesetzt, keine jüdischen Gäste mehr aufzunehmen. Auch vom Kurbetrieb wurden diese ausgeschlossen, sodass sie sich genötigt sahen, ob sie nun religiös waren oder nicht, im „Bellevue“ Aufenthalt zu nehmen. Dadurch ergab sich die paradoxe Situation, dass von 1933 bis 1937 das Hotel so viele Übernachtungen hatte, dass seine Durchschnittsbelegung über der der anderen Hotels lag. 1937 konnten im „Bellevue“ zum letzten Mal Gäste aufgenommen werden, da ab der Saison 1938 der Ort für die Aufnahme von Juden gesperrt wurde. Damit war der Familie Levi Mager in Badenweiler die Existenzgrundlage entzogen.⁵³

Während des Pogroms am 10./11. November 1938, als die Fensterscheiben des Speisesaals eingeschlagen wurden, soll Julius dem Schlägertrupp zugerufen haben, sie mögen ruhig alles kurz und klein schlagen, denn er habe das Hotel bereits verkauft. Eine Woche später emi-

⁵⁰ Ausführliches dazu in SCHUHBAUER (wie Anm. 2), Kapitel „Mit Rücksicht auf den zu erwartenden Besuch ausländischer Gäste“ und „Ein Sechsmädelhaus“.

⁵¹ Flora starb ein Jahr nach der Hochzeit an der sogenannten „Spanischen Grippe“, die am Ende des Ersten Weltkriegs in Westeuropa grassierte.

⁵² Heute Goethe-Gymnasium.

⁵³ StAF, F 196/1, Nr. 3146.

grierte die ganze Familie nach Mulhouse, wo Julius wieder ein koscheres Restaurant übernehmen konnte. Der Bürgermeister von Badenweiler giftete deshalb in einem Schreiben an den Oberfinanzpräsidenten in Karlsruhe:

*In der Nacht vom 10./11. November 1938 wurden am Terrassenvorbau des dem französischen Juden Julius Levi Mager gehörenden Hotel Bellevue in Badenweiler sämtliche Fenster eingeschlagen. Am 17. November 1938 ist der Jude Levi Mager für dauernd nach Mülhausen/Els. abgereist, ohne den angerichteten Schaden wieder herstellen zu lassen. Mit Rücksicht auf den zu erwartenden Besuch ausländischer Gäste habe ich den Auftrag gegeben [...] sämtliche beschädigten Scheiben wieder einzusetzen. Hierdurch sind Aufwendungen im Betrage von 233,25 RM entstanden [...]*⁵⁴

Dieses Geld wollte er auf irgendeine Weise beim Verkauf des Anwesens für die Gemeindekasse zurückerstattet haben.

Als zu Beginn des Zweiten Weltkriegs das Elsass evakuiert wurde, fand Julius in Enghien-les-Bains bei Paris eine Wohnung für die ganze Familie, wo er auch eine Stelle als Geschäftsführer eines Hotels übernehmen konnte. Julie und Marguerite fanden Arbeit in Paris. An einem Freitag, dem 11. Oktober 1943, kamen sie abends nach Sabbatbeginn verspätet nach Hause, als sie sahen, dass ihre Mutter ihnen vom Fenster aus eindeutige Zeichen gab, nicht näher zu kommen. So gewarnt, mussten sie aus sicherer Entfernung zusehen, wie der Vater, die Mutter, Gertrude und Louis Liebmann von französischer Gendarmerie verhaftet und weggeführt wurden.⁵⁵

Die beiden jungen Frauen Julie und Marguerite konnten in Paris versteckt werden. Sie lebten dort in dauernder Angst, entdeckt oder verraten zu werden bis zur Befreiung von Paris. Erst nach Kriegsende konnten sie etwas über das weitere Schicksal ihrer Angehörigen erfahren. Diese waren zunächst in das Sammellager Drancy bei Paris gebracht worden. Am 20. November 1943 wurden von dort aus Julius, Céline und Gertrude nach Auschwitz deportiert. Louis Liebmann war von den Eltern und der Schwester getrennt worden. Er kam am 7. Dezember 1943 mit einem Transport nach Auschwitz.

Für sie gibt es kein Grab, auf keinem Friedhof. Eine Bürgerinitiative hat in Zusammenarbeit mit der Stadt Müllheim 1987 einen Gedenkstein im jüdischen Friedhof in Müllheim errichten lassen, auf dem man ihre Namen findet. Die Gemeinde Badenweiler hat auf ihrem alten Friedhof 1993 eine Gedenktafel anbringen lassen. Darüber hinaus hat sich eine Projektgruppe einer 9. Klasse der René-Schickele-Hauptschule Badenweiler, angeleitet von ihrer Lehrerin Inge Rosenkranz, mit den Schicksalen der ermordeten Badenweiler Juden auseinandergesetzt und die Mittel aufgebracht, mit denen der Kölner Künstler Gunter Demnig sogenannte „Stolpersteine“ zur Erinnerung an Julius, Céline, Gertrude und Louis Liebmann Levi Mager vor dem Eingang des „Bellevue“ verlegen konnte (Abb. 10).

Julie und Marguerite haben nach dem Krieg geheiratet. Beide haben je drei Söhne geboren, die inzwischen wieder Kinder und Enkel haben. Marguerite starb mit 83 Jahren noch vor ihrem Mann in Meudon und ist dort begraben. Julie hat ihren Mann und zwei ihrer Söhne überlebt und starb in einem Altersheim in Paris im Alter von 98 Jahren. Ihr Grab ist in Argenteuil/Seine et Oise.

Und auch auf ihren Gräbern stehen, wie auf den Gräbern ihrer Vorfahren in Sulzburg, Müllheim und Freiburg, die fünf hebräischen Buchstaben, die bedeuten „Ihre Seele sei eingebunden in den Bund des ewigen Lebens“.

⁵⁴ StAF, Bestand LRA Müllheim, Nr. 894.

⁵⁵ Mitteilungen von Marguerite Bauer, geb. Levi Mager.



Abb. 9 Doppelhochzeit Selma Levi mit Alfred Kaufmann (li.) und Herta Levi mit Hermann Fein (re.) im „Hotel Bellevue“, Badenweiler, im Oktober 1926. Li. von Selma der Brautvater Berthold Levi, re. von Hermann Fein die Brautmutter Karoline Levi, daneben die Tante Elise Maier Levi, davor (mit Schnurrbart) ihr Sohn Max aus Basel. In der zweiten Reihe die 2. Person v. li. (etwas zurück) Rabbiner Ziemels aus Freiburg und die 2. Person v. re. (ebenfalls etwas zurück) der Müllheimer Kantor Jacob Alperowitz. Die Levis sind Angehörige der Müllheimer Linie, die 1888 den Geschlechternamen „Mager“ abgelegt hatten und nur noch den Namen „Levi“ behielten (Familienbesitz Kaufmann/Rolf Schuhbauer).



Abb. 10 „Stolpersteine“ zur Erinnerung an Julius und Céline Levi Mager und an ihre Kinder Gertrude und Louis Liebmann. Sie wurden am 22. Juli 2008 in Badenweiler vor dem Eingang des ehemaligen „Hotels Bellevue“ verlegt (Foto: Rolf Schuhbauer).

Dank

Einen besonderen Dank schulde ich meinem Freund Günter Boll, Bad Krozingen-Tunsel, der 2012 nach langer Krankheit verstorben ist. Seinem beharrlichen guten Zureden ist zu verdanken, dass ich endlich meine vielen biografischen und genealogischen Notizen zu den Familien Mager und Levi in eine ordentliche Form gebracht habe.

Günter Boll hat schon vor vielen Jahren unter anderen die Inschriften der abgebildeten drei Sulzburger Grabsteine abgeschrieben. Seine Übersetzungen ins Deutsche hat er mir freundlicherweise zur Verfügung gestellt. Die Inschriften der abgebildeten Müllheimer Grabsteine haben wir gemeinsam übersetzt. Während der ganzen Arbeit war er mir ein geduldiger Zuhörer und Berater.

Militärflüchtige im vorderösterreichischen Oberamt Breisgau 1788 bis 1805

Von
GÜNTHER KLUGERMANN

Einführung

„Das 18. Jahrhundert: Die Zeit der Deserteure“, so lautet der Titel eines Aufsatzes, den der Historiker Michael Sikora zu einem Sammelband beisteuerte, für den er auch als Mitherausgeber fungierte.¹ Es sind die letzten Jahre dieses Jahrhunderts und der Übergang ins 19. Jahrhundert, denen sich der vorliegende Aufsatz im Hinblick auf die Militärflüchtigen widmet. Es ist zu vermuten, dass sich die Zeit der Deserteure ins 19. Jahrhundert hinein verlängerte, zumindest bis zum Ende der sogenannten „Koalitionskriege“ im Jahr 1815.

Der Auslöser zur Beschäftigung mit dem Thema war, dass mir bei der Lektüre der mittlerweile von der Freiburger Universitätsbibliothek digitalisierten und ins Netz gestellten Ausgaben der Freiburger Zeitung und ihrer Vorläufer die häufigen Suchanzeigen verschiedener Behörden auffielen. Ich begann, die gesuchten Personen mit allen abgedruckten Angaben in einer Datenbank zu erfassen – zunächst von der ersten digitalisierten Ausgabe von 1784 bis einschließlich des Jahres 1820. Auf diese Weise kamen über 9.000 Menschen zusammen. Das umfangreiche Material sollte nun auf sinnvolle Weise ausgewertet werden. Auffallend war, dass etwa zwei Drittel der erfassten Personen zu den sogenannten „bösllich Ausgetretenen“ zählten, das heißt, diese Leute hatten aus verschiedenen Gründen das Land ohne behördliche Erlaubnis verlassen. Von dieser Gruppe wiederum interessieren für diese Studie nur diejenigen jungen Männer, welche sich explizit oder höchstwahrscheinlich wegen drohendem oder aktuellem Kriegs- bzw. Militärdienst in Sicherheit brachten. Das war in der Regel das meist recht nahe liegende Ausland.

Eine weitere Einschränkung wurde notwendig, um ein Thema aus der Fülle dieser Daten im Aufsatzformat bearbeiten zu können: die politisch-geographische Abgrenzung. Deshalb bescheide ich mich mit dem vorderösterreichischen Oberamt Breisgau, dessen Umfang der folgenden Karte zu entnehmen ist (Abb. 1).

In diesem Breisgau wurde im Zeitraum von 1788 bis 1805, jeweils einschließlich, nach rund 1.100 jungen Männern gefahndet, die ich aus zwei Gründen eher als Militärflüchtige denn als Deserteure bezeichnen möchte. Zum einen wurde in den entsprechenden Suchanzeigen der Begriff „Deserteur“ nur ausnahmsweise benutzt, zum anderen meint Deserteur im eigentlichen Sinn einen Soldaten, der sich unerlaubt von seiner Truppe entfernt. Bei den Gesuchten handelte es sich aber mehrheitlich um solche, die sich bereits im Vorfeld abgesetzt hatten, bevor sie eingezogen wurden, ja sogar bevor überhaupt entschieden war, dass sie für den Militärdienst infrage kommen. Die jungen Leute entwandten entweder sozusagen über Nacht oder waren schon weg, etwa als Handwerksburschen auf Wanderschaft, und kamen nach den erlaubten drei Jahren einfach nicht zurück.

Die Zahlen der Militärflüchtigen schwanken erheblich in dem angegebenen Zeitraum. Um die Ursachen dafür besser verstehen zu können, ist es angebracht, den politischen oder eher kriegerischen Kontext in den entsprechenden Jahren in aller gebotenen Kürze darzustellen.

¹ Armeen und ihre Deserteure. Vernachlässigte Kapitel einer Militärgeschichte der Neuzeit, hg. von ULRICH BRÖCKLING und MICHAEL SIKORA, Göttingen 1998, S. 86ff.

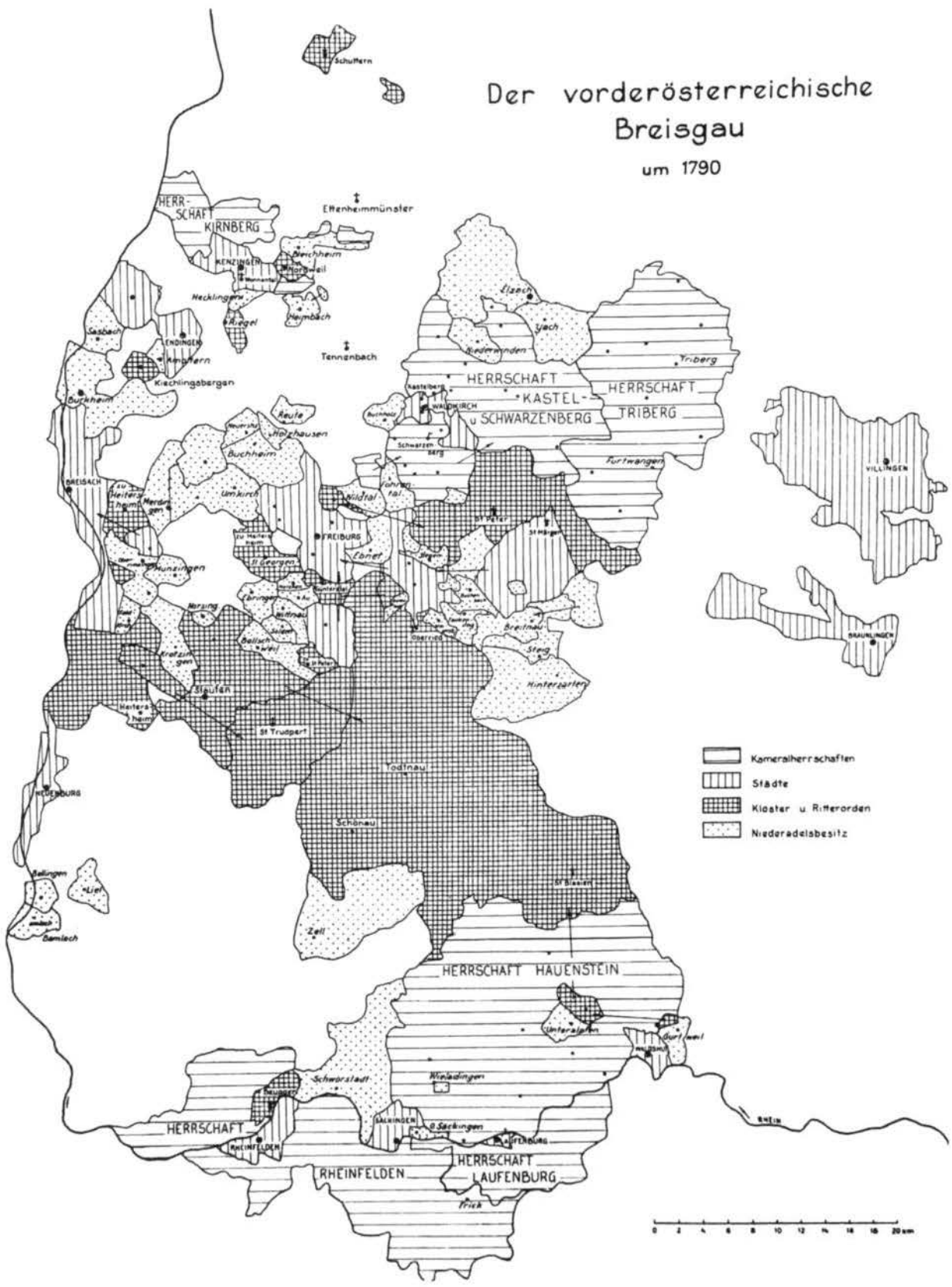


Abb. 1 Der vorderösterreichische Breisgau um 1790 (aus: GRAF VON KAGENECK [wie Anm. 28], S. 107).

Es werden einige Fragen im Rahmen dieses Aufsatzes unbeantwortet bleiben müssen. So wären umfangreichere Nachforschungen notwendig um beispielsweise zu klären, weshalb aus einem Ort oder einer Region viele Flüchtige, aus anderen dagegen gar keine registriert wurden.

Das Konskriptionssystem

Die Pforte hat es also einzig und allein sich selbst beyzumessen, daß Se. Kaiserl. Maj. nach einer gegen sie beobachteten so vieljährigen friedfertigen guten Nachbarschaft, und nach allen bey jeder Gelegenheit angewandten eifrigsten Vermittelungsbemühungen, nunmehr sich veranlasset, und durch sie genöthiget sehen, die Allerhöchst denselben als getreuem Freunde und Alliirten Ihrer Rußisch-Kaiserl. Maj. obliegenden Pflichten in die vollständigste Erfüllung zu bringen, und an dem Kriege unverzüglich, wirklichen Theil zu nehmen.²

So lautete der letzte Satz der Kriegserklärung, die Kaiser Joseph II. von Österreich am 9. Februar 1788 gegenüber der „Ottomanischen Pforte“, also der Türkei, abgab. An der Seite Russlands trat Österreich damit in seine letzte kriegerische Auseinandersetzung mit den Türken ein. Freilich hatte es zuvor schon einige Vorbereitungen gegeben, so waren etwa Truppen entlang der Grenze zusammengezogen worden. Soldaten wurden in dieser Situation zu einer gesuchten Spezies. Doch nicht nur von denjenigen, die man als schon vorhanden wähnte, hatten einige keine Lust, ihre Unversehrtheit oder gar ihr Leben zu Markte zu tragen, oder besser gesagt, auf dem Schlachtfeld aufs Spiel zu setzen, sondern es wollten sich auch nicht alle dafür Vorgesesehenen auf dem Feld der zweifelhaften Ehre einem ungewissen Schicksal aussetzen.

Die Ursache für dieses grassierende Unbehagen am Militärdienst – in manchen Gegenden war sogar von einer Massenflucht junger Leute die Rede³ – lag in einer grundsätzlichen Neuregelung der Rekrutierung. In den zahlreichen Kriegen des 18. Jahrhunderts, an denen österreichische Truppen teilgenommen hatten, insbesondere und zuletzt im Siebenjährigen Krieg (1756-1763) hatte es große Verluste an Soldaten gegeben, deren personeller Ausgleich durch Ersatzbeschaffung nicht ausreichend bewerkstelligt werden konnte. Deshalb strebte man eine „Reform der Heeresergänzungen“⁴ an. Dabei kam die Idee auf, „daß jeder Staatsbürger sein Vaterland zu vertheidigen schuldig sey, [...] wodurch man zu allen Zeiten, in größter Geschwindigkeit und so viele Rekruten ausheben kann, als man benöthiget.“⁵ Aus dem vormaligen Söldnerheer, einer Berufsarmee, sollte also ein Volksheer werden. Um diese frühe Form der allgemeinen Wehrpflicht zu realisieren, griff man auf das sogenannte „Konskriptionssystem“ zurück. Dieses bestand zunächst in einer statistischen Erfassung der Menschen mit allen persönlichen Merkmalen, wie Alter, Geschlecht, Beruf usw., der Häuser, der Pferde und des Zugviehs in allen Landesteilen der Habsburgermonarchie, verstanden als eine *für jeden Staat unentbehrliche*

² Wiener Zeitung Nr. 13 vom 13. Februar 1788, S. 342f.

³ Vgl. GERHARD AMMERER: Der letzte österreichische Türkenkrieg (1788-1791) und die öffentliche Meinung in Wien, in: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs, Bd. 45, Wien 1997, S. 65 und ANTON TANTNER: Ordnung der Häuser, Beschreibung der Seelen – Hausnummerierung und Seelenkonskription in der Habsburgermonarchie, Wien 2004, S. 166.

⁴ Vgl. Stichwort „Heereswesen“, in: Österreich Lexikon, Erster Band A-K, hg. von RICHARD BAMBERGER und FRANZ MAIER-BRUCK, Wien/München 1966, S. 480.

⁵ Über Militärverfassungen, in: Oestreichische militärische Zeitschrift, Erstes Heft, Wien 1819, S. 38.

*Volksbeschreibung*⁶. Aus den Personendaten konnten dann leicht zukünftige Rekruten herausgefiltert werden. In Vorderösterreich und damit auch im Oberamt Breisgau wurde die Konskription allerdings erst zwischen Mai und November 1786 durchgeführt – wegen der kurzen Zeitspanne vermutlich nicht mit großer Genauigkeit.⁷

Nun war es aber nicht so, dass jeder junge Mann, der körperlich und geistig für den Militäreinsatz geeignet schien, tatsächlich eingezogen werden sollte. Die Rekrutierung nach dem Konskriptionssystem sah vielmehr Exemtionen und Stellvertreter vor. Das heißt, dass von vornherein „ökonomisch nützlich und sozial herausragend eingestufte Männer wie Adlige, Beamte, Akademiker oder Fabrikanten und deren Söhne“⁸ befreit waren. Trotz dieser Ausnahmen standen noch mehr Wehrpflichtige zur Verfügung, als für den Einsatz benötigt wurden. Aus diesem Kontingent wiederum bestimmte ein Losverfahren, wen es letztlich treffen sollte. Wer von diesen es sich aber leisten konnte, durfte auch auf eigene Kosten einen sogenannten „Einsteher“ an seiner statt zur Verfügung stellen.⁹ Damit traf der Militärdienst im Wesentlichen einmal mehr „nur die untersten Schichten der bäuerlichen und kleingewerblichen Bevölkerung“¹⁰ (Abb. 2).



Abb. 2 Karikatur einer Musterung Anfang des 19. Jahrhunderts (aus: Badische Zeitung vom 25. Juni 2011, Beilage „Augustinerzeitung“, S. 4).

⁶ Patententwurf Heeresarchiv Wien, Hofkriegsrat 1786, 47-52; nach: OTTO HEINL: Heereswesen und Volksbewaffnung in Vorderösterreich im Zeitalter Josefs II. und der Revolutionskriege, Freiburg 1941, S. 12.

⁷ Vgl. ebd.

⁸ RALF PRÖVE: Militär, Staat und Gesellschaft im 19. Jahrhundert (Enzyklopädie deutscher Geschichte 77), München 2006, S. 14.

⁹ Vgl. ebd.

¹⁰ HEINL (wie Anm. 6), S. 13.

Amnestie und Fahndung

Nicht nur mit dieser neuen Regelung machte sich Joseph II. beim Volk sehr unbeliebt, auch der Krieg gegen die Türkei fand grundsätzlich wenig Zustimmung. Noch viel weniger dürfte den Konskribierten im fernen Breisgau die Sinnhaftigkeit der Teilnahme an diesem militärischen Einsatz vermittelbar gewesen sein. Die Obrigkeit sah sich jedenfalls genötigt, dem Rekrutenschwund entgegenzuwirken.

Diesem Umstand sind wohl zwei Strategien geschuldet, die einerseits die entschwundenen jungen Männer im Soldatenrock, andererseits die ebenfalls unerlaubt davongelaufenen oder fortgebliebenen, noch in Zivilkleidung befindlichen Aspiranten, wenigstens zum Teil wieder beibringen sollten.

Die Erstgenannten versuchte man mit dem altbewährten Mittel einer Amnestie zurückzugewinnen. Diese wurde in einem Extrablatt zu den in Freiburg erscheinenden „Vorderösterreichischen Provinzialnachrichten“ vom 21. Mai 1788 bekannt gegeben. Demnach richtete sich der Aufruf an alle Deserteure, die sich innerhalb zwölf Monaten, beginnend mit dem 1. Mai 1788, für eine freiwillige Rückkehr zur kaiserlich-königlichen (österreichischen) Armee entscheiden würden. Ihnen sollten keinerlei Strafen oder sonstige Nachteile erwachsen. Der sogenannte „Generalpardon“ war allerdings an Bedingungen geknüpft:

- Der Entwichene durfte kein anderes schweres Verbrechen als die Desertion begangen haben.
- Die Begnadigung erstreckte sich nur auf diejenigen Deserteure, die vor Bekanntgabe des Aufrufs geflüchtet waren und sich innerhalb des gesetzten Zeitrahmens wieder einfanden.
- Die Zurückkehrenden mussten „ihren begangenen Fehler und Meineid bereuen“ und versprechen, zukünftig treu in kaiserlichen Diensten zu verbleiben.

Allen anderen Deserteuren, die von diesem besonderen Angebot keinen Gebrauch machen würden, sei die „in denen Kaiserl. Königl. Kriegsartikeln ausgemessene Strafe allerdings vorbehalten, welche auch an ihnen mit aller Schärfe, ohne einer Nachsicht, oder Gnade vollführet werden wird“.¹¹

Die zweite, zeitgleich angewandte Strategie bestand darin, öffentlich, unter Angabe von Name, Herkunftsort und manchmal auch ausgeübtem Beruf, nach denjenigen zu fahnden, die sich entweder vor einer Einberufung zum Kriegsdienst oder als bereits Militärangehörige meist außer Landes begeben hatten. Vor allem Handwerksgesellen hielten sich länger als die erlaubten drei Wanderjahre in der Fremde auf, wobei die tatsächlichen oder vorrangigen Gründe ihres Ausbleibens nicht bekannt waren oder nicht bekannt gegeben wurden. Jedenfalls umgingen sie damit ihre Einberufung. Dass nicht alle „Entwichenen“ dem Kriegsdienst per se entgehen wollten, ist dadurch belegt, dass sich einige aus ungenannten Gründen bei fremden Armeen verpflichteten oder zumindest dessen verdächtigt wurden.

Verweigerung der Teilnahme am Krieg gegen die osmanische Pforte

Im ersten überlieferten und digitalisierten Jahrgang der „Freyburgerzeitung“ von 1784 wurden nur vier Personen gesucht, die sich „flüchtig gemacht“ oder „heimlich weggelaufen“ waren. Als Anlässe sind Schwermut, begangene Straftaten und Schuldenanhäufung angegeben. Das Thema „Militär“ kam nie zur Sprache.

¹¹ Zitate aus Vorderösterreichische Provinzialnachrichten, XLI. Stück, vom 21. Mai 1788, Extrablatt.

Dann ist erst wieder der Jahrgang 1788 verfügbar. Das Blatt nannte sich nun „Vorderösterreichische Provinzialnachrichten“. Hier ergab sich eine völlig andere Lage: Mit der ersten März-Ausgabe begannen die Suchaufrufe nach verschwundenen jungen Männern. Den Auftakt machte die Gemeinde Riegel. Sie fahndete nach den drei Bürgersöhnen Michael und Joseph Birckle sowie Anton Wahl. Diese waren im Vorjahr bereits konskribiert, also erfasst worden und hatten sich danach „heimlich entfernt“. Sie sollten sich innerhalb von drei Monaten melden. Ab August 1788 häuften sich die amtlichen Suchanzeigen zusehends.

Die verwendeten Formulierungen machen es nicht einfach, den Grund für das Verschwinden der jungen Leute bzw. die Suche nach ihnen mit der Verweigerung des Kriegsdienstes in Verbindung zu bringen. Meist wird nur mitgeteilt, dass gewisse Personen sich unerlaubt entfernt hätten, ausgewandert oder seit mehr als drei Jahren abwesend seien. Manchmal scheint bekannt zu sein oder es wird zumindest gemutmaßt, dass der eine oder andere Flüchtling in fremde Kriegsdienste getreten ist. Oft werden mehrere der soeben genannten Kategorien in der Suchanzeige zusammengefasst, sodass eine persönliche Zuordnung ausscheiden muss. Eine Formulierung mit unzweifelhaftem Militärbezug, wie: „[...] bey der [...] anbefohlenen Rekroutenaushebung [...] vorsetzlicher Weis entflohen“,¹² ist eher selten anzutreffen. Der Begriff „Deserteur“ kommt 1788 im Oberamt Breisgau genau zweimal vor.

Von den insgesamt 278 in diesem Jahr und in diesem Bezirk wegen unerlaubter Abwesenheit gesuchten Personen wurde nach 272 (98 %) sicher oder wahrscheinlich im Zusammenhang mit dem Militärdienst gefahndet. Jeweils drei Personen hatten sich wegen eines anderen Vergehens oder aus sonstigen Gründen abgesetzt. Unter den Gesuchten befanden sich übrigens nur zwei Frauen.

Das folgende Jahr 1789 brachte eine erhebliche Steigerung derjenigen jungen Männer, die per öffentlichem „Vorladungsedikt“ zur Rückkehr aufgefordert wurden. Von den nunmehr 490 ausgeschriebenen Personen war bei 475 (97 %) ein erkennbarer oder zumindest naheliegender Militärbezug zu konstatieren. Ein in dieser Hinsicht unsicherer Zusammenhang traf auf vier (knapp 1 %) Gesuchte zu.

Der sich steigernde Widerwille der Bevölkerung nach den für Österreich wenig rühmlichen Ergebnissen des ersten Kriegsjahres, die detaillierte Kriegsberichterstattung in den „Vorderösterreichischen Provinzialnachrichten“, auch wenn sie sich zweifellos kaiserlich-loyal äußerte, sowie umlaufende Gerüchte werden kaum die Lust auf Teilnahme an den unzähligen Scharmützeln oder größeren Gefechten gesteigert haben, selbst wenn die Verluste auf österreichischer Seite im Vergleich zu denjenigen auf türkischer Seite wesentlich geringer ausfielen.¹³ Dafür erkrankten in der sumpfigen Gegend von Semlin, heute ein Stadtbezirk von Belgrad, von Anfang Juni 1788 bis Ende Mai 1789 rund 172.000 Soldaten vor allem an Fieber und Ruhr, von denen 33.000 starben. Das war ein Mehrfaches an Toten als es im direkten Kampfgeschehen gegeben hatte.¹⁴

Eine letzte umfangreiche Liste mit den Namen von 141 Freiburgern, die unbefugt oder wenigstens zu lange abwesend waren, beschloss Ende Juni 1789 die Aufrufe der Obrigkeit zur Rückkehr für dieses Jahr. Es gab jedoch keinerlei Anreiz, sich bei den Behörden zu melden. Die Schonfrist der Amnestie war inzwischen abgelaufen, also erwartete reumütige junge Männer nicht nur eine zusätzliche Bestrafung, sondern vor allem das, was sie eigentlich unter allen Umständen verhindern wollten, nämlich den Einzug zum Militär. Damit waren schon weit geringere Vergehen geahndet worden, wie die Zeitung berichtete: „Alle diejenigen in Wien, die spät

¹² Vorderösterreichische Provinzialnachrichten, XCII. Stück, vom 15. November 1788, S. 920.

¹³ Vgl. hierzu die Verlustangaben in: Militär-Historisches Kriegs-Lexikon (1618-1905), hg. von GASTON BODART, Wien/Leipzig 1908, S. 263ff.

¹⁴ Vgl. AMMERER (wie Anm. 3), S. 64.

in die Nacht in den Wirthshäusern angetroffen, oder wegen Schlägereyen eingezogen werden, kommen nicht mehr auf die Polizeywache, sondern gerade in die Kasernen, wo die tauglichen dem Militär übergeben [...] werden.“¹⁵

Einzug zum Militär bedeutete in dieser Zeit aber so viel wie die unmittelbare Überführung ins Kampfgeschehen. Das Jahr 1789 zeichnete sich durch vielerlei Scharmützel und insbesondere drei große Schlachten aus. Mit russischer Unterstützung siegten die Österreicher sowohl in der Schlacht bei Focsani, einer Stadt in der Westmoldau, am 1. August 1789 als auch in derjenigen bei Martinestie in der Walachei am 22. September 1789, beide Orte im heutigen Rumänien liegend. Der größte Erfolg gelang ihnen aber nach mehrwöchiger Belagerung mit der Eroberung von Belgrad, der serbischen Hauptstadt, am 8. Oktober 1789. Wieder waren die türkischen Verluste wesentlich höher als die ihrer Rivalen, doch einige hundert Tote und Verwundete hatten auch diese zu beklagen. Allerdings lagen die österreichischen Verluste bei der Einnahme von Belgrad ebenso hoch wie bei den beiden vorangegangenen Schlachten zusammen.¹⁶ Dessen ungeachtet wurde die Eroberung Belgrads überschwänglich gefeiert und auch im Freiburger Münster fand am 18. Oktober 1789 ein Dankfest statt, „um den Allmächtigen für den herrlichen Sieg zu preisen“¹⁷ (Abb. 3).

Immerhin hatte sich Joseph II. nach mehrfachem Drängen endlich dazu entschlossen, die Dauer der Militärzeit drastisch zu verkürzen: von bisher lebenslang (faktisch 20 Jahre) auf nunmehr acht Jahre. Diese Reduktion der Dienstdauer wurde ganz geschickt mit einem erneuten Generalpardon verknüpft. Nach einer Bekanntgabe vom 19. Oktober 1789 durften sich alle „vorderösterreichischen Emigranten“ dieser Vergünstigung erfreuen, „die sich binnen sechs Monaten zurückmeldeten. Nach verstrichener Frist würde ihr Vermögen konfisziert, sie selbst aber würden bei ihrer Gefangennahme auf lebenslänglich zum Militär gesteckt werden“.¹⁸ Am 15. Dezember 1789 wurde der Generalpardon auf diejenigen vorderösterreichischen Untertanen ausgedehnt, die sich mit Kapitulation in fremden Kriegsdiensten befinden,¹⁹ die sich dort also für eine bestimmte Zeit verpflichtet hatten.

Die Hervorhebung der österreichischen Siege in den vorhergehenden Monaten, die Kürzung der Militärdienstzeit und der neue Amnestieerlass hatten sicher dazu beigetragen, dass sich die Zahl der Entwichenen ab dem Herbst 1789 reduzierte.

Im folgenden Jahr 1790 setzten die Suchaufrufe nach entwichenen, abwesenden, ausgewichenen oder ausgewanderten jungen Männern ab Mitte April ein und endeten Anfang September. Die Gesamtzahl der Gesuchten war jedoch gegenüber dem Vorjahr erheblich abgesunken. Unter den 108 ausgeschriebenen Personen sind 97 (90 %) mit großer Wahrscheinlichkeit als Militärflüchtige anzusprechen. Was könnte diesen zahlenmäßigen Rückgang verursacht haben?

Kaiser Joseph II. verstarb am 20. Februar 1790. Sein Bruder und Nachfolger Leopold II. verzichtete angesichts der möglichen Gefahr revolutionärer Unruhen nach französischem Vorbild (die Französische Revolution hatte 1789 begonnen) auf die Konskription,²⁰ verkürzte die Militärdienstzeit um weitere zwei auf sechs Jahre, verringerte die Zahl der Rekruten und

¹⁵ Vorderösterreichische Provinzialnachrichten, XXXVIII. Stück, vom 10. Mai 1788, S. 307.

¹⁶ Vgl. die Zahlenangaben bei BODART (wie Anm. 13), S. 264f.; Feldzug des k. k. galizischen Armeekorps, im Jahre 1789 gegen die Türken. Nach den Original-Quellen, in: Oestreichische militärische Zeitschrift, I. Band, I. Heft, Wien 1826, S. 68 und A. K. EICHLER: Vollständige Geschichte von der Belagerung und Einnahme der Festung Belgrad, Prag 1790, S. 96.

¹⁷ Vorderösterreichische Provinzialnachrichten, LXXXIV. Stück, vom 21. Oktober 1789, S. 803.

¹⁸ HEINL (wie Anm. 6), S. 16.

¹⁹ Vorderösterreichische Provinzialnachrichten, VI. Stück, vom 20. Januar 1790, S. 45.

²⁰ Vgl. EBERHARD GOTHEIN: Der Breisgau unter Maria Theresia und Joseph II., Heidelberg 1907, S. 107.

Reich am 4. August 1791 in Sistova, heute die Stadt Swischtow in Bulgarien, wurde kein weiterer Militärflichtiger gesucht bzw. zur Rückkehr aufgefordert. Gleichzeitig verdeutlichte das Friedensabkommen die Sinnlosigkeit dieses Krieges, denn es wurde damit der „status quo ante bellum“²⁴ hergestellt, das heißt, bis auf unbedeutende Grenzkorrekturen blieb alles beim Alten.

Die Militärflichtigen im Breisgau 1788 bis 1790

Die folgende Tabelle fasst die Jahre 1788 bis 1790 mit den meisten Militärflichtigen zusammen und zeigt auf, aus welchen Orten des Oberamts Breisgau sie herstammten.

| Ort | Anzahl | | | Gesamt |
|----------------------------|--------|------|------|--------|
| | 1788 | 1789 | 1790 | |
| Biederbach | 54 | | 48 | 102 |
| Bleibach | 3 | | | 3 |
| Bollschweil | | 4 | | 4 |
| Breisach | | 20 | | 20 |
| Bremgarten | | 2 | | 2 |
| Burkheim | 2 | | | 2 |
| Degerfelden | | 6 | | 6 |
| Eichsel | | 9 | | 9 |
| Elzach | | 32 | 26 | 58 |
| Endingen | | 17 | | 17 |
| Eschbach (Markgräflerland) | | 3 | | 3 |
| Fischbach bei Kirchzarten | | 1 | | 1 |
| Forchheim | | | 1 | 1 |
| Freiburg | | 133 | | 133 |
| Freiburg-Herdern | | 1 | | 1 |
| Freiburg-Wiehre | | 7 | | 7 |
| Glottertal, Ober- | 1 | | | 1 |
| Glottertal, Unter- | 7 | | | 7 |
| Grüningen | 2 | | | 2 |
| Gunningen | | | 3 | 3 |
| Gutach | 5 | | | 5 |
| Harthheim | | 2 | | 2 |

²⁴ BODART (wie Anm. 13), S. 693.

| | | | | |
|------------------------|----|----|---|----|
| Heitersheim | 1 | 10 | | 11 |
| Hellikon AG | | 2 | | 2 |
| Herten | | 2 | | 2 |
| Kaiseraugst AG | | 6 | | 6 |
| Karsau | 4 | | | 4 |
| Kenzingen | 19 | 5 | | 24 |
| Klengen | 2 | | | 2 |
| Kollnau | 4 | | | 4 |
| Laufenburg | | 15 | | 15 |
| Magden AG | | 12 | | 12 |
| Merzhausen | | 1 | | 1 |
| Minseln | | 5 | | 5 |
| Möhlín AG | | 18 | | 18 |
| Neuenburg | | 5 | | 5 |
| Neuershausen | | 4 | | 4 |
| Niedermumpf AG | | 4 | | 4 |
| Nollingen | | 7 | | 7 |
| Nordweil | | | 1 | 1 |
| Oeschgen AG | | 2 | | 2 |
| Ohrensbach | 2 | | | 2 |
| Olsberg AG | | 3 | | 3 |
| Pfaffenweiler | 5 | | | 5 |
| Rheinfelden | 14 | | | 14 |
| Riegel | 4 | 19 | | 23 |
| Rietheim | 1 | | | 1 |
| Säckingen | | 28 | | 28 |
| Schlatt | | 3 | | 3 |
| Siegelau | 10 | | | 10 |
| Simonswald | 50 | | | 50 |
| St. Georgen (Freiburg) | 2 | 8 | | 10 |
| Stahlhof | 9 | | | 9 |
| Stetten (Lörrach) | 3 | 3 | | 6 |
| Suggental | 2 | | | 2 |
| Überauchen | 1 | | | 1 |
| Villingen | 6 | | | 6 |

| | | | | |
|---------------------------|-----|-----|----|-----|
| Waldkirch | 29 | | | 29 |
| Wallbach AG | | 7 | | 7 |
| Warmbach | | 3 | | 3 |
| Wegenstetten AG | | 2 | | 2 |
| Wehr | | 19 | | 19 |
| Winden, Nieder-/Schwangen | | 4 | | 4 |
| Winden, Ober- | 15 | | | 15 |
| Wyhl | | 8 | | 8 |
| Wyhlen | | 8 | | 8 |
| Yach/Spitzenbach | 15 | 1 | 18 | 34 |
| Zeiningen AG | | 11 | | 11 |
| Zuzgen AG | | 13 | | 13 |
| | 272 | 475 | 97 | 844 |

Tab. 1 Anzahl der Militärflüchtigen nach Herkunftsorten (1788-1790).

Für das Jahr 1788 überrascht die auffällige Konzentration von angezeigten Entwichenen im Elztal samt Seitentälern sowie in dem benachbarten Glottertal. Hier sind mehr als drei Viertel aller Gesuchten dieses Jahres zu lokalisieren. Waren die zuständigen Ämter in Waldkirch und Elzach außergewöhnlich eifrig oder die Untertanen in diesen Tälern besonders unwillig? Dass in den abgelegenen Streusiedlungen Biederbach mit 54 Personen und Simonswald mit 50 Personen jeweils beinahe doppelt so viele Abgewanderte wie in der Stadt Waldkirch (29) festgestellt wurden, ist jedenfalls bemerkenswert und wäre eine gesonderte Untersuchung wert.

Es kann als glücklicher Umstand bezeichnet werden, dass bei den oben Genannten in vielen Fällen Angaben zur beruflichen Tätigkeit gemacht wurden. So lässt sich feststellen, dass sich die überwiegende Mehrheit als Knechte verdingte, in erster Linie bei Bauern (insbesondere in Biederbach), dann bei Bäckern, Schuhmachern oder der Post.

Weitere, zahlenmäßig allerdings deutlich schwächere Schwerpunkte waren die Städte Kenzingen, Villingen mit ein paar, seinem Magistrat unterstellten Orten, und Rheinfeldern. Damit sind die Herkunftsorte bzw. -gebiete von 94 % aller Gesuchten benannt.

1789 geriet der Hochrhein in den Fokus der Behörden. Aus jeweils elf rechts- und linksrheinischen Orten waren junge Männer verschwunden, die man gern als potentielle Krieger eingesetzt hätte. Auf heute badischer Seite wurde nach 105, im Fricktal – im heute schweizerischen Kanton Aargau (AG) – nach 80 Personen gefahndet. Zusammen machten sie 39 % aller Gesuchten aus.

Freiburg, die vorderösterreichische Hauptstadt, einschließlich der eingemeindeten Dörfer Herdern und Wiehre, suchte in diesem Jahr ebenfalls nach einem beachtlichen Teil seiner männlichen Jugend – insgesamt 141 an der Zahl. Im Verein mit den Hochrhein-Gemeinden waren damit bereits über zwei Drittel der Entwichenen im Jahr 1789 benannt.

Es gab noch zwei weitere Schwerpunktgebiete in diesem Jahr. Zum einen den Kaiserstuhl mit näherer Umgebung, nämlich die Orte Breisach, Riegel, Endingen und Wyhl, zum anderen erneut das Elztal und hier vor allem die Stadt Elzach.

Berufliche Hinweise finden sich in diesem wie auch dem folgenden Jahr nur bei ein paar wenigen Personen (Abb. 4).



Abb. 4
 Österreichischer Soldat im Breisgau, 1790
 (aus: HEINL [wie Anm. 6], S. 2).

Die letzten Gesuchten des Jahres 1790 entstammten zu 95 % wiederum dem Elztal. Somit nimmt dieses Gebiet, über die drei untersuchten Jahre hinweg, eine beachtenswerte Sonderstellung ein. Von allen gesuchten jungen Männern hatten 40 % hier ihre Heimat. Dabei sticht insbesondere die Gemeinde Biederbach hervor. Dieses aus zahlreichen, weit verstreut liegenden Bauernhöfen bestehende Gemeinwesen ohne eigentlichen Ortskern, in einem Seitental nordwestlich von Elzach gelegen, wies nach Freiburg die höchste Zahl an Entwichenen auf – immerhin 12 % sämtlicher Gesuchten. Bezogen auf die Einwohnerzahl der Gemeinde stellt sich die Situation noch beeindruckender dar: Röder bezifferte 1791 deren Größe mit „400 Seelen“.²⁵ Daran gemessen dürfte in diesen wenigen Jahren zumindest der Großteil der männlichen Jugend abgewandert sein.

Verglichen damit stellen sich die Verhältnisse in Freiburg mit der höchsten auf einen Ort bezogenen Zahl an Gesuchten ziemlich bescheiden dar. Dennoch ist es meines Erachtens der Erwähnung wert. Vielleicht war es ja Ehrensache, dass am Sitz der vorderösterreichischen Regierung besonders streng und unnachsichtig durchgegriffen wurde, vielleicht waren es aber auch nur die besseren Möglichkeiten in der überschaubaren Stadt, die in Frage kommenden Kandidaten per Konskription zu erfassen.

²⁵ PHILIPP LUDWIG HERMANN RÖDER: Geographisches Statistisch-Topographisches Lexikon von Schwaben, I. Band, Ulm 1791, Spalte 220.

Wiederum nach Röder zählte Freiburg 1788 7.857 Einwohner, davon 3.493 männlichen Geschlechts.²⁶ Im folgenden Jahr wurden 141 junge Männer zur Rückkehr aufgefordert. Diese Zahl entsprach somit 4 % der männlichen Bevölkerung aller Altersgruppen.

Doch noch drastischer lässt sich das Ausmaß der Militärflüchtigen an dem Kontingent aufzeigen, das Vorderösterreich an Rekruten stellte. Dieses bestand von August 1787 bis Mai 1790 in 2.700 Mann.²⁷ Da aus diesem Jahr keine Zeitung vorliegt, sind die Zahlen für 1787 unbekannt, doch für die Jahre 1788 und 1789 sowie bis einschließlich 12. Mai 1790 waren 806 Entwichene ausgeschrieben worden – und zwar nur im Oberamt Breisgau!

Die „Vorderösterreichischen Provinzialnachrichten“ veröffentlichten auch sogenannte „Vorladungsedikte“ oder „Aufrufe“, mit denen Entwichene aus anderen Teilen der Vorlande zur Rückkehr aufgefordert wurden. Vertreten waren dabei die Oberämter Offenburg, Rottenburg, Stockach, Altdorf und Günzburg. Sie sind nicht Gegenstand der Betrachtungen in diesem Aufsatz. Zur Verdeutlichung der Dimension der Militärfucht sollen sie aber einmalig herangezogen werden. Im Zeitraum 1788 bis einschließlich 12. Mai 1790 wurden insgesamt 1.213 Namen von Militärflüchtigen genannt. Dies zeigt zum einen die Dominanz der Breisgauer, die zwei Drittel aller Entwichenen aufboten, zum anderen aber – und das ist hier das Wesentliche –, dass sich etwa halb so viele junge Männer dem Militärdienst entzogen, wie als Rekruten in den Krieg ziehen mussten.

Armee und Volksmiliz gegen die französischen Revolutionstruppen

In den Jahren 1791 bis 1794 wurden nur wenige Militärflüchtige gesucht. Der Krieg gegen die Türken war zwar beendet, aber seit 1789 war auf der anderen Seite des österreichischen Imperiums die Französische Revolution im Gange. Doch die wurde zunächst nicht als unmittelbare Bedrohung gesehen. Es gab durchaus einige vorderösterreichische und auch badische Untertanen, die die Entwicklung mit wohlwollendem Interesse verfolgten. Sogar Kaiser Leopold II. empfand anfänglich „gewisse Sympathien“ für die Ideen der Revolutionäre.²⁸

| Ort | Anzahl | | | | Gesamt |
|-----------|--------|------|------|------|--------|
| | 1791 | 1792 | 1793 | 1794 | |
| Forchheim | 2 | 1 | 3 | | 6 |
| Heimbach | | | | 1 | 1 |
| Inzlingen | | | | 1 | 1 |
| Waldkirch | | | 14 | | 14 |
| Wehr | | | | 6 | 6 |
| | 2 | 1 | 17 | 8 | 28 |

Tab. 2 Anzahl der Militärflüchtigen nach Herkunftsorten (1791-1794).

²⁶ Ebd., Sp. 521.

²⁷ Vgl. HEINL (wie Anm. 6), S. 19.

²⁸ Vgl. ALFRED GRAF VON KAGENECK: Das Ende der vorderösterreichischen Herrschaft im Breisgau. Der Breisgau von 1740 bis 1815, Freiburg ²2000, S. 103.

Diese Haltung änderte sich, als mit der französischen Kriegserklärung an Österreich vom 20. April 1792 der Breisgau als gefährdetes Gebiet angesehen wurde. Leopold II. hatte dies nicht mehr erlebt. Er war überraschend am 1. März 1792 verstorben. Auf dem Kaiserthron beerbte ihn sein ältester Sohn Franz, dessen konservative Ausrichtung ihn als Gegner der Republik auswies.

Die Aufstellung einer neuen Armee am Oberrhein erfolgte Anfang 1793. Dem zu entgehen war vielleicht die Absicht der drei Jägerburschen aus Forchheim (gesucht mit „Vorladungsedikt“ vom 27. April) und der 14 Waldkircher (gesucht mit „Aufruf“ vom 14. September). Den Sommer über blieb es hier noch verhältnismäßig ruhig. Doch Mitte September griffen die französischen Revolutionstruppen Breisach an und zerstörten die Stadt fast vollständig. Damit zerstörten sie aber auch die Hoffnung derjenigen, die erwartet hatten, dass die Ideale von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit über den Rhein gebracht würden. Nach diesem verheerenden Angriff, dessen Folgen vor allem die einfachen Leute trafen, wollten sich jedoch viele vor diesen „Barbaren“ lieber geschützt als von ihnen „befreit“ wissen. Und so war die Bereitschaft der Bürger zum Eintritt in die alsbald eingerichteten, bewaffneten Freiwilligenverbände groß. Am 9. November wurde der Beschluss verkündet, dass aus dem Breisgau und der Ortenau 10.000 Freiwillige aus der Bevölkerung aufzustellen seien. Käme diese Zahl nicht zustande, so wären die Fehlenden aus ledigen Männern zwischen 16 und 50 Jahren durch Los zu bestimmen.²⁹ Zum Ende des Jahres rückte die erste, etwa 3.000 Mann starke Abteilung bewaffneter Landbewohner zum Rhein aus und besetzte 33 Posten zwischen Basel und Kehl.

Am 6. Februar 1794 erging die Aufforderung an alle Orte, „die ihnen nach dem Verhältnis der Bevölkerungszahl zugeteilten Mannschaften auszuheben“.³⁰ Diese Form einer Beteiligung der Bevölkerung an der Verteidigung ihrer Heimat bestand mit wenigen Abänderungen in den nächsten Jahren weiter. Auch wenn das Jahr 1794 für den Oberrhein relativ ruhig verlaufen war, weil die Hauptkämpfe in Belgien und Holland stattfanden, verbreitete sich in verschiedenen breisgauischen Gemeinden eine „Abneigung gegen die Landesverteidigung, die nicht aus innerer Unzufriedenheit, sondern aus der Furcht entspringe, im Überwältigungsfalle vom Feinde noch grausamer behandelt zu werden“.³¹ Dennoch liefen das ganze Jahr über Vorbereitungen für den Ernstfall, in manchen Landesteilen gut, in anderen dagegen schlecht – je nach Engagement der Bevölkerung. Nicht sehr überraschend kommt eine überlieferte Äußerung aus dem Elztal, wo sich bekanntlich einige der Begeisterung an einer militärischen Beteiligung nicht nur durch stille Abwesenheit, sondern offenbar auch durch entsprechende Aussagen entzogen. Michael Algeyer aus Elzach erhielt für seinen Kommentar „die Landsturmordnung sei im Rausch gemacht worden“ eine Strafe.³²

Im September 1794 wurde „eine beschleunigte Militarisierung des Landaufgebots“ beschlossen und eine militärische Ausbildung für die Freiwilligen.³³ Möglicherweise trug dies zu einem nochmaligen Höhepunkt der Fluchtbewegung bei, was sich in den ersten beiden Monaten des folgenden Jahres in obrigkeitlichen Meldeaufrufen offenbarte.

²⁹ Vgl. HEINL (wie Anm. 6), S. 44.

³⁰ Ebd., S. 50.

³¹ Ebd., S. 54.

³² Ebd., S. 53f.

³³ Vgl. ebd., S. 57.

| Ort | 1795 |
|----------------------------|------|
| Degerfelden | 3 |
| Eichsel | 5 |
| Eiken AG | 10 |
| Elzach | 22 |
| Frick AG | 10 |
| Gipf AG | 7 |
| Gottenheim | 9 |
| Hellikon AG | 1 |
| Herten | 5 |
| Herznach AG | 12 |
| Hornussen AG | 6 |
| Kaiseraugst AG | 6 |
| Magden AG | 5 |
| Minseln | 3 |
| Möhlin AG | 7 |
| Mumpf AG | 7 |
| Münchwilen AG | 2 |
| Nollingen | 6 |
| Nordschwaben | 2 |
| Oberfrick AG | 8 |
| Oberhof AG | 2 |
| Obermumpf AG | 1 |
| Oberschaffhausen/Bötzingen | 4 |
| Olsberg AG | 1 |
| Schupfart AG | 2 |
| Stein AG | 3 |
| Wittnau AG | 5 |
| Wölflinswil AG | 3 |
| Zeiningen AG | 13 |
| Zuzgen AG | 2 |
| | 172 |

Tab. 3 Anzahl der Militärflüchtigen nach Herkunftsorten (1795).

Erneut befand sich eine größere Gruppe aus Elzach unter den Gesuchten. Mit einer Ausnahme handelte es sich dieses Mal aber um Handwerker. Den weit überwiegenden Rest (80 %) beorderte das Kammeralamt Rheinfeldern zurück, und zwar zum Teil aus rechtsrheinischen Orten, aber noch viel mehr aus Gemeinden des Fricktals. Letztere machten allein zwei Drittel aller Entwichenen aus. Das will nicht so recht zu der Einschätzung Meinls passen, der befand: „Die Hauensteiner und Fricktäler waren [...] die Aktivsten und militärisch Tüchtigsten unter den Breisgauern.“³⁴ Aber für die Verbliebenen mag das ja durchaus zutreffend gewesen sein.

Der Breisgau in Bedrängnis

Bis einschließlich 1795 hatte der Breisgauer Landsturm noch keine Feindberührung gehabt. Das änderte sich im Sommer 1796. Der Breisgau kam in Bedrängnis: Die Franzosen marschierten – von Norden kommend – ein. Die Miliz rückte am 3. Juli aus. Jetzt ging es darum, das eigene Land, Dorf und die Familie zu schützen. Noch nie war die Betroffenheit so unmittelbar empfunden worden. Ein Ausdruck dessen könnte sein, dass in diesem Jahr und in den folgenden zwei Jahren keine oder nur einzelne Personen in der „Freyburger Zeitung“³⁵ als Militärflüchtige benannt wurden.

Am 7. Juli 1796 wird die breisgauische Landmiliz an der Seite der regulären Truppen bei Bleichheim in heftige Zusammenstöße mit den Franzosen verwickelt. In dieser ersten Feuertaufe bewährten sich die Landleute in der Verteidigung ihrer Heimat. Weitere Kämpfe und Scharmützel fanden in dieser Gegend vom 8. bis 14. Juli statt. Nun drangen die Franzosen auch über Breisach ein. Sie überrannten die Verteidiger und rückten am 16. Juli in Freiburg ein. In kurzer Zeit war der ganze Breisgau besetzt und hatte unter erheblichen Drangsalen zu leiden, ehe es im Herbst 1796 gelang, die Franzosen wieder über den Rhein zurückzudrängen.³⁶

Der Einsatz des Landsturms hatte etliche Opfer gefordert.³⁷ Bei dem oben erwähnten Gefecht am 7. Juli bei Bleichheim gab es keine Toten zu beklagen. Dann aber einen am 14. Juli und zahlreiche weitere im Oktober bei Breisach, im Elztal und auf dem Schwarzwald. Insgesamt waren zwei Männer von den Franzosen gefangen worden, 45 erlitten Verletzungen und 43 fanden den Tod (Abb. 5). Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass über ein Viertel der Toten aus dem Elztal stammte. Später beklagten sie, dass die Hauptschuld daran der fehlenden militärischen Unterstützung zuzuschreiben gewesen sei.³⁸ Aber gestorben waren ausnahmslos erwachsene Männer, die Frauen und Kinder hinterließen, keine jungen Leute ...

Ein Aufruf zu neuem Einsatz erreichte die Miliz am 20. April 1797: Die Franzosen waren wieder über den Rhein gekommen. Doch am 23. April traf die Nachricht vom Vorfrieden von Leoben ein und die Franzosen zogen sich kampflös über den Rhein zurück.

³⁴ Ebd., S. 53.

³⁵ Die „Vorderösterreichischen Provinzialnachrichten“ enden mit dem 30. Juni 1792. Erst mit dem 2. Januar 1793 geht es mit der „Freyburger Zeitung“ weiter. Deren gesamte Jahresausgabe von 1799 liegt nicht digitalisiert vor.

³⁶ Vgl. HEINL (wie Anm. 6), S. 62ff.

³⁷ Die folgenden Angaben sind einer Aufstellung entnommen, die der Münsterpfarrer Bernard Galura in seiner Schrift „Freyburg während dem Kriege, den das durchlauchtigste Haus Oesterreich vom 21. April 1792 bis den 17. April 1797 gegen die französische Nation führte“, Freiburg 1798, S. 45ff., veröffentlichte.

³⁸ Vgl. JOSEPH BADER: Die ehemaligen breisgauischen Stände. Dargestellt nach ihrem Ursprunge, ihrer Verfassung, ihren Leistungen und Schicksalen, Karlsruhe 1846, S. 162.



Abb. 5
Beinprothese aus Stegen, um 1800
(© Augustinermuseum – Städtische Museen Freiburg,
Foto: Axel Kilian, Inv. Nr. H 76/002).

Das Ende der Volksmiliz

Der am 18. April 1797 zwischen Frankreich und Österreich geschlossene Vorfriede von Leoben enthielt die Vereinbarung eines sechsmonatigen Waffenstillstands. Das hinderte die Franzosen aber nicht daran, im Sommer das Fricktal zu besetzen.³⁹

Mit dem Frieden von Campo Formio am 17. Oktober 1797 wurde der 1. Koalitionskrieg beendet. Eine Zusatzkonvention, auch als Geheimartikel bezeichnet, bestimmte in Art. VI: Das Fricktal soll an Frankreich und später an die Helvetische Republik gehen. Zum Vollzug kam es aber noch nicht. Damit endete der Breisgau im Süden zunächst formal am Rhein. Diese Übereinkunft wurde später im Frieden von Lunéville bestätigt (in Art. II).

Auch im Allianzvertrag vom 19. August 1798 zwischen der Helvetischen Republik und Frankreich verpflichtete sich letzteres in einem geheimen Zusatzartikel, unter anderem das Fricktal mit der Helvetischen Republik zu vereinen.⁴⁰

³⁹ Vgl. CHRISTOPH DÖBELI: Revolutionäre Bestrebungen in Vorderösterreich, in: Vorderösterreich – nur die Schwanzfeder des Kaiseradlers? Die Habsburger im deutschen Südwesten, hg. vom Württembergischen Landesmuseum Stuttgart, Stuttgart 1999, S. 213.

⁴⁰ Vgl. Wikipedia-Artikel „Helvetische Republik“ (http://de.wikipedia.org/wiki/Helvetische_Republik#Der_Kampf_um_die_neue_Staatsordnung_1798; aufgerufen am 17.08.2014).

Zu Beginn des 2. Koalitionskriegs im März 1799 wurde zunächst nur eine beschränkte Anzahl von Milizen aufgerufen, im Herbst erfolgte dann die Einberufung des gesamten Aufgebots. Französische Truppen hatten das Fricktal erneut besetzt.

Die neue Bedrohungslage veranlasste wohl noch einmal eine kleinere Gruppe junger Leute dazu, das Weite zu suchen bzw. nicht in heimatliche Gefilde zurückzukehren. Auf sie machten Aufrufe in der Zeitung im ersten Vierteljahr des Jahres 1800 aufmerksam.

| Ort | 1800 |
|--------------|------|
| Bleichheim | 9 |
| Forchheim | 22 |
| Geiersnest | 1 |
| Kenzingen | 1 |
| Todtnau | 1 |
| Waltershofen | 7 |
| | 41 |

Tab. 4 Anzahl der Militärflüchtigen nach Herkunftsorten (1800).

Im Frühjahr 1800 beteiligte sich der Landsturm an Gefechten in der Gegend von Breisach, bei Hugstetten und Lehen. Die französischen Truppen zwangen die Verteidiger jedoch zum Rückzug und besetzten Freiburg und den Breisgau. Die Miliz wurde aufgelöst.⁴¹

Der Frieden von Lunéville vom 9. Februar 1801 beendete den 2. Koalitionskrieg. Art. IV bestimmte den Übergang des Breisgaus an Herzog Ercole (Herkules) III. Rinaldo d'Este von Modena. Da dieser zunächst keine Anstalten machte, sein neues Land zu beziehen, hielten die Franzosen den nun ehemals vorderösterreichischen Breisgau bis zum 2. März 1803 besetzt. Erst zu diesem Datum erfolgte die tatsächliche Übergabe an Erzherzog Ferdinand als „Landesadministrator“.

Die Mediationsverfassung vom 19. Februar 1803 hatte endgültig das Schicksal des Fricktals besiegelt, das zuletzt sogar noch für ein Jahr ein eigener Kanton gewesen war (vom 20. Februar 1802 bis 19. Februar 1803). Die Mediationsakte bestimmte im 2. Kap.: Verfassung des Kantons Aargau, 1. Titel: Einteilung des Gebiets und politischer Zustand der Bürger, Art. 1:

*Der Kanton Aargau ist in eilf Bezirke abgetheilt, als: Zofingen, Kulm, Aarau, Brugg, Lenzburg, Zurzach, Bremgarten, Muri, Baden (mit Ausnahme der Dörfer Dietikon, Schlieren, Oetwyl und Hüttikon, die dem Kanton Zürich zugetheilt werden), Lauffenburg und Rheinfelden, welche beide letztere Bezirke das gesammte Frickthal in sich begreifen.*⁴²

In der Übergangszeit von 1801 bis 1805 konzentrierte sich die Suche nach Entwichenen auf solche, die wegen eines Vergehens oder Verbrechens geflüchtet waren. Lediglich im Jahr 1804 ist noch explizit von einem Deserteur aus dem Breisgau die Rede, und zwar in Form einer

⁴¹ Vgl. BADER (wie Anm. 38), S. 167.

⁴² Wikisource-Artikel „Mediationsakte“ (<http://de.wikisource.org/wiki/Mediationsakte>; aufgerufen am 17.08.2014).

„Kundmachung“, dass die Güter des Andreas Kury „ab dem Eckelberg, Haßlacher Vogtey im Simonswald“ öffentlich versteigert würden.⁴³

Am 15. Januar 1806 kamen schließlich die kurbadischen Kommissäre, Geheimrat Freiherr von Drais (der Vater des Laufraderfinders) und Hofrat von Baumgärtner nach Freiburg, „um wegen Besitznahme des Landes Breisgau und der Ortenau im Namen Sr. Churfürstlichen Durchlaucht von Baden die vorläufige Einleitung zu treffen“.⁴⁴

Damit endete die Geschichte des vorderösterreichischen Breisgaus, aber nicht die Geschichte der Deserteure und derjenigen jungen Leute, die sich nicht im Dienste des neuen Landesherrn an den Kriegen der kommenden Jahre beteiligen wollten. Doch die Beschäftigung mit diesem Thema muss einem weiteren Aufsatz vorbehalten werden.

⁴³ Allgemeines Intelligenz- oder Wochen-Blatt für das Land Breisgau und die Ortenau, Nr. 7, vom 21. Januar 1804, S. 54f.

⁴⁴ Ebd., Nr. 6, vom 18. Januar 1806, S. 42.

Die Anfänge der Freiburger Kanalisation

Von
JOACHIM FALLER

Der Ingenieur Max Buhle, einer der Planer des Freiburger Kanalisation, schrieb 1898 rückblickend über die hiesige Abwasserentsorgung: „Die Bachläufe, welche Freiburg in grosser Zahl durchschneiden, dienten ehemals zugleich der Ableitung des Regenwassers und häuslicher Abwasser. Wo solche Wasserläufe fehlten, hatte man Senkgruben angelegt, durch welche die Flüssigkeiten dem in Freiburg fast überall durchlässigen Untergrunde zugeführt wurden. Aborte mündeten im Allgemeinen in Gruben, bei den an den Gewerbebächen belegenen[!] Häusern zum Theil in die Bäche selbst.“¹ Die offenen „Bächle“ und Kanäle dienten also vor allem der Abführung des Regen- und Brauchwassers, während Fäkalien fast ausschließlich, nach Zwischenlagerung in Abtrittgruben, auf dem „Landweg“ entsorgt wurden. Lange Zeit waren diese Gruben aus durchlässigem Trockenmauerwerk gebaut, sodass die flüssigen Inhaltsstoffe versickerten und nur die festen Rückstände in Abständen von mehreren Jahren oder gar Jahrzehnten ausgehoben und abgeführt wurden.² Da in Freiburg aufgrund des sehr tiefen Grundwasserspiegels die Wasserversorgung nicht durch Tiefbrunnen, sondern durch Wasserleitungen aus dem „Mösle“ erfolgte, musste auf die zwangsläufige Verseuchung des Untergrunds durch die versickernden Fäkalstoffe keine Rücksicht genommen werden.³ Jedoch wurden wohl spätestens mit dem rapiden Anwachsen der Stadt im 19. Jahrhundert undurchlässige Gruben mit Zementverputz polizeilich vorgeschrieben. Trotzdem war in den 1870er-Jahren nur etwa ein Viertel der Gruben zementiert, vor allem solche in den neueren Baugebieten.⁴

Die Ausschöpfung der Gruben oblag im Mittelalter dem Henker der Stadt und seinen Gehilfen,⁵ in späterer Zeit geschah die Leerung der Abortgruben dann bis 1867 durch „Kloakenräumer“ oder Landwirte aus der Umgebung von Freiburg auf individuelle Bestellung und Bezahlung durch die Hauseigentümer, mittels Ausschaufeln der Gruben. Diese Arbeit durfte nur nachts durchgeführt werden, um die Anwohner vor der damit verbundenen Geruchsbelästigung und Gesundheitsgefährdung durch entweichende Gase so weit wie möglich zu schützen. Allerdings geschah dies auf Kosten der Nachtruhe der Hausbewohner, da die Arbeiten mit einigem Lärm verbunden waren.⁶ Zudem konnten die Gruben nur zu jenen Jahreszeiten geräumt werden, in welchen deren Inhalt unmittelbar zur Düngung der Felder verwendet werden konnte, d.h. *von*

¹ MAX BUHLE: Die Kanalisation, in: Freiburg im Breisgau. Die Stadt und ihre Bauten, hg. von dem Badischen Architekten- und Ingenieur-Verein, Freiburg 1898, S. 149-156, hier S. 149.

² Vgl. HERMANN KAST: Reinigung und Entwässerung Freiburgs i. B., Freiburg 1876, S. 41.

³ Vgl. HEIKO HAUMANN/MATTHIAS UNTERMANN: Gründung und Ausbau. Freiburg unter den Herzögen von Zähringen, in: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 1: Von den Anfängen bis zum „Neuen Stadtrecht“ von 1520, hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK, Stuttgart 1996, S. 57-132, hier S. 113.

⁴ Vgl. KAST (wie Anm. 2), S. 38f.

⁵ Vgl. ULRICH P. ECKER: Bettelvolk, Aussätzige und Spitalpfündner. Armut und Krankheit als zentrales Aufgabenfeld der Stadtverwaltung, in: Geschichte der Stadt Freiburg (wie Anm. 3), S. 468-500, hier S. 492.

⁶ Vgl. Vorlage des Stadtrathes an den Bürgerausschuß, den Ankauf des Abfuhrparkes aus der Konkursmasse von Buhl & Keller, die Erwerbung und bauliche Herstellung der Düngerfabrik und den Bau eines Düngerbehälters betr., Mai 1887, S. 6.

Mitte Februar bis längstens Mitte Mai und von Ende August bis Anfang Oktober.⁷ Auch forderten die Kloakenräumer hohe Löhne für ihre Tätigkeit.⁸

Das Auftreten von Cholera-Epidemien in Europa seit den 1830er-Jahren führte erstmals zu einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Problem der Fäkalienabfuhr sowie der Wasserversorgung und -entsorgung in den Städten. Auch in Freiburg registrierten die Behörden aufmerksam den Ausbruch einer Cholera-Epidemie in Walldürn 1866 sowie die Einberufung der ersten internationalen Cholera-Konferenz in Weimar im folgenden Jahr, wie entsprechende Drucksachen im Stadtarchiv belegen.⁹ Vielleicht aufgrund einer ebenfalls 1867 erschienenen Schrift über Verhütung und Behandlung der Seuche,¹⁰ regte Bezirksarzt Ludwig Anton von Wänker an, eine andere Lösung für das Abfuhrproblem zu finden.¹¹ Dies führte schließlich zur Einführung eines städtischen Abfallbeseitigungsmonopols und am 3. Januar 1868 zum Abschluss eines Vertrages¹² mit dem Unternehmer Stefan Wursthorn über die Entleerung der Abortgruben mittels einer Saugpumpe in Fasswägen unter gleichzeitiger Verbrennung der entweichenden Gase, was eine wesentlich schnellere Entleerung als von Hand ermöglichte, und welche von nun an zudem tagsüber erfolgen konnte (vgl. Abb. 1). Etwa zur gleichen Zeit verbot eine Ergänzung zur Bauordnung die Einleitung der Abtritte in die Gewerbekanäle und sonstigen Wasserleitungen der Stadt. Wo diese bestanden, mussten sie innerhalb von drei Jahren beseitigt werden.¹³

Die Beurbarungsgesellschaft verpflichtete sich zur Anlage und Verpachtung einer Grube zur Lagerung der Abfuhrmasse im Gewann „Am Pfaffenkreuz“ beim heutigen Waldsee und zwei Morgen Acker für jährlich 170 Gulden an Wursthorn. Dieser verpflichtete sich im Gegenzug zur unentgeltlichen Abfuhr der Fäkalien wie auch des sonstigen Abfalls sowie zur Abgabe von Dünger an die Beurbarungsgesellschaft zu ermäßigtem Preis.¹⁴ Einnahmen sollten dem Unternehmer dann aus dem Verkauf des Fäkaliendüngers erwachsen, wogegen die Abfuhr für die Hausbesitzer kostenfrei war. Vermutlich beabsichtigte die Stadtverwaltung, auf diese Weise die Grubenbesitzer zu einer häufigeren Entleerung zu motivieren.

Die Kalkulation ging allerdings nicht wie gedacht auf, sodass Wursthorn den Vertrag nach zwei Jahren trotz eines bewilligten städtischen Zuschusses von jährlich 1.000 Gulden wieder auflöste. Grund für die unerwarteten Mehrkosten für den Unternehmer war unter anderem der Umstand, dass übermäßig oft das Mauerwerk der Gruben undicht war, weshalb die flüssigen Bestandteile des Inhalts in den Boden versickerten und der verbleibende Rest zum Absaugen zu fest war und von fünf bis sechs Mann mit Schaufel und Pickel aufwändig entfernt werden musste.¹⁵

⁷ Ebd., S. 9.

⁸ Ebd. Dagegen schreibt Hermann Kast von einer „Entschädigung zu Gunsten des Grubenbesitzers“, KAST (wie Anm. 2), S. 52 (Hervorhebung im Original).

⁹ Stadtarchiv Freiburg (StadtAF), C1 Medizinalsachen 4 Nr. 14. Zur Unterstützung des Walldürner „Hülfscomités“ hatte die Stadt Freiburg 300 Gulden gespendet, vgl. Rechenschaftsbericht, ebd.

¹⁰ Vgl. Verhaltensregeln zur Verhütung des Ausbrechens der Cholera und während einer Cholera-Epidemie, für Behörden und für das Volk, Leipzig 1867, ebd.

¹¹ Vgl. KAST (wie Anm. 2), S. 51.

¹² Vertrag in StadtAF, C1 Polizeisachen 9 Nr. 1.

¹³ Vgl. Ergänzung zur Bauordnung in Bezug auf Anlage von Abtritten und Abtrittsgruben, StadtAF, C1 Polizeisachen 9 Nr. 1.

¹⁴ Vgl. Vorlage des Stadtrathes 1887 (wie Anm. 6), S. 9.

¹⁵ Vgl. Wursthorn an Stadtrat, 2.10.1869, StadtAF, C1 Polizeisachen 9 Nr. 1.

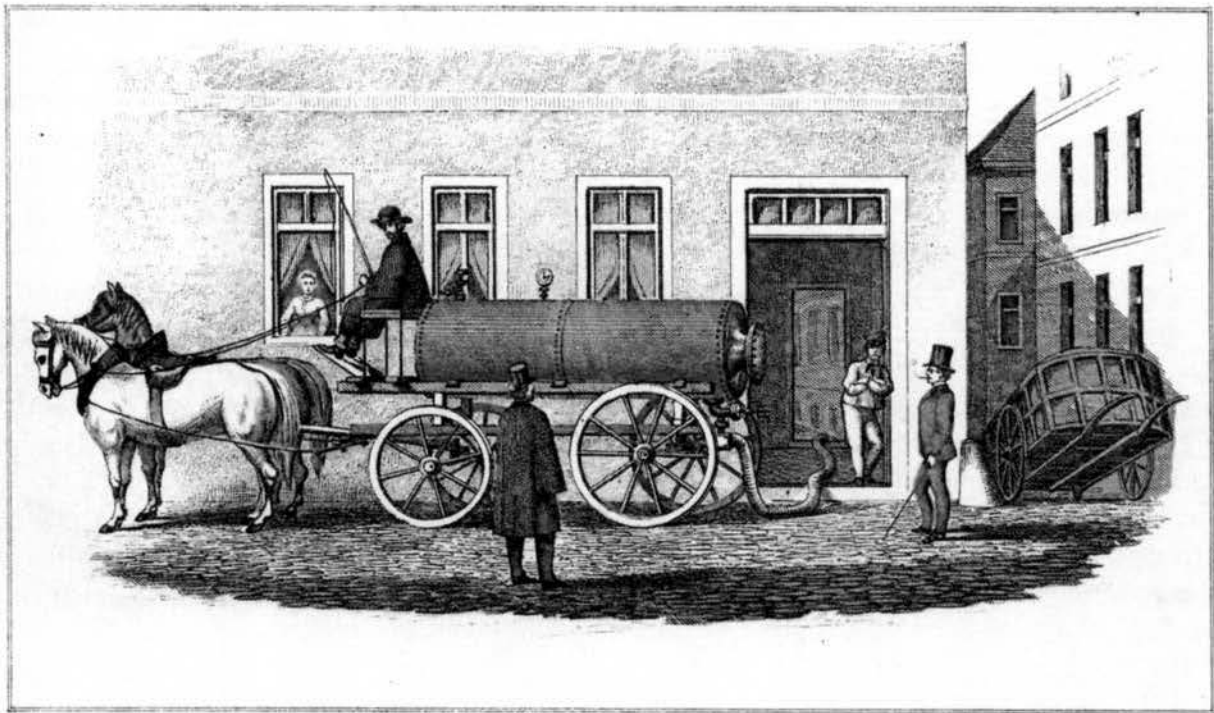


Abb. 1 Pneumatische Entleerung einer Abtrittgrube, zeitgenössische Darstellung
(StadtAF, C1 Polizeisachen 9 Nr. 1).

Auch den seit 1870 tätigen Nachfolgern Wilhelm Zimmer und Urban Schlatterer gelang es trotz weiterer Vergünstigungen von Seiten der Stadt nicht, das Geschäft kostendeckend zu betreiben, weshalb sie bereits nach einem Jahr den Vertrag wieder aufkündigten.¹⁶

Eine öffentliche Ausschreibung des Abfuhrgeschäfts im Februar 1872 blieb ohne Resonanz,¹⁷ weshalb zwei Monate später eine weitere Annonce erschien mit dem Zusatz, dass die Bedingungen nunmehr weitaus günstiger seien als bisher. Man zog nun nämlich wieder die Hausbesitzer zu einer finanziellen Beteiligung heran, welche 30 Kreuzer pro Fass zu 1.300 Litern Abfuhrmasse betrug, sowie zusätzlich für das Ausschöpfen der festen Bestandtheile, welche durch die Saugpumpe nicht gehoben werden konnten nochmals den selben Betrag von 30 Kreuzern pro Ohm (ca. 150 Liter). Zudem wurden sowohl Kehrriecht, als der aus den Abtrittgruben sich ergebende Aushub, für welchen bedeutende Erlöse zu erzielen sind, Eigenthum der Unternehmer, während letztere dagegen für Benützung der Geräthschaften nur einen mäßigen Mietzins zu bezahlen hatten.¹⁸

Nach weiterer Unterstützung und Ausgleich des bisherigen Verlustes, übernahmen die zwei bisherigen Unternehmer die Abfuhr für weitere zwei Jahre, jedoch mehrten sich die Klagen über verspätete Entleerung der Gruben. Auch nach Übertragung des Abfuhrgeschäfts an deren Nachfolger Julius Zimmer und Fridolin Hug besserten sich die Zustände nicht, obwohl die Stadt dem Unternehmer des genannten Geschäfts bei gehöriger Besorgung desselben ein reichliches Auskommen in Aussicht stellte¹⁹ und im Sommer für jedes aus Mangel an ausreichenden Düngebehältern in die Bäche geschüttetes Faß Dünger eine Entschädigung von 1 M. 50 Pf. zahl-

¹⁶ Vgl. Vorlage des Stadtrathes 1887 (wie Anm. 6), S. 7.

¹⁷ Vgl. Freiburger Tagblatt vom 2.2.1872, Nr. 28.

¹⁸ Freiburger Tagblatt vom 13.4.1872, Nr. 88; Vorlage des Stadtrathes 1887 (wie Anm. 6), S. 7.

¹⁹ Freiburger Tagblatt vom 21.10.1874, Nr. 145.

te.²⁰ Die jährlich abzuführende Menge betrug übrigens rund 13,5 Millionen Liter menschlicher und tierischer Fäkalien,²¹ welche durch das stetige Bevölkerungswachstum permanent anstieg, ohne dass die ohnehin stark begrenzten Absatzmöglichkeiten im Umland sich erweiterten.²²

Nachdem die Stadt kurzzeitig erwogen hatte, das Abfuhrgeschäft in eigener Regie zu betreiben, übernahm ab Juni 1879 der Mechaniker Wilhelm Lederle diese Aufgabe gegen eine Gebühr von 1,20 Mark pro Fass. Lederle stellte für diesen Zweck eigene Pumpen zur Verfügung, welche das benötigte Vakuum mittels Dampfkraft erzeugten, was eine erheblich schnellere und billigere Entleerung ermöglichte als die bis dahin per Handkurbel betriebenen Apparate. Jedoch auch hier stellten sich bald *die früheren Mißstände ein. Der Dünger konnte nur zum kleinen Theile verkauft werden, weil die Behälter zur Aufbewahrung desselben viel zu klein waren und die Gebühr von 1 M. 20 Pf. per Faß deckte die Kosten für das Ausheben und Abführen der Fäcalien kaum zur Hälfte; die Folge davon war ein durchaus ungenügender Geschäftsbetrieb, im Winter 1880 waren 90 angemeldete Gruben im Rückstande und die Beschwerden über diesen Mißstand so groß wie jemals.*²³

Endgültige Abhilfe des langwierigen Problems schien nun das Angebot von Gustav Adolph Buhl und Friedrich Wilhelm Keller aus Karlsruhe zu schaffen, welche die Errichtung einer Fabrik zur Gewinnung von sogenanntem „Poudrette“(-Dünger) ins Auge fassten. Es handelte sich hierbei um ein Verfahren, bei welchem die Fäkalien zu Ammoniak sowie einem Düngepulver verarbeitet wurden, welches gut lager- und transportfähig war.²⁴

Ab 1881 produzierte die Firma Buhl & Keller in der Lehen[er]str. 28 in einer entsprechenden Fabrik, welche allerdings 1886 bereits wieder Konkurs anmelden musste.²⁵ Während in der Fachliteratur jener Zeit das Konzept von Buhl & Keller positiv bewertet wurde, die hohen Abfuhrkosten des Grundstoffes aus den Abortgruben jedoch als Hindernis für einen gewinnbringenden Betrieb angesehen wurden,²⁶ sah man in Freiburg den Grund in einem Preisrückgang des Ammoniaks, zudem verlor die Landwirtschaft durch die Verarbeitung *einen werthvollen und billigen Dünger, der durch die theure Poudrette nicht ersetzt werden konnte.*²⁷ In der Tat überstiegen allein die Ausgaben für die Entleerung die Gebühreneinnahmen um das Doppelte, was durch den Verkauf des Endproduktes nicht ausgeglichen werden konnte.²⁸ Nachdem die Stadt der Forderung von Buhl & Keller nach einer deutlichen Erhöhung der

²⁰ Vorlage des Stadtrathes 1887 (wie Anm. 6), S. 7. Die in die Bäche entsorgte Menge betrug allein im Sommer 1875 mehr als 800.000 Liter, vgl. KAST (wie Anm. 2), S. 56.

²¹ Vgl. KAST (wie Anm. 2), S. 54.

²² Vgl. ebd., S. 55f.

²³ Vorlage des Stadtrathes 1887 (wie Anm. 6), S. 8.

²⁴ Eine Beschreibung des von Buhl & Keller entwickelten Verfahrens bei EDUARD HEIDEN/ALEXANDER MÜLLER/KARL VON LANGSDORFF: Die Verwerthung der städtischen Fäcalien, Hannover 1885, S. 73-77; J. KÖNIG: Die Verunreinigung der Gewässer, deren schädliche Folgen, nebst Mitteln zur Reinigung der Schmutzwässer, Berlin 1887, S. 208f.

²⁵ Zur Geschichte der Poudrettefabrikation siehe GOTTFRIED HÖSEL: Unser Abfall aller Zeiten. Eine Kulturgeschichte der Städtereinigung, München 1987, S. 200-205. Auch die Poudrettefabriken in anderen Städten stellten meist ihren Betrieb nach wenigen Jahren wieder ein. Lediglich jene in Kiel produzierte bis in die 1930er-Jahre, ebd., S. 203.

²⁶ Vgl. JOHANN HEINRICH VOGEL: Die Schicksale der Fäkalien aus nicht kanalisierten Städten, in: Handbuch der Hygiene, Bd. 2: Die Städtereinigung, hg. von THEODOR WEYL, Jena 1897, S. 310-325, hier S. 320.

²⁷ Vorlage des Stadtrathes 1887 (wie Anm. 6), S. 8.

²⁸ Vgl. ebd., S. 8f. Buhl & Keller erhielt 1 Mark für die Abfuhr von einem Fass zu 1.600 Litern (Vertragszusatz vom 1.3.1881, StadtAF, C1 Polizeisachen 10 Nr. 5), und verkaufte 50 Kilogramm Poudrette zum Preis von 3 Mark (vgl. Oberrheinischer Kurier vom 2.10.1883, Nr. 229).

Entleerungsgebühr nicht nachgekommen war,²⁹ meldete diese Anfang November 1886 kurzfristig Konkurs an.

Das Interesse der Stadt am Weiterbetrieb der Poudrettefabrik dürfte jedoch ohnehin nicht ganz ungetrübt gewesen sein. So soll von der im Volksmund scherzhaft „Rosenhof“ genannten Anlage³⁰ eine erhebliche Geruchsbelästigung ausgegangen sein, welche nicht nur im Stadtteil Stühlinger, sondern bis hin zu der fast einen Kilometer entfernten heutigen Rempartstraße wahrnehmbar gewesen sein soll.³¹ Auch der ebenfalls in der Lehenerstraße ansässige Orchestrionfabrikant und Stadtverordnete Welte beklagte, dass die üblen Ausdünstungen *in ungünstiger Weise auf Hals, Brust und Magen der Bewohner des Stadttheils Stühlinger* wirkten.³² Es hatten sich daher im Oktober 1886 zahlreiche Bürger mit einer Unterschrifteninitiative an den Stadtrat gewandt, um ein von der Stadt subventioniertes Weiterbestehen der Poudrettefabrik zu verhindern, *welche der gesamten Einwohnerschaft des westlichen Stadttheils ein Greuel* sei.³³

In der Folge übernahm nach einer fast 20jährigen *an Mißerfolgen reichen Geschichte* die Stadt das Abfuhrwesen schließlich in Eigenregie, ging zu dem effizienteren System einer straßenweisen Entleerung über und konnte so schon bald die Beschwerden über verspätete Entleerung zum Verstummen bringen.³⁴

Nicht gelöst war weiterhin das Problem der Zwischenlagerung des Aushubs. Einerseits benötigte man weiterhin Lagergruben für insgesamt etwa 11.000 Kubikmeter jährlich, da während der Düngezeit nur 6.000 Kubikmeter direkt verwertet werden konnten, andererseits schritt die zwischenzeitlich begonnene Anlegung einer Schwemmkanalisation stetig voran, sodass immer mehr Fäkalien auf diesem Weg abgeführt wurden und die in der Herstellung sehr teuren Gruben bald wieder überflüssig würden.³⁵

Der Stadtrat erwog daher zunächst den Bau einer Grube von 3.000 Kubikmetern Inhalt im Gewann „Galgenacker“ östlich von Haslach, welcher aber vom Bürgerausschuss wegen befürchteter Geruchsbelästigung abgelehnt wurde. Da für einen geeigneten alternativen Standort zwischen Uffhausen und Haslach dagegen die *übermäßigen Fuhrkosten* problematisch erschienen, ließ der Stadtrat *ein Projekt für eine Pferdebahn ausarbeiten, um den Transport zu beschleunigen, ferner ein solches für eine Röhrenleitung, durch welche die Fäkalien in eine Düngergrube am Wege von St. Georgen nach Betzenhausen befördert werden sollten. Die Pferdebahn erwies sich jedoch als unzweckmäßig und die Röhrenleitung als ein gewagtes und sehr theures Experiment.*³⁶

Man verfiel daher als nächstes auf den Plan, den Fäkaliendünger per Eisenbahn in die umliegenden Dörfer zu transportieren und dort direkt aus den Tonnenwägen in die Fuhrwerke der

²⁹ Vgl. Vorlage des Stadtrathes 1887 (wie Anm. 6), S. 9.

³⁰ Vgl. ENGELBERT KREBS: Eugen Krebs (1848-1912). Bilder aus dem Leben eines Alt-Freiburger Bürgers, Freiburg o. J. [1912], S. 58.

³¹ Vgl. Freiburger Tagblatt vom 5.6.1887, Nr. 126, S. 585.

³² Vgl. Freiburger Tagblatt vom 6.11.1886, Nr. 257, S. 1260.

³³ Vorgedruckte Petitionsliste gegen das Fortbestehen der Poudrettefabrik vom 13.10.1886, StadtAF, C1 Polizeisachen 10 Nr. 6.

³⁴ Vorlage des Stadtrathes 1887 (wie Anm. 6), S. 9.

³⁵ Vgl. ebd.

³⁶ Vorlage des Stadtraths an den Bürgerausschuß, die Abfuhranstalt betr., Februar 1888, S. 4. Der Transport in der Röhrenleitung sollte vermutlich mittels einer Saugpumpe bewerkstelligt werden nach Vorbild des damals in Amsterdam praktizierten „Liernur-Systems“. Vgl. dazu JOHN VON SIMSON: Kanalisation und Städtehygiene im 19. Jahrhundert (Technikgeschichte in Einzeldarstellungen 39), Düsseldorf 1983, S. 151-164.

Landwirte oder in Düngergruben zu pumpen.³⁷ Trotz allem Enthusiasmus für diese Art der Fäkalienbeseitigung kam es jedoch vermutlich nie zur Ausführung dieses Projektes, welches einige Investitionen erforderte und z. B. in Stuttgart aufgrund von Absatzschwierigkeiten zu jener Zeit bereits als finanziell gescheitert angesehen werden musste.³⁸ Zudem wurde schon bald deutlich, dass das städtische Kanalisierungsprojekt, welches seit 1881 systematisch betrieben wurde, einer umfassenden Umstrukturierung bedurfte, was wiederum durchgreifende Folgen für die Fäkalienabfuhr haben sollte.

Die Kanalisierung

Bedenkt man, mit welcher Selbstverständlichkeit jahrhundertlang die Fäkalien in der Stadt in Abortgruben gelagert und nur unregelmäßig geleert wurden, so erstaunt die Geschwindigkeit, mit welcher seit 1868 in Freiburg zunächst eine geregelte Abfuhr eingerichtet wurde, wenige Jahre später aber bereits Planungen zu einer Tiefkanalisation begannen, welche das alte Grubensystem zusehends als eine zivilisatorische und hygienische Unmöglichkeit erscheinen ließen.

Eine Schwemmkanalisation kannte man bereits im antiken Rom. Danach kam diese bautechnisch relativ aufwändige Weise der Abwasserentsorgung außer Gebrauch. Erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts zwang das durch die Industrialisierung bedingte rasche Wachstum der Städte zu einer leistungsfähigen Entsorgung der gleichermaßen anwachsenden Abfallmengen jeglicher Art. Erst jetzt entstand ein allgemeines Bewusstsein dafür, wie rückständig der Umgang mit den Fäkalstoffen im Vergleich zu anderen Bereichen des modernen Lebens war. Ein Zeitgenosse schrieb 1867: „Während in allen übrigen Zweigen menschlicher Thätigkeit eminente Fortschritte erzielt sind, welche gerade unser Jahrhundert ruhmreich illustrieren, sehen wir dagegen über die Frage, auf welche Weise die Auswurfstoffe städtischer Bevölkerungen in einer für die Gesundheit zweckmäßigsten und dem städtischen Comfort am meisten passenden Weise aus dem Bereich der Städte zu entfernen sind, ohne der Nachbarschaft zu Klagen Anlass zu geben und ohne die Flüsse zu verderben, noch eine vollständige Confusion herrschen.“³⁹ Zudem standen sich die Vertreter landwirtschaftlicher Interessen als Verfechter des bisherigen Grubensystems auf der einen sowie Ärzte und Hygieniker als Vorkämpfer für reine und gesunde Städte auf der anderen Seite jahrzehntelang erbittert gegenüber: „[Es sind] die Agrikulturchemiker und National-Oekonomen, welche mit wichtiger Miene fordern, daß der städtische Dünger gänzlich der Landwirthschaft wieder zufließe, und welche einer Vergeudung desselben mit der Prophezeiung entgegneten, daß dann die Landwirthschaften schließlich verarmen müßten und außer Stande geriethen, die steigende Population kommender Zeiten zu ernähren [...] Reine Luft, Gesundheit und Comfort der Städtebewohner kämen dann erst in zweiter Linie.“⁴⁰

Beschleunigt wurde die Entscheidung für den Aufbau eines Kanalsystems in Freiburg zum einen durch ein 1874 für Baden erlassenes Gesetz, welches an die Beschaffenheit der Abortgruben höhere Anforderungen stellte als bisher und wasserdurchlässige Senkgruben verbot⁴¹, zum anderen durch die rasch steigende Zahl von an das städtische Wasserleitungsnetz angeschlossener Häuser. Durch die Erschließung neuer Wasservorkommen bei Ebnet in den Jahren 1874

³⁷ Vgl. Vorlage des Stadtrathes 1888 (wie Anm. 36), S. 4.

³⁸ Zu Stuttgart vgl. HÖSEL (wie Anm. 25), S. 200f.

³⁹ HUBERT GROUVEN: Kanalisation oder Abfuhr?, Glogau 1867, S. 6.

⁴⁰ Ebd., S. 7f.

⁴¹ Vgl. Gesetzes- und Verordnungs-Blatt für das Großherzogtum Baden, 8.7.1874, Nr. XXVIII, S. 353.

bis 1876 stieg die tägliche Wasserversorgung der Stadt von zwei auf neun Millionen Liter an.⁴² Besonders durch den raschen Anstieg der Zahl der damals neu aufkommenden Wasserklosetts, gerieten die vorhandenen Gruben immer schneller an ihre Fassungskapazitäten. So waren im Jahr 1885 bereits 1.962 der rund 2.750 Häuser in Freiburg an das Wasserleitungsnetz angeschlossen,⁴³ drei Jahre später bereits 2.320 von rund 3.000.⁴⁴ Die Anzahl der privaten Wasserklosetts betrug etwa 30 im Jahr 1876,⁴⁵ 3.000 im Jahr 1889 und 11.510 bereits zehn Jahre später.⁴⁶ Dabei wurde mit dem Wasser recht großzügig umgegangen: Im Jahr 1898 lag der durchschnittliche Verbrauch pro Einwohner bei täglich 286 Litern⁴⁷ – fast dreimal so viel wie heute. Eine wachsende Wasserversorgung erforderte also eine ebensolche Abwasserentsorgung, da *in Folge der Einführung der Wasserklosets etc. die geschlossene Grube sich von selbst unvermeidlich in eine überfließende verwandelt und so früher oder später dazu zwingt, diesen gegebenen Zuständen Rechnung zu tragen.*⁴⁸ Zudem ließ der hohe Wasseranteil der Latrinenmasse deren Düngewert sinken und die Abfuhrkosten steigen. Dass man erst Jahre später auf diesen Missstand reagierte, war nicht untypisch. Denn auch in anderen Städten wurden „Wasserversorgung und städtische Kanalisation unabhängig voneinander geplant und das Problem der Entsorgung erst viel später erkannt“,⁴⁹ obwohl beides einander fast zwangsläufig bedingte.

Erste Überlegungen über die Notwendigkeit einer geregelten Abführung der Niederschläge (Meteorwässer) und des „Gebrauchswassers“ aus den Haushalten drängten sich der Stadtverwaltung auch aufgrund verschiedener Beschwerden von Bewohnern des Neubaugebietes nördlich der Altstadt auf: So entstand u.a. bei Regen am Karlsplatz ein See und *als die an den Kreuzungen der Rheinstraße mit den senkrecht sie durchschneidenden Straßenzügen und anderen Punkten zum Zweck einer provisorischen Entwässerung angelegten Senklöcher verschlammten und nicht mehr dauernd aufnahmefähig zu halten waren, drang das Wasser in benachbarte Keller ein. Drohungen mit Klagen und ein für die Stadtgemeinde verloren gegangener Prozeß [...] wegen Versumpfung eines Kellers [...] bewiesen, daß die den Anwohnern erwachsenen Nachteile der mangelhaften Wasserabführung unerträglich geworden.*⁵⁰

Eine Abführung auch der Fäkalien wurde allerdings zunächst nicht erwogen, da man dafür noch keine Notwendigkeit sah. Ein erstes Umdenken bewirkten hier die Eingaben der Leitung der Medizinischen Universitätsklinik in der Albertstraße, welche einen jahrelangen Kampf darum führte, dass der offene Abwasserkanal, welcher vor der Klinik *als ein langsam dahinfließender Pfuhl von Zeit zu Zeit die Umgebung verpestet[e]* durch eine Tiefkanalisation ersetzt würde. Bereits 1875 *machte die medicinische Facultät [...] auf die schlimmen Cloakenverhältnisse des klinischen Hospitals aufmerksam mit dem Hinweis, daß bei der großen Menge der daselbst concentrirten Auswurfstoffe von Kranken ein Infectionsherd geschaffen sei, welcher in mehreren*

⁴² Vgl. KAST (wie Anm. 2), S. 19.

⁴³ Vgl. Hygienische Skizzen aus Freiburg im Breisgau. Im Auftrag der Städtischen Behörden als Festschrift der XII. Versammlung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege gewidmet, Freiburg 1885, S. 8f.

⁴⁴ Vgl. Freiburger Zeitung vom 23.3.1889, Nr. 70.

⁴⁵ Vgl. KAST (wie Anm. 2), S. 50.

⁴⁶ Vgl. ERNST GRAHN: Die städtische Wasserversorgung im Deutschen Reiche, Bd. 2: Die Deutschen Staaten außer Preußen, München/Berlin 1902, S. 536.

⁴⁷ JOSEPH EHRLER: Die Gemeindebetriebe der Stadt Freiburg im Breisgau, Leipzig 1909, S. 17.

⁴⁸ Vorlage des Stadtrathes an den Bürgerschaftsausschuß. Über den Ausbau der Kanalisation und die Anlage von Rieselfeldern zur Reinigung und Verwerthung der sämtlichen städtischen Abwässer, Juli 1889, S. IVf.

⁴⁹ Vgl. VON SIMSON (wie Anm. 36), S. 25.

⁵⁰ Denkschrift über die Canalisation des nördlichen Baugebietes, Dezember 1880, S. 1.

Fällen Typhuserkrankungen an Pflinglingen im Gebäude zur Folge gehabt.⁵¹ Aufgrund des ungelösten Entsorgungsproblems der auch mit Fäkalien belasteten Klinikabwässer verzögerte sich die Ausführung jedoch, sodass die Klinikleitung 1877 vorschlug, die Abwässer nicht weit entfernt westlich der Bahnlinie auf den Balken- und Klaramatten zu verrieseln. Es waren zu diesem Zweck auch bereits Zementröhren angeliefert, aber nicht verlegt worden, weil über die Größe des zu wählenden Rieselfeldes dem Stadtrath nähere Anhaltspunkte fehlten und ein gewisses Gefühl der Unsicherheit in diesem Punkte ihn abhielt, vorzugehen.⁵²

So kam es, dass erste Schritte mit der neuartigen Form der Tiefkanalisation zunächst in dem seit 1870 neu entstehenden „südwestlichen Stadtteil“, dem heute sogenannten „Sedanviertel“, gemacht wurden, wo ebenfalls ohnehin mangels der nur in der Altstadt vorhandenen „Bächle“ eine Ableitungsmöglichkeit hergestellt werden musste. Bis zum Jahr 1878 wurden in der Wilhelmstraße 24 und in der Belfortstraße 35 Häuser, allerdings nur teilweise auch mit den Abtritten, an die Kanalisation angeschlossen (Abb. 2).⁵³ Abgeleitet wurden diese Abwässer durch einen Kanal unter der „Parallelstraße“ (heute Schneulinstraße) in den südlichen Zweig des Gewerbebachs („Obere Runz“), welcher nach Unterquerung der Bahnlinie teils in die Dreisam abgeleitet bzw. zeitweise zur Wässerung der Wiesen westlich des Stühlingers verwendet wurde. Nachdem diese ersten Versuche einer Tiefkanalisation als „Prüfstein auf deren Zweckmäßigkeit [...] Probe gehalten [hatten], so fand deren Nützlichkeit auch bei Solchen Anerkennung, die der Sache bislang sehr kühl gegenüber gestanden hatten.“⁵⁴ Es wurde in der Folge daher die systematische Kanalisierung der Altstadt sowie der nördlich und südwestlich angrenzenden Baugebiete ins Auge gefasst.

Bereits 1876 hatte Medizinalrat Hermann Kast eine Denkschrift über die Kanalisierung des Stadtgebietes veröffentlicht, welche „lebhafteste Diskussion und feurige Gegnerschaft wachrief“.⁵⁵ Erstmals wurde darin mit detaillierten medizinischen Argumenten die Notwendigkeit der Kanalisation untermauert. Kast errechnete, dass bereits mit Beginn der pneumatischen Grubenentleerung 1868 die Zahl der Typhus-Erkrankungen in Freiburg signifikant zurückgegangen sei, und nach Vervollständigung der Schwemmkanalisation „hier jährlich etwa 124 Personen weniger sterben müssen“.⁵⁶ Zumindest ein Teil der Bürgerschaft sah dies jedoch anders. Nicht nur, dass damals für viele Zeitgenossen „die Vorstellung, sämtliche Abwässer einer Stadt durch die Kanalisation zu leiten, etwas völlig Unbekanntes und deshalb Abzulehnendes“ war.⁵⁷ Sondern man verglich auch Freiburg mit den 10.000 Städten des deutschen Reiches, von denen noch kein halbes Prozent kanalisiert wurde und zwar aus dem einfachen Grunde, weil nur Aerzte und Techniker diese Einrichtung empfehlen und die übrigen Bewohner der Städte sich für deßfalligen Vorschläge nicht entscheiden können. Auch hier in Freiburg sind es ebenfalls nur die genannten Fachmänner, welche alles Heil in der Kanalisation finden. Daß die Kanalisation sich hier durchführen lasse, ist wohl nicht zu bezweifeln; allein die Hauseigenthümer finden diesselbe für unnöthig.⁵⁸ Im Hinblick auf die Forderungen der Medizinischen Klinik und den „Beizug der Hausbesitzer“ zu den Kosten der Kanalisierung hieß es: *Es will uns bedünken, daß von der*

⁵¹ Ebd.

⁵² Ebd., S. 2.

⁵³ Vgl. Verzeichnis in StadtAF, CI Polizeisachen 8 Nr. 4; Hygienische Skizzen (wie Anm. 43), S. 31.

⁵⁴ Vgl. Hygienische Skizzen (wie Anm. 43), S. 15.

⁵⁵ KREBS (wie Anm. 30), S. 59.

⁵⁶ KAST (wie Anm. 2), S. 121.

⁵⁷ VON SIMSON (wie Anm. 36), S. 85.

⁵⁸ Denkschrift über die Kanalisation des nördlichen Baugebietes der Stadt Freiburg i. B. und gegen den Beizug der Hausbesitzer daselbst zu den dadurch entstehenden Kosten, 13.9.1881, S. 2.

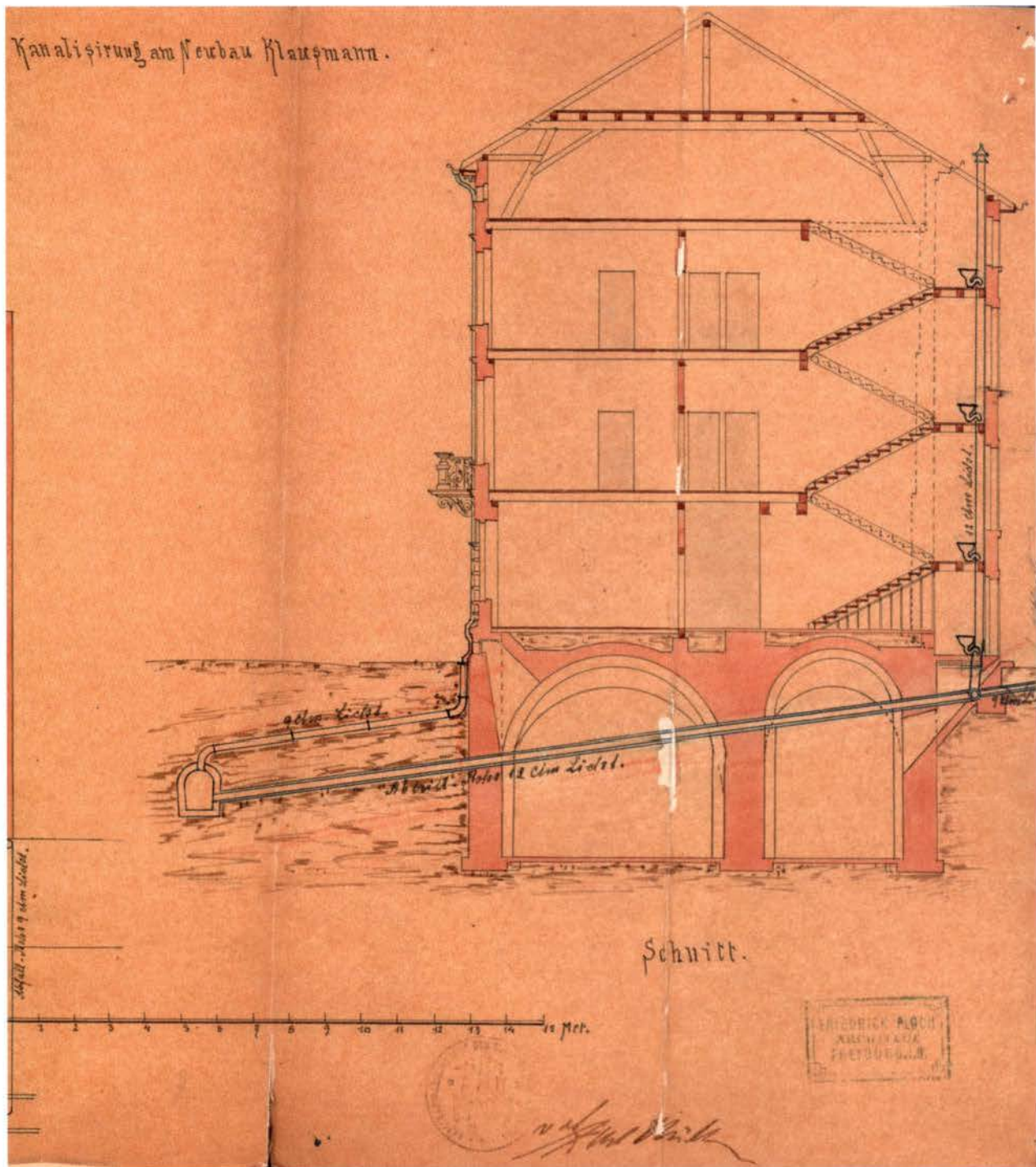


Abb. 2 Schnittzeichnung des Hauses Belfortstraße 26 (heute 24) mit Darstellung der Entwässerungsleitungen, um 1878 (StadtAF, C1 Polizeisachen 8 Nr. 4).

Stadtbehörde zu viel gefordert wird, indem um einem einzelnen Hause zu helfen, ganze Straßen und deren Hausbesitzer ins Mitleid gezogen werden wollen[!].⁵⁹ Anders als in der allgemeinen Debatte um die Schwemmkanalisation spielte in Freiburg das Argument des landwirtschaftlichen

⁵⁹ Ebd., S. 4.

Wertes der Fäkalien also keine entscheidende Rolle, sondern offensichtlich nur die finanzielle Belastung für die Hauseigentümer.

Kast ließ sich von der Kritik jedoch nicht beirren. Zusammen mit dem 1878 zum Stadtrat gewählten Bankier Eugen Krebs kämpfte er in den folgenden Jahren für die Anlegung eines zusammenhängenden Kanalnetzes. Am 18. Mai 1881 beschloss der Bürgerausschuss zu diesem Zweck eine Kapitalaufnahme in Höhe von 94.000 Mark, zunächst für die Herstellung von Kanälen in der Albertstraße.⁶⁰ Nach Überprüfung eines 1879 von dem Geometer Muggenfuß erstellten Entwurfs durch den renommierten Zürcher Ingenieur Bürgli-Ziegler⁶¹, wurde am 23. März 1882 ein Vertrag zwischen der Stadt und den Firmen A. Krems und Brenzinger & Co. abgeschlossen und am 30. März in der Albertstraße mit den Arbeiten begonnen,⁶² wodurch die bereits seit Jahren darauf drängenden Kliniken endlich im Jahr 1883 einen Kanalanschluss erhielten. Aus Begeisterung über den endlich errungenen hygienischen Fortschritt ließ die Klinikleitung sogar eine eigene Broschüre mit der Beschreibung der neuen „Wassercloset-Einrichtungen“ drucken.⁶³ Abgeführt wurden die Abwässer des nördlichen Baugebietes über einen Kanal entlang der Hauptbahnlinie, welcher sich beim „Rossgässle“ (heute Karlsruherstraße) schließlich in den nördlichen Arm des Gewerbekanal („Untere Runz“) ergoss, der wiederum zwischen der Breisachbahnlinie und dem Mooswald verrieselt wurde.

Trotz aller hygienischen Vorzüge fand das Kanalisationsprojekt jedoch nach wie vor nicht nur Zustimmung. Als 1882 die Moltkestraße kanalisiert werden sollte, verwahrten sich auch die dortigen Hausbesitzer gegen die damit verbundenen Kosten: *Ueberhaupt hat die betreffende Kanalisation für uns keinen Zweck und wir bitten den Wohllöblichen Stadtrath uns bei wirklich schlechter Zeit vor unnöthigen Kosten zu bewahren.*⁶⁴ Es wurden nämlich die Hausbesitzer zur Übernahme von 2/3 der Kosten für das unterirdische Kanalrohr herangezogen, welche in diesem Falle bei einem Rohrdurchmesser von 45 cm pro Frontmeter des Hauses 11 Mark betrug,⁶⁵ dazu kamen die Kosten für den, wenn auch vorerst nicht obligatorischen, Hausanschluss. Die Stadtverwaltung dagegen wies auf die langfristigen Vorteile für die Hausbesitzer hin: *Häuser in trockenen Straßen, mit entwässerten Höfen und nicht durchsumpftem Untergrund haben einen höheren Werth als solche, denen ein oder mehrere dieser Vorzüge mangeln.*⁶⁶ Nach Ermäßigung des Beitrags auf 8 Mark gab es keine Einwände mehr.⁶⁷

Die Gesamtkosten für die Herstellung eines 1,00 Meter breiten und 3,30 Meter tiefen Grabens sowie die Verlegung des 327 Meter langen Kanalrohrs in der Moltkestraße wurden auf insgesamt 7.500 Mark veranschlagt.⁶⁸ Letzlich betrug die Gesamtkosten lediglich 6.000 Mark, wodurch

⁶⁰ Vgl. Freiburger Zeitung vom 20.5.1881, Nr. 117.

⁶¹ Arnold Bürgli-Ziegler hatte die Kanalisierung Zürichs ab dem Jahr 1867 geleitet, vgl. WALTER BAUMANN: Arnold Bürkli 1833-1894. Aufbruch in eine neue Zeit, Meilen 1994, S. 33-35.

⁶² Vgl. KREBS (wie Anm. 30), S. 61.

⁶³ Beschreibung der Wassercloset-Einrichtungen und Canalisations-Anlagen im Klinischen Hospital zu Freiburg i. B., Freiburg 1883.

⁶⁴ An Stadtrat, ca. April 1882, StadtAF, C1 Polizeisachen 10 Nr. 25.

⁶⁵ Bekanntmachung des Stadtraths, die Kanalisation der Moltkestraße betreffend, 4.4.1882, StadtAF, C1 Polizeisachen 10 Nr. 25.

⁶⁶ Vorlage des Stadtraths an den Bürgerausschuß über den Beizug der Hausbesitzer des nördlichen Stadttheils zu den Kosten der Kanalisation, März 1883, S. 4.

⁶⁷ Vorlage des Stadtraths an den Bürgerausschuß betreffend des Beizug der Angrenzer zu den Anlagekosten [...] der Canalisation im südwestlichen Stadttheile, 25.8.1882, S. [75], StadtAF, C1 Polizeisachen 10 Nr. 26.

⁶⁸ Vgl. Kostenvoranschlag vom 9.10.1881, StadtAF, C1 Polizeisachen 10 Nr. 14.

noch Geld übrig war für die Ersetzung der bislang hölzernen Kanaldeckel durch solche aus Eisen.⁶⁹

Im Jahre 1888 hatte das Kanalnetz eine Ausdehnung von 23 km. Die Abführung der ungeklärten Abwässer in die zwei Arme des Gewerbekanal bei der Eisenbahnunterführung Zähringerstraße bzw. bei der Faulerstraße widersprachen allerdings der gestiegenen Sensibilisierung für den Gewässerschutz,⁷⁰ zumal die Abwässer aus dem südlichen Gewerbekanal nicht ganzjährig auf die Wiesen geleitet werden konnten und ansonsten in die im Sommer kaum Wasser führende Dreisam geleitet werden mussten. Darüber hinaus wurden sie nach wie vor *dort, wo es bisher schon üblich gewesen war, in die Stadtbäche geleitet.*⁷¹ So waren etwa im bislang nicht im Kanalprojekt einbezogenen Stadtteil Stühlinger einzelne Kanäle angelegt worden, „welche ihren Inhalt benachbarten Wassergräben überlieferten“. Ähnliches galt für die Wiehre, wo „einzelne Strassen durch Kanäle an den Kronenmühlebach und an den Hölderlebach angeschlossen“ worden waren (Abb. 3).⁷²

Nicht zuletzt dürfte das Trockenliegen der Runzen während des jährlichen „Bachabschlags“ ein Problem gewesen sein.

Auch war der Anschluss an die Schwemmkanalisation für die Freiburger Bevölkerung bis dahin nach wie vor keine Selbstverständlichkeit. Denn die Unsicherheit, *ob das Grubensystem ganz oder teilweise beibehalten werden könne oder solle, und die Furcht: daß der Anschluß der Abtritte nur gegen den vielbesprochenen Revers, d. h. auf Widerruf erfolgen dürfe, hat teilweise verhindert, daß das ganze Vorhaben mit dem nöthigen allgemeinen Vertrauen von der Bevölkerung aufgenommen wurde.*⁷³

So wurden zwischen 1884 und 1886 zwar 41 Straßen außerhalb der Altstadt kanalisiert, von den 950 darin befindlichen Häusern jedoch nur 468 an das Kanalnetz angeschlossen, wovon wiederum lediglich 261 neben dem sonstigen Abwasser auch die Fäkalien auf diesem Weg entsorgten. In der Altstadt wurde das Interesse als noch mäßiger eingeschätzt, da in den dortigen *kleineren Geschäftshäusern [...] [der] Wohnwert geringer, die Einrichtungskosten für die Closet und die Zuleitung der Fäcalien nach den Straßenkanälen vermöge ihrer Bauart dagegen wesentlich größer* waren.⁷⁴ So waren im Jahr 1889 nur 564 der rund 3.000 Häuser an die Kanalisation angeschlossen, die anderen benutzten dagegen weiterhin die vorhandenen Gruben, wovon nur rund 1.000 im ganzen vorangegangenen Jahr entleert worden waren.⁷⁵

Dieser Zustand wurde von der Stadtverwaltung zunehmend als Hemmnis für die weitere Entwicklung der Stadt und als *auf die Dauer schlechtweg unhaltbar* angesehen,⁷⁶ denn da *die kräftige bauliche Ausdehnung einer Stadt sowie die gesunde Entwicklung von Gewerbe und Industrie in hohem Grade von der zutreffenden Lösung der Abwasserfrage abhängt, so sagt die schon öfters aufgestellte Behauptung nicht zu viel, welche die vorwürfige Frage zu den sog. Lebens-, d. h. zu jenen Fragen zählt, ohne deren zufriedenstellende Regelung die gedeihliche Entwicklung einer modernen Stadt überhaupt nicht möglich ist.* Denn es hatte sich das Bewusstsein nicht nur in Bezug auf Hygiene, sondern ganz allgemein über die Frage der Lebensqualität in einer Stadt, und speziell in Freiburg, in relativ kurzer Zeit grundlegend gewandelt: *Endlich ist aber auch nicht*

⁶⁹ Städtisches Wasser- und Straßenbauamt an Stadtrat, 4.9.1882, ebd.

⁷⁰ Vgl. dazu JÜRGEN BÜSCHENFELD: Flüsse und Kloaken. Umweltfragen im Zeitalter der Industrialisierung (1870-1918) (Industrielle Welt 59), Stuttgart 1997, S. 125.

⁷¹ Vorlage des Stadtrathes 1889 (wie Anm. 48), S. III.

⁷² BUHLE (wie Anm. 1), S. 150.

⁷³ Vorlage des Stadtrathes 1889 (wie Anm. 48), S. III.

⁷⁴ Vorlage des Stadtrathes 1887 (wie Anm. 6), S. 9.

⁷⁵ Vorlage des Stadtrathes 1889 (wie Anm. 48), S. IV.

⁷⁶ Ebd., S. II.

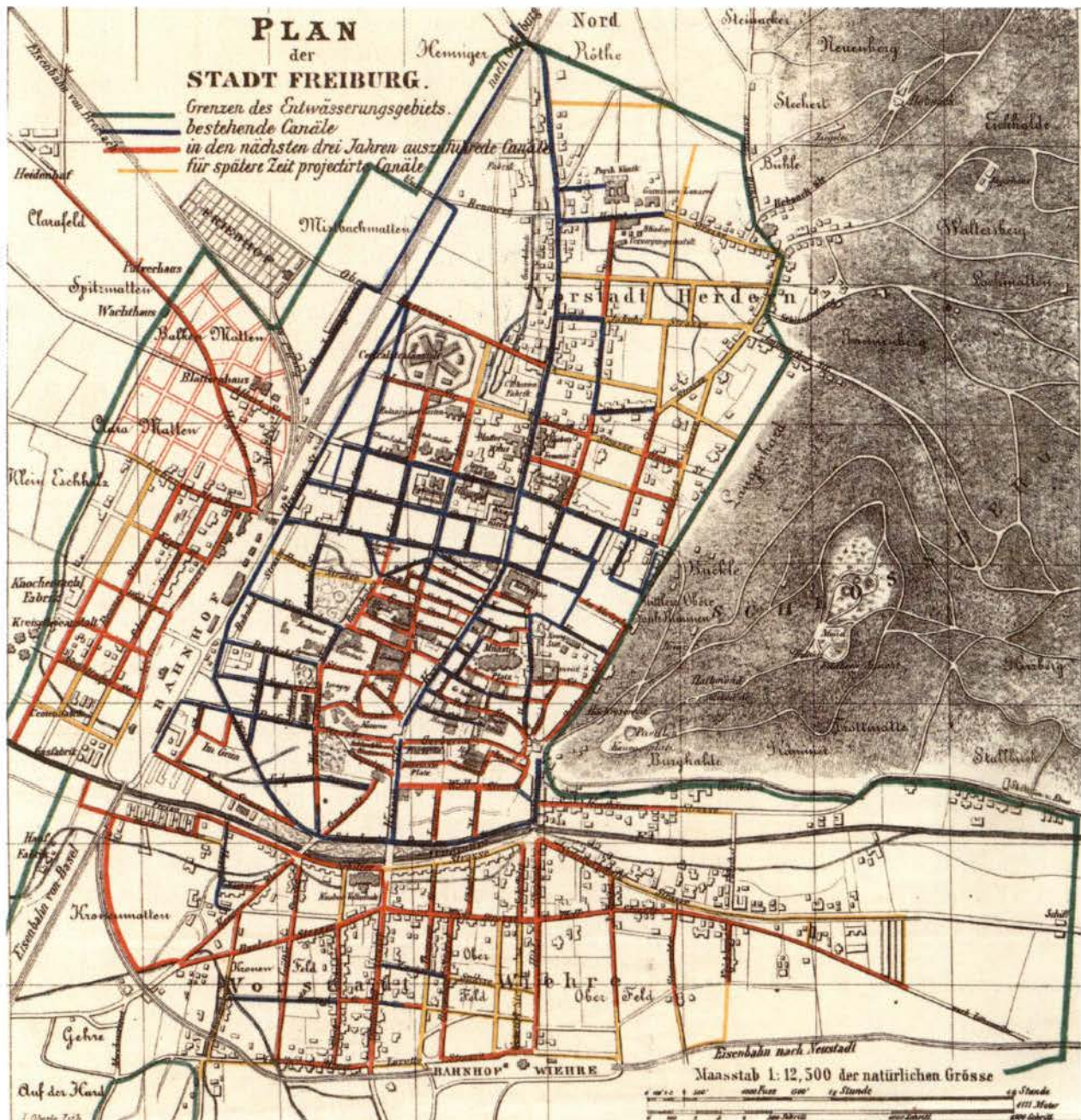


Abb. 3 Plan des Standes der Kanalisierung im Jahr 1888 (StadtAF, C3/428/6).

zu übersehen, daß die ganze Einwohnerschaft der Städte mit dem allgemeinen Kulturfortschritt zu Anforderungen auf diesem Gebiete herangezogen worden ist, an die früher fast Niemand gedacht hat [...] Ganz besonders beherzigenswerth scheint uns dieser Gesichtspunkt aber für die Stadt Freiburg zu sein, welche sich durch Nichts besser empfehlen kann, als wenn sie neben ihren großen Naturschönheiten noch Kultureinrichtungen schafft, durch welche die Annehmlichkeit des Aufenthalts so bedeutend erhöht wird.⁷⁷

Ziel war die Entfernung aller Abwässer mittels Schwemmung in einer gemeinsamen Kanalisation (Mischsystem), sowie die allmälige Abschaffung der Gruben und Fässer und über-

⁷⁷ Ebd., S. [1].

*haupt jeder Magazinirung der Abfallstoffe.*⁷⁸ Letztlich sollten dies auch *die so sehr wünschenswerthe Reinigung unserer im höchsten Grad verunreinigten Stadt- und Gewerbebäche* bewirken und diese *in ihren ursprünglichen reinen Zustand zurückgeführt und in diesem als eine nützliche, wohlthuende und charakteristische Hauptzierde der Stadt Freiburg werden.*⁷⁹ Ohnehin sah man einer weiteren Nutzung zumindest des nördlichen Gewerbebaches skeptisch entgegen, da man befürchtete, „daß durch Versumpfung des bisherigen Berieselungsgebietes am Mooswald die unten liegenden Landgemeinden sowohl in gesundheitlicher als landwirthschaftlicher Beziehung schwer geschädigt werden könnten.“⁸⁰

Um sich über die Abwasserentsorgung in anderen Städten zu informieren, reisten die Ingenieure Wilhelm Lubberger und Max Buhle im Auftrag des Stadtrats daher im September 1888 nach Berlin, Breslau, Danzig, Frankfurt, Wiesbaden und Essen zur Besichtigung der dortigen Kläranlagen und Rieselfelder.⁸¹ Aufgrund des durchlässigen, kiesigen Untergrunds in der Rheinebene, des günstigen Gefälles sowie die Möglichkeit einer landwirtschaftlichen Ausnutzung der Fäkalien, bot sich für Freiburg die Verrieselung, gegenüber der Alternative einer chemischen Reinigung in einer Kläranlage, besonders an. Es wurde daher in einer weiteren Planungsstufe die Ableitung aller Abwässer auf ein ausreichend großes Rieselfeld ins Auge gefasst.

Jedoch waren die Vorbehalte gegen die Verrieselung noch groß. Die in der Öffentlichkeit geäußerten Bedenken hinsichtlich eine Geruchsbelästigung und Versumpfung des Bodens der Rieselfelder konnten aufgrund der von Lubberger und Buhle eruierten Erfahrungen in anderen Städten jedoch ausgeräumt werden.⁸²

Die Verbindung von Hygiene und (land)wirtschaftlichem Nutzen begeisterte dagegen die Befürworter des Rieselfeldgedankens: *Es muß doch und wird für alle Zeiten als eine große Errungenschaft angesehen werden, wenn eine Stadt mit Recht sagen kann: daß in ihr alle gefährlichen Abwasser sammt allen menschlichen Abfallstoffen schon wenige Minuten nach ihrer Entstehung ohne alles weitere Zuthun aus der Lebenssphäre der Menschen entfernt, auf eine geeignete Stelle verbracht und sofort wieder unter nützlicher Verwendung für die Landwirthschaft im großen Umarbeitungsprozeß der Natur begriffen sind.*⁸³

Das Rieselfeld

Am 19. September 1889 genehmigte der Bürgerausschuss schließlich, *daß sämtliche Schmutz- und Abwasser der Stadt mittelst systematischer Schwemmkanalisation entfernt und auf den neu anzulegenden Rieselfeldern gereinigt werden sollen*, und bewilligte eine Kreditaufnahme in Höhe von 2.014.500 Mark.⁸⁴

Die zu beachtenden Kriterien für die Wahl eines geeigneten Geländes waren folgende: „Die Entfernung darf nicht zu klein, andererseits aber auch wegen der Leitungskosten nicht

⁷⁸ Vgl. ebd., S. III f.

⁷⁹ Ebd., S. V.

⁸⁰ ADOLF POINSIGNON: Geschichtliche Ortsbeschreibung der Stadt Freiburg i. Br., Bd. 1: Bauperioden, Gemarkung, Wasserversorgung, Friedhöfe, Straßen und Plätze, Freiburg 1891, S. 71.

⁸¹ Vgl. Vorlage des Stadtrathes 1889 (wie Anm. 48), Beilage 2, S. 4.

⁸² Vgl. ebd., S. V.

⁸³ Ebd., S. IV.

⁸⁴ Vgl. Vorlage des Stadtrathes an den Bürgerausschuß über die Ergänzung des Netzes der Schwemmkanalisation und der Vervollständigung der Rieselfeldanlage, November 1895, S. [3]; Freiburger Zeitung vom 21.9.1889, Nr. 221.

zu gross sein. Man sollte überhaupt die Abwasser der ganzen Stadt möglichst mit natürlichem Gefälle ohne Pumpeinrichtung auf das Rieselfeld und die Drainagewasser von dort in einen natürlichen Wasserlauf bringen können. Der Boden ferner muss durchlässig und von geringem Grundwasserstand sein; auch soll er keine allzu grossen Unebenheiten aufweisen, weil sonst die Einebnungskosten zu hoch werden. Endlich ist der Ankauf von Grossgrundbesitz billiger als die Erwerbung einzelner Parzellen.⁸⁵

All diese Voraussetzungen erfüllte das Gebiet zwischen Freiburg und Opfingen, wo die Stadt ein Gelände von rund 497 Hektar Wiesen, Äckern und Wald kaufte, darunter auch das zuvor im Besitz der Universität befindliche Hofgut „Mundenhof“. Letzteres wurde nach Errichtung weiterer Gebäude zur Bewirtschaftung des Rieselfeldes genutzt.

Während die Geländeerwerbung in den meisten Fällen problemlos vonstatten ging, stieß die Stadt bei der Verhandlung mit Einwohnern des Dorfes St. Georgen dagegen gerade bei der Mehrheit dieser Nachbargemeinde, welche doch zweifellos mit ihrer Entwicklung und ihrem Wohlstande vom Wohl und Wehe der Stadt Freiburg in so hohem Grade abhängig ist, auf die schroffste Ablehnung. Die Stadt sah sich daher zur Anrufung des Expropriationsgesetzes genötigt.⁸⁶

Nach Fertigstellung der Rieselfeldanlagen dienten die Flächen zum Anbau von Getreide und Feldfrüchten, entlang der Dämme wurden Obstbäume angepflanzt. Die Wiesen lieferten die Nahrung für die rund 80 Kühe, 50 Ochsen und 18 Pferde. Der Milchertrag von rund 800 Litern täglich wurde an die Freiburger Kliniken verkauft.⁸⁷ Obwohl das Rieselgut finanziell immer wieder starken Schwankungen zwischen Überschuss und Verlust ausgesetzt war, trat der Stadtrat frühen Privatisierungsbestrebungen mit dem Hinweis entgegen, dass „dieses nicht ein Erwerbsunternehmen, sondern hauptsächlich zur Förderung der gesundheitlichen Verhältnisse der städtischen Einwohnerschaft angelegt“ worden sei.⁸⁸

Der voranschreitende Ausbau des Kanalnetzes und die endgültige Lösung der Entsorgungsfrage motivierten die Eigentümer in der Folgezeit in steigendem Maße, ihre Häuser in vollem Umfang an die Kanalisation anzuschließen (vgl. Abb. 4 und 5). So waren 1895 nunmehr bereits 2.975 der 3.487 Grundstücke angeschlossen, davon 2.275 samt Abtritten. Nicht zuletzt hatte wohl aber auch zu diesem Ergebnis die Freigebigkeit der Stadt beigetragen: welche im Gegensatz zu fast allen übrigen Städten mit Schwemmkanalisation auf eine jährliche Anschlußgebühr vollständig verzichtet hatte.⁸⁹ Jedoch eilte das rasante Wachstum der Stadt, vor allem auch durch Eingemeindungen, dem Ziel einer weitgehend vollständigen Kanalisierung ständig voraus, wodurch das Grubensystem vor allem in den erst neu hinzugekommenen Stadtteilen wie Haslach, Güntherstal und Betzenhausen noch längere Zeit vorherrschend war und die Quote kanalisierter Grundstücke trotz ständigem Netzausbaues lange Zeit bei rund 90% verharrte. Im 1914 eingemeindeten Stadtteil Littenweiler waren 1926 sogar erst vier Anwesen an die Kanalisation angeschlossen, wobei die Netzlänge inzwischen 130 Kilometer betrug.⁹⁰ Zumindest aber waren seit spätestens 1903 nahezu sämtliche Anschlüsse als Vollanschlüsse ausgeführt.⁹¹

⁸⁵ WILHELM LUBBERGER: Die Rieselfelder-Anlagen, in: Freiburg im Breisgau (wie Anm. 1), S. 157-169, hier S. 158.

⁸⁶ Vorlage des Stadtrathes 1889 (wie Anm. 48), S. VIII.

⁸⁷ EHRLER (wie Anm. 47), S. 72.

⁸⁸ Ebd., S. 73.

⁸⁹ Vgl. Vorlage des Stadtrathes 1895 (wie Anm. 84), S. 5.

⁹⁰ Vgl. Statistischer Jahresbericht der Stadt Freiburg im Breisgau für die Jahre 1924-1926, hg. vom Städtischen Statistischen Amt, Freiburg o. J., S. 61.

⁹¹ Vgl. Statistischer Jahresbericht der Stadt Freiburg im Breisgau für das Jahr 1911, hg. vom Städtischen Statistischen Amt, Freiburg 1912, S. 21.



Abb. 4 und 5 Kanalbau im Jahr 1886 in der heutigen Kaiser-Joseph-Straße, südlich bzw. an der Einmündung zur Münsterstraße (StadtAF, M 7010).

Selbst in der Gegenwart ist eine vollständige Kanalisierung Freiburgs noch nicht erreicht. Etwa 50 abgelegene Gebäude entwässern nach wie vor in Gruben – heute allerdings nach neuesten hygienischen Standards und mit regelmäßiger Abfuhr.⁹²

⁹² Freundliche Mitteilung von Herrn Jürgen Bolder, Eigenbetrieb Stadtentwässerung, vom 21.8.2014.

100 Jahre Kirche in Ehrenstetten*

Von
CHRISTOPH SCHMIDER

Als vor ziemlich genau einem Jahrhundert die neue Kirche in Ehrenstetten fertig war und offiziell in Gebrauch genommen werden konnte, war dies für die katholische Bevölkerung ein Anlass zur Freude. Die kommunalpolitisch Verantwortlichen sahen dies genauso und griffen tief in ihre Schatullen. Die „Freiburger Zeitung“ berichtete in ihrer dritten Morgenausgabe vom 16. Oktober 1912 in einer kurzen Notiz über die Konsekration, die am Sonntag, dem 13. Oktober stattgefunden hatte:

Die feierliche Weihe nahm Se[ine] Exz[ellenz] der Herr Erzbischof Dr. Nörber vor. Während des Weiheaktes, der sich nach altem Gebrauche hinter verschlossenen Kirchentüren abspielte, hielt Herr Kaplan Waldvogel auf dem Platz vor der Kirche die zu Herzen gehende Festpredigt. Nach der Oeffnung der Türen zelebrierte Herr Geistl[icher] Rat Steiger aus Kirchhofen ein feierliches Hochamt. Nachmittags fand im Löwen ein Festessen statt, bei dem Herr Geistl[icher] Rat Steiger allen, die an dem Neubau tätig gewesen sind, herzlichen Dank aussprach [...] Die Feier fand abends ihren Abschluß durch ein kleines Bankett.¹

100 Jahre später sah man in Ehrenstetten in dem „Geburtstag“ der Kirche wieder einen Grund zum Feiern und hatte für die Feierlichkeiten ein abwechslungsreiches Programm zusammengestellt. Ein Programmpunkt bestand darin, den Freiburger Bistumsarchivar einzuladen, damit er erzählte, „wie die Kirche vor 100 Jahren war, welche Stellung die Priester und die Laien hatten und wie es um die Katholische Kirche in Baden, also der Erzdiözese Freiburg bestellt war“ – so hatte es jedenfalls in der Vorankündigung auf der Homepage der Pfarrei geheißen. Besonders neugierig, so hieß es weiter, seien die Ehrenstetter darauf, zu erfahren, „welchen Einfluss die Großwetterlage auf die Kuratie Ehrenstetten hatte und wie sie den Kirchenbau beeinflusste“.

Um mit der Wetterlage anzufangen: Die „Freiburger Zeitung“ – die ich nicht zuletzt deswegen noch einmal zitiere, weil man sie bequem im Internet lesen kann – hatte als Prognose für den Ehrenstetter Kirchweihsonntag 1912 Folgendes prophezeit: *Für Samstag und Sonntag ist auch fernerhin vorwiegend trockenes, aber kälteres und wieder zu Nachtfrösten geneigtes Wetter zu erwarten.*² Dies ist zwar nicht die „Großwetterlage“, und zudem war auch keineswegs ein meteorologischer Vortrag gewünscht. Vielmehr soll es darum gehen, dass ich nicht nur Ehrenstetter Ortsgeschichte zum Besten gebe, sondern zugleich versuche, sie sinnvoll in einen größeren politischen und gesellschaftlichen Rahmen einzuordnen. Nun, Fachmann für die Ehrenstetter Ortsgeschichte bin ich ohnehin nicht, auch wenn ich im Erzbischöflichen Archiv Zugang zu al-

* Um Anmerkungen ergänzte und leicht überarbeitete Fassung eines am 19. September 2012 in Ehrenstetten gehaltenen Vortrags.

¹ <http://az.ub.uni-freiburg.de/show/fz.cgi?cmd=showpic&ausgabe=01&day=16a3&year=1912&-month=10&project=3&anzahl=4> (aufgerufen am 26. Mai 2014).

² <http://az.ub.uni-freiburg.de/show/fz.cgi?cmd=showpic&ausgabe=03&day=11a1&year=1912&-month=10&project=3&anzahl=4!> (aufgerufen am 26. Mai 2014).



Abb. 1
Erzbischof Dr. Thomas Nörber (EAF).

len möglichen historischen Unterlagen habe, und von daher muss ich von vornherein eine etwas weitere Perspektive wählen.

Ein paar Rahmenbedingungen sind in der Vorankündigung schon genannt worden: Deutschland war vor einem Jahrhundert, im Jahr 1912, noch eine Monarchie, eine parlamentarische zwar, aber eine Monarchie. An der Spitze des „Deutschen Reiches“ stand ein Kaiser, Wilhelm II., und Baden, das gebietsmäßig nahezu identisch ist mit dem Erzbistum Freiburg, war ein Großherzogtum. Der Herrscher, dem die Anrede „Königliche Hoheit“ zustand, residierte in Karlsruhe – das wissen wir beispielsweise aus der zweiten Strophe des Badnerliedes – und hieß Friedrich II. Der Erzbischof saß damals wie heute in Freiburg und trat, wie man unschwer aus seinem offiziellen Portrait ersehen kann, das ihn in selbstbewusster Pose und im Hermelin zeigt, gleichfalls mit herrschaftlichem Anspruch auf.

Erzbischof Thomas Nörber, der also gewissermaßen der „Taufpate“ der Ehrenstetter Kirche gewesen ist, gehört trotz seiner langem Amtszeit von fast 22 Jahren zu den unbekannteren unter den Freiburger Oberhirten – daher sei er kurz vorgestellt (Abb. 1).³ Geboren wurde er am 19. Dezember 1846 in Waldstetten im badischen Frankenland, nicht weit von Walldürn. Am 24. Juli 1870 wurde er zum Priester geweiht und absolvierte anschließend zahlreiche Stationen als Vikar und Pfarrverweser. Hauptgrund dafür, dass er so oft versetzt wurde und fast zwei Jahrzehnte auf seine erste eigene Pfarrei warten musste, war seine schwache Gesundheit. 1889 wurde er Pfarrer

³ Zu Nörbers Biographie siehe beispielsweise CHRISTOPH SCHMIDER: Die Freiburger Bischöfe. 175 Jahre Erzbistum Freiburg. Eine Geschichte in Lebensbildern, Freiburg 2002, S. 117-124.

in Tiergarten im Renchtal, 1891 dann Klosterpfarrer in Baden-Baden, im Kloster zum Heiligen Grab. Dort erteilte ihm am 2. August 1898 die Wahl zum Erzbischof, nachdem sich zuvor während einer fast zweijährigen Sedisvakanz Kirche und Staat nicht auf einen allseits akzeptierbaren Kandidaten einigen konnten. Thomas Nörber ist somit bis heute der einzige Freiburger Erzbischof, der es als einfacher Geistlicher auf die bischöfliche Kathedra gebracht hat – alle anderen waren zuvor als Weihbischof, Professor oder zumindest Domkapitular schon recht weit oben in der Hierarchie angesiedelt.

Nörbers Wahl war zweifellos ein Kompromiss gewesen, denn die badische Regierung lehnte alle Kandidaten ab, die staatskirchenpolitisch zu sehr „vorbelastet“ waren. Auch ist anzunehmen, das Domkapitel habe sich bewusst für einen vermeintlich schwachen Oberhirten entschieden, um dadurch selbst umso mehr Einfluss auf die Regierungsgeschäfte nehmen zu können. Insbesondere Weihbischof Friedrich Justus Knecht dürfte gehofft haben, seine Stellung als graue Eminenz hinter einem kränkenden und kirchenpolitisch unerfahrenen Erzbischof ausbauen zu können und so der eigentliche Regent der Erzdiözese zu werden. Doch wie so oft kam auch diesmal alles ganz anders.

Inthronisiert wurde Thomas Nörber am 29. September 1898, und vom ersten Tag seiner Amtszeit an ergriff er mit starker Hand die Regierung. Auch die früheren gesundheitlichen Probleme spielten keine Rolle mehr – möglicherweise war er in den ersten knapp drei Jahrzehnten seines Priesterdaseins einfach permanent unterfordert und kränkelte deswegen? Seine anfänglichen Befürchtungen, er sei nicht der richtige Mann für diese große Aufgabe, wichen rasch einem ausgeprägten Sendungsbewusstsein, getragen von der Überzeugung, dass seine Wahl nichts anderes als die Verwirklichung des göttlichen Willens sei.

In Nörbers Amtszeit als Erzbischof fielen einige innerkirchlich wie weltpolitisch einschneidende Ereignisse. Mit den Auseinandersetzungen um das Gesetz über die allgemeine Kirchensteuer hatte er zwar kaum noch zu tun, sondern er musste lediglich ihre Einführung vollziehen.⁴ Für eine der ersten großen Investitionen, die aus Kirchensteuermitteln getätigt wurde, war er jedoch sehr wohl verantwortlich und wusste sie gegen teilweise heftige Widerstände durchzusetzen: Den Bau des Ordinariatsgebäudes in den Jahren 1903 bis 1906 (Abb. 2).⁵ In seiner Regierungszeit wurden zahlreiche neue Pfarreien und Kuratien sowie die Stadtdekanate Freiburg, Karlsruhe und Mannheim errichtet. Daneben wurde ein Pensionsfonds für den Klerus gegründet – dass die Pensionen der Priester und der Kirchenbeamten, anders als die der Staatsbeamten, nicht aus laufenden Steuermitteln bestritten werden müssen, kommt heute dem Bistumshaushalt sehr zugute.

Auf Nörbers persönliche Initiative ging die Errichtung des Missionsinstituts, des heutigen Seelsorgeamtes, im Jahr 1911 zurück, und auch bei der endgültigen Institutionalisierung des Deutschen Caritasverbandes und der Gründung des Freiburger Diözesan-Caritasverbandes nahm er eine tragende Rolle ein.⁶ Weiterhin engagierte er sich sehr stark für die Wiedezulassung von Männerklöstern im Großherzogtum Baden – die Ende 1918 schließlich erreicht war – und schließlich verdankt ihm auch die Bistumszeitung „Konradsblatt“ ihre Existenz. Thomas Nörber starb am 27. Juli 1920 und wurde am 3. August vor dem Sakramentsaltar im rechten Seitenschiff des Freiburger Münsters beigesetzt.

⁴ Vgl. PAUL KIRCHHOF: Der Auftrag der Kirchen und ihre Finanzierung, in: FDA 121 (2001), S. 189-201.

⁵ Vgl. CHRISTOPH SCHMIDER: Das Erzbischöfliche Ordinariat Freiburg (Schnell & Steiner, Große Kunstführer 221), Regensburg 2006.

⁶ Zu Nörbers Wirken siehe auch HANS-PETER FISCHER: Die Freiburger Erzbischofswahlen 1898 und der Episkopat von Thomas Nörber. Ein Beitrag zur Diözesangeschichte (Forschungen zur Oberrheinischen Landesgeschichte XLI), Freiburg/München 1997.



Abb. 2 Das zwischen 1903 und 1906 gebaute Ordinariatsgebäude in der Schoferstraße in Freiburg (EAF, Foto: Christoph Schmider).

Doch nun wieder zurück zur politischen und gesellschaftlichen Großwetterlage im Jahr 1912. Der letzte Krieg – der deutsch-französische Krieg von 1870/71 – lag mit gut vier Jahrzehnten für hiesige Verhältnisse schon lang zurück; dass in zwei Jahren, 1914, der Erste Weltkrieg ausbrechen würde, ahnte wohl noch niemand. Davon, dass welt- oder europapolitisch friedliche Zeiten geherrscht hätten, kann freilich keine Rede sein. Rund um den 13. Oktober 1912 sind die Zeitungen voll von Meldungen über die angespannte Lage auf dem Balkan, wo gerade der sogenannte „Erste Balkankrieg“ begonnen hatte, wobei die Kommentatoren – zu Recht – sicher waren, dass sich schon bald neben der Türkei und Montenegro auch Bulgarien und Serbien, Griechenland und Italien beteiligen würden. Die übrigen europäischen Staaten rüsteten um die Wette, und die Behauptung, dass in Deutschland schon jahrzehntelang Frieden herrschte, stimmt auch nur, wenn man den Blick auf das eigentliche deutsche Staatsgebiet beschränkt: In seinen Kolonien in Südwestafrika hatte das Deutsche Reich erst wenige Jahre zuvor auf äußerst brutale Weise Aufstände der einheimischen Bevölkerung niedergeschlagen.

Dafür, dass die weltpolitische Großwetterlage Auswirkungen auf die Gemeinde Ehrenstetten und ihren Kirchenbau gehabt hätte, konnte ich allerdings in den Akten keine Hinweise finden. Also wäre es vielleicht kein Fehler, die Perspektive etwas zu verengen und Baden und das Erzbistum Freiburg näher in den Blick zu nehmen. Der Korrektheit halber sei an dieser Stelle ausdrücklich darauf hingewiesen, dass das Erzbistum Freiburg und das Großherzogtum Baden flächenmäßig nicht ganz identisch sind – das Erzbistum hatte nämlich vor einem Jahrhundert auch noch einen preußischen Anteil: Die ehemals selbständigen, seit 1850 zum Königreich Preußen gehörenden Fürstentümer Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen. In Ehrenstetten, mitten in Baden, wären zwar wahrscheinlich keine Angriffe von hohenzollerischen Lokalpatrioten zu befürchten, würde dies nicht erwähnt, aber sicher ist sicher.

Innerhalb der Erzdiözese war die Situation für die Kirche in fast jeder Hinsicht günstig. Nachdem das 19. Jahrhundert mit der Säkularisation, dann später mit den teils heftigen Auseinandersetzungen zwischen Staat und Kirche – genannt sei nur der „Kulturkampf“ – aus katholischer Sicht kein allzu erfolgreiches gewesen war, fühlte man sich nun, zu Beginn des 20. Jahrhunderts, wieder erheblich besser und auf gutem Weg zu neuer Größe und Bedeutung. Die Katholiken stellten in Baden zwei Drittel der Bevölkerung und hatten mit der Zentrumsparterie mittlerweile auch im politischen Diskurs eine Stimme, die nicht zu überhören war. Die Bevölkerung wuchs rasch, die bestehenden Pfarreien vor allem in den Städten wurden immer größer, zahlreiche neue Pfarreien entstanden.

Mit der 1888 eingeführten „örtlichen“ Kirchensteuer hatte sich auch die finanzielle Situation der katholischen Kirche erheblich verbessert, und so konnte man seit den 1890er-Jahren den „Investitionsstau“ zunehmend abbauen. Waren in den dreißig Jahren von 1864 bis 1893 im gesamten Erzbistum pro Jahrzehnt im Durchschnitt etwas mehr als 50 kirchliche Gebäude – Kirchen, Kapellen, Pfarrhäuser etc. – neu errichtet worden, so steigerte sich die Zahl der Neubauten im Jahrzehnt von 1894 bis 1903 auf 124, also auf fast das Zweieinhalbfache.⁷ Und in den zehn Jahren von 1904 bis zum Vorabend des Ersten Weltkriegs, waren es gar 179 Neubauten. In den fünf Jahren von 1908 bis 1912 zum Beispiel sind es allein in der näheren und nicht ganz so nahen Umgebung von Ehrenstetten folgende Kirchen: Afersteg, Dinglingen, Freiburg-Haslach, Friesenheim, Geschwend, Kollnau, Kuhbach, Schönau im Wiesental, Schuttertal und Sulzburg.

⁷ Vgl. WERNER WOLF-HOLZÄPFEL: Kirchenbau und religiöse Kunst. Die historische und künstlerische Entwicklung von den Anfängen des Erzbistums bis in die Gegenwart, in: Geschichte der Erzdiözese Freiburg, Bd. I: Von der Gründung bis 1918, hg. von HERIBERT SMOLINSKY, Freiburg/Basel/Wien 2008, S. 493-598, hier S. 504f.

Die „Großwetterlage“ war also günstig für den Kirchenbau in Ehrenstetten, und insofern ist es nicht verwunderlich, dass die Kirche 1911/1912 gebaut wurde und nicht zehn oder zwanzig oder dreißig Jahre früher. Den Wunsch nach einer eigenen Pfarrkirche – und am besten gleich noch einer eigenen Pfarrei – hatte es in Ehrenstetten freilich schon länger gegeben. So schrieb beispielsweise das Erzbischöfliche Ordinariat im Jahr 1903 an den Ehrenstetter Gemeinderat:

Wir wissen aus unsren Akten, daß sich das Verlangen der Gemeinde Ehrenstetten nach Errichtung einer eigenen Pfarrei i[m] J[ahr] 1842 sogar in einer Eingabe an die 2. Kammer der Landstände geltend gemacht hat, aber nicht erfüllt werden konnte.⁸

Ehrenstetten, das im Jahr 1139 erstmals urkundlich erwähnt worden ist, hatte von jeher zur Pfarrei Kirchhofen gehört, und viele Jahrhunderte lang schien man mit dieser Konstruktion völlig zufrieden zu sein. Die Entfernung zur Kirche in Kirchhofen ist ja nicht wirklich weit und der Weg nicht allzu beschwerlich – da gab es beispielsweise in den benachbarten Tälern oder auf dem Schwarzwald ganz andere Strapazen zu ertragen, wenn die Leute am Sonntag in die Kirche gehen wollten. Was die Ehrenstetter im Jahr 1842 dazu bewogen hat, so massiv aufzutreten und sogar die Landesregierung einzuschalten, kann ich nicht sagen. War es reine Bequemlichkeit – natürlich wäre eine Kirche im eigenen Dorf leichter zu erreichen gewesen –, oder doch eher das verbreitete Gefühl, als bevölkerungsstärkere Gemeinde – Ehrenstetten hatte mehr Einwohner als Kirchhofen – das Recht auf eine eigene Pfarrei zu haben?

In seinem Schreiben vom 18. August 1903 freilich hatte der Gemeinderat zunächst gar nicht nach der Errichtung einer Pfarrei verlangt, sondern nur *um Gewährung eines regelmäßigen Sonntagsgottesdienstes im hiesigen Orte bzw. um Genehmigung des beabsichtigten Kirchenbaues* gebeten.⁹ Das Ordinariat reagierte recht barsch, verwies darauf, dass es schon im April desselben Jahres dargelegt hatte, *daß u[nd] warum der Gemeinde Ehr[enstetten] ein besonderer, von den Pfarrgeistlichen zu Kirchhofen abzuhaltender Gottesdienst an Sonn- u[nd] Feiertagen nicht zugesagt werden kann* und betonte, an den *rechtlichen Verhältnissen* könne auch durch *persönliche Verhandlungen* mit dem Gemeinderat nichts geändert werden. Einen *eigenen Sonn- u[nd] Festtagsgottesdienst* könne man der Gemeinde Ehrenstetten nur zusagen, *wenn sie bei der neuen Kirche auch eine Pfarrstelle errichten, ein Pfarrhaus nebst Garten erstellen und den Kirchenfonds so aufbessern würde, daß er jährlich 700 M. zur Bezahlung des Organisten, des Mesners, zur Unterhaltung des ewigen Lichtes, der Paramente etc. abwürfe. Wir müssen es dahingestellt lassen, ob die dortige Gemeinde so große Opfer zu bringen gewillt ist, nachdem die Seelenzahl von mehr als 1.600 i[m] J[ahre] 1842 auf 1.231 i[m] J[ahre] 1880 und von da bis 1900 auf 1.053 gesunken ist.*¹⁰

Wenn man allerdings diesem Schreiben von Ende August 1903 – das von Erzbischof Thomas Nörber höchstpersönlich unterzeichnet war – jenen Brief gegenüberstellt, den Weihbischof Friedrich Justus Knecht am 23. April 1903 geschrieben hatte, dann klingt die Ablehnung doch viel weniger schroff und lässt der Gemeinde immerhin die Möglichkeit, aktiv zu werden – wenn auch die aufgestellten Hürden recht hoch sind. Ein halbes Jahr früher hatte sich die Antwort noch sehr viel mehr nach endgültigem „Nein“ in der Art eines „Roma locuta, causa finita“ angehört:

Wir können [...] unsre Zustimmung zur Erbauung einer Pfarrkirche in dortigem Marktflücken nicht erteilen und unsre Mitwirkung zur Zerreißung des mehr als tau-

⁸ Erzbischöfliches Archiv Freiburg (EAF), B4/2185, Schreiben vom 27. August 1903.

⁹ Ebd., Schreiben vom 18. August 1903.

¹⁰ Ebd., Schreiben vom 27. August 1903.

*sendjährigen Verbandes des Kirchspiels Kirchhofen nicht leihen, da die Entfernung Ehrenstettens von der Pfarrkirche gering, die Wegverbindung gut und der Raum der Kirche ausreichend ist. Wir sind aber damit einverstanden, daß in Ehrenstetten eine größere Kapelle erbaut werde, und werden in diesem Falle den dortigen Katholiken eine Wochenmesse und das Allerheiligste gewähren.*¹¹

Nun, eine erste große Hürde hatten die Ehrenstetter genommen, als an jenem 13. Oktober 1912 der Erzbischof anwesend war und die Kirche einweihte. Nicht nur die Kirche St. Georg selbst übrigens, sondern auch den Hauptaltar – ohne den eine Kirche kein für den katholischen Kultus zugelassenes Gotteshaus sein kann – und einen Marienaltar (Abb. 3a + b). In den Hochaltar kamen, um dies bei dieser Gelegenheit auch gleich zu erwähnen, Reliquien der heiligen Märtyrer Valentinus und Vitus sowie eines unbenannten Märtyrers, in den Marienaltar Reliquien der Märtyrer Maximus und Caesar.¹² Wenige Tage nach der Einweihung der Kirche, am 22. Oktober 1912, schrieb denn auch Pfarrer Steiger von Kirchhofen an das Erzbischöfliche Ordinariat: *Es steht somit kein Hindernis mehr im Wege, daß [...] die hiesige Pfarrgeistlichkeit verpflichtet werde, allsonn- und feiertäglich – ausgenommen Maria Himmelfahrt u. Mariä Geburt, als die zwei großen Wallfahrtsfeste der hiesigen Pfarr- und Wallfahrtskirche – den ordentlichen Vor- und Nachmittagsgottesdienst (für letzteren Christenlehre und anschließende Andacht) [in Ehrenstetten] abzuhalten* – was denn auch postwendend geschah.¹³

Noch immer aber gehörte die Kirchengemeinde Ehrenstetten – die als solche am 1. April 1909 vom Erzbischof mit Zustimmung des Großherzogs konstituiert worden war – zur Pfarrei Kirchhofen. Es gab zwar regelmäßig Gottesdienste und am Sonntagnachmittag Christenlehre, aber keinen eigenen Pfarrer, sondern die Gemeindemitglieder unterstanden kirchenrechtlich voll und ganz der Obhut des in Kirchhofen residierenden Seelenhirten. Das heißt also, die Ehrenstetter hatten noch nicht alles bekommen, was sie wollten.

Ein günstiger Zeitpunkt für den letzten noch fehlenden Schritt schien im Sommer 1920 gekommen. Am 20. Juli 1920 schrieben der Gemeinderat und der katholische Stiftungsrat – beide angeführt von Bürgermeister Barth – einen Brief an das Erzbischöfliche Ordinariat:

Dem hochw[ürdigen] Erzbischöflichen Ordinariat beehrt sich der Gemeinderat und der kath[olische] Stiftungsrat der Gemeinde Ehrenstetten folgende Bitte zu unterbreiten: Durch Erlass des hochw[ürdigen] Ordinariats vom 27. 8. 03 No. 8936 hat die Kirchenbehörde versprochen, der Gemeinde Ehrenstetten eine Pfarrstelle zu errichten, wenn sich die Gemeinde zu den nötigen Opfern bereit erklärt. Demgemäss hat die Gemeinde in den Jahren 1911 & 1912 eine neue Kirche erbaut. Durch den Tod des hochw[ürdigen] Herrn Geistl[ichen] Rates [Steiger]¹⁴ ist die Pfarrei Kirchhofen erledigt und glaubt nun die Gemeinde, dass der geeignete Zeitpunkt gekommen ist, um weitere Schritte zur Errichtung einer Pfarrstelle in Ehrenstetten zu unternehmen. Gemeindebehörde und die Kirchenvertretung richten deshalb geschlossen an die hohe Kirchenbehörde die Bitte, die Errichtung der längst gewünschten Pfarrstelle in die Wege leiten zu wollen. Zur Fundierung derselben wären wohl auf Ehrenstetter Gemarkung liggende [sic!] Pfründegüter zu verwenden und eine Kaplanei nach Ehrenstetten zu ver-

¹¹ Ebd., Schreiben vom 23. April 1903.

¹² Vgl. ebd., Urkunde (Konzept) vom 24. Oktober 1912.

¹³ EAF, B4/2187, Schreiben vom 22. Oktober 1912. Unterstreichung original.

¹⁴ Vgl. EAF, Priesterkartei. Otto Steiger (1842-1920) war seit 1885 Pfarrer von Kirchhofen. Er starb am 7. Juli 1920.



Abb. 3a + b
Innenansichten der St. Georgs-Kirche in Ehrenstetten
(EAF, Foto: Christoph Schmidler).

legen. Mit diesen Gütern und den testamentarisch dem Kirchenfond Ehrenstetten, zu genanntem Zwecke, zugewiesenen Vermächtnissen von Gütern, dürfte wohl die Foundation erreicht sein. Die Trennung von Kirchhofen dürfte um so mehr gerechtfertigt sein, als viele Güter von Ehrenstetten gestiftet worden sind und die Kirchenbehörde in entsprechenden Fällen ähnlich gehandelt hat. Wir erwähnen nur das nahe gelegene Hartheim. Um dem langjährigen Wunsche der Katholiken von Ehrenstetten durch Errichtung der Pfarrstelle daselbst zu entsprechen, bitten wir um wohlwollende Prüfung und weitere Veranlassung.¹⁵

Damit war der Startschuss zu einer Auseinandersetzung gegeben, deren heiße Phase sich über fast zwei Jahre bis in den Frühling 1922 hinziehen sollte. Der Knackpunkt ist in dem eben zitierten Schreiben bereits benannt – die Frage, wie das für eine selbständige Pfarrei Ehrenstetten erforderliche Grundstocksvermögen aufgebracht werden konnte, beziehungsweise, welche Teile ihres Vermögens die Pfarrei Kirchhofen abtreten sollte. Kontrahenten in dem Streit waren die beiden Gemeinden, weitere Kombattanten waren der Katholische Oberstiftungsrat in Karlsruhe und das Erzbischöfliche Ordinariat in Freiburg, und letztlich wurde sogar noch der renommierte Freiburger Rechtsanwalt Ludwig Marbe als Mediator eingeschaltet. Im Zuge dieser Auseinandersetzung wurde von beiden Seiten ziemlich viel Porzellan zerschlagen, und es dauerte, wenn ich recht sehe, anschließend eine ganze Weile, bis sich die Gemüter wieder beruhigt hatten.

Es würde sicherlich zu weit führen, den ganzen Streit ausführlich und in allen Einzelheiten nachzuerzählen, aber anhand einiger Quellenzitate lässt sich schön zeigen, wie die zum Einsatz kommenden Knüppel allmählich immer dicker wurden. Am 29. Oktober 1920 fand ein Ortstermin in Ehrenstetten statt, bei dem die Rahmenbedingungen für die Gründung einer Pfarrei festgelegt wurden, in allgemeinem Konsens, gesittet und friedlich – so schien es jedenfalls. Grundlage für die eigenständige Rechtspersönlichkeit der Pfarrei Ehrenstetten sollte eine der in Kirchhofen vorhandenen Kaplaneien sein, zudem machte die politische Gemeinde einen handfest und vernünftig wirkenden Vorschlag zur Finanzierung:

- 1.) Aus einem ausserordentlichen Holztrieb werden 100.000 M. für den Grundstock der Pfarrpfünde aufgebracht.*
- 2.) Die Pfarrpfünde erhält eine Holzkompetenz hälftig in buchen und tannen Holz von 20 Klaftern nach dem jährlichen, vom Forstamt im Zweifelsfall festzustellenden, Preise.*
- 3.) Der jeweilige Seelsorger erhält für seine persönlichen Bedürfnisse 5 Klafter Holz (3 buchen und 2 tannen) jährlich frei vors Haus geliefert.¹⁶*

Ein paar Wochen später war es freilich mit dem Konsens vorbei, wie aus einem Brief deutlich wird, den der neue Kirchhofener Pfarrer Albert Fridolin Fritz¹⁷ am 13. Dezember 1920 an den Katholischen Oberstiftungsrat schickte. Pfarrer Fritz – er wirkte rund 12 Jahre in Kirchhofen – schrieb unter anderem:

Die Bemerkung des Herrn Referenten [...] Dr. Sester anlässlich der Sitzung am 29. Okt[ober] l[aufenden] J[ah]r[e]s in Ehrenstetten, wonach unter Umständen die

¹⁵ EAF, B4/2187, Schreiben vom 20. Juli 1920.

¹⁶ Ebd., Schreiben vom 29. Oktober 1920

¹⁷ Vgl. EAF, Priesterkartei. Albert Fridolin Fritz (1870-1932) amtierte in Kirchhofen von 1920 bis zu seinem Tod am 13. April 1932.

*Übertragung einer Kaplanei Kirchhofens an Ehrenstetten auch ohne die Zustimmung, sogar gegen den Willen des kath[olischen] Stiftungsrates Kirchhofen erfolgen würde, hat hier eine begreifliche, starke Erbitterung hervorgerufen, die noch wesentlich erhöht wurde durch dessen weitere Bemerkung, daß er den Wunsch Ehrenstettens auf Übertragung der Johannesaplanei bei Hoher Kirchenbehörde warm befürworten wolle.*¹⁸

Mit eindringlichen Worten warnte Pfarrer Fritz vor den *unerquicklichen* Folgen, die es haben könnte, wenn diese Ankündigung umgesetzt würde: Es wäre durchaus möglich, meinte er, dass dann sämtliche Stiftungsräte in Kirchhofen ihr Amt niederlegten und auch kein anderer mehr bereit wäre, es zu übernehmen. Es wäre auch nicht förderlich für den Frieden zwischen den Gemeinden, fuhr er fort, wenn Kirchhofen gegen die Wegnahme einer Kaplanei vor Gericht zöge:

*Ich begreife den Stiftungsrat Kirchhofen, so Pfarrer Fritz weiter, wenn er sagt, hätte man ihn, statt lediglich zur Finanzierung der neuen Pfarrpfünde und jetzt zum Zahlen ungeahnter Kosten heranzuziehen, auch früher wenigstens anstandshalber um seine Meinung gefragt, dann wären vielleicht manche Fehler unterblieben, die heute mit so viel Geld bezahlt werden müssen, ohne daß dadurch der Zweck erreicht, d. h. genügend Raum für ein Pfarrhaus neben der Kirche und einen angemessenen Garten gewonnen wird.*¹⁹

Im Erzbischöflichen Ordinariat reagierte man recht ungnädig auf diesen Brief und belehrte Pfarrer Fritz schon wenige Tage später, am 18. Dezember 1920, die Verhandlungen seien bislang stets *auf e[inen] friedlichen und freundschaftlichen Ton gestimmt* gewesen. Der Katholische Oberstiftungsrat hätte in seinem letzten Erlass – den der Pfarrer offenbar noch nicht kenne – *nochmals betont [...], daß alles vermieden werden müsse, was geeignet sei, den Frieden unter den beiden Gemeinden zu stören*. Offenbar war man im Ordinariat der Ansicht, der neue Kirchhofener Pfarrer sei in der Sache gar nicht auf dem Laufenden: *Wir müssen erwarten, daß Sie sich zunächst zuverlässig informieren, bevor Sie in der Angelegenheit, deren Behandlung viel Umsicht und Vorsicht erfordert, weitere Schritte unternehmen*. Um diesem – tatsächlichen oder vermeintlichen – Defizit abzuhelfen wurde Pfarrer Fritz schließlich noch zum Gespräch nach Freiburg zitiert.²⁰

In der Sache wirklich weitergekommen war man damit freilich nicht, und auch der anschließende Kleinkrieg zwischen Pfarrer Fritz und seinem Bruder in Christo, dem im Ordinariat zuständigen Referenten Dr. Joseph Sester, war nicht unbedingt zielführend. Irgendwann platzte den amtlichen Vertretern der Gemeinde Ehrenstetten der Kragen – nicht zum ersten und auch nicht zum letzten Mal – wie aus einem von Bürgermeister, Stiftungsrat und Gemeinderat unterzeichneten Brief vom 28. Mai 1921 deutlich wird:

Nachdem wir unter grossen Opfern eine eigene neue Kirche gebaut, hält die ganze Kirchengemeinde den Zeitpunkt für gekommen, nunmehr mit allen Mitteln an die Lösung der zweiten Frage, d[as] i[st] die vollständige Loslösung von der Mutterkirche und die Errichtung einer selbständigen Pfarrei heranzutreten [...] Leider aber ist nun [...] der Hochw[ürdige] Herr Pfarrer Fritz das grösste Hindernis für die Wiederaufnahme und die gedeihliche Entwicklung der von uns auf gerechter Grundlage angebote-

¹⁸ EAF, B4/2187, Schreiben vom 13. Dezember 1920.

¹⁹ Ebd., Schreiben vom 13. Dezember 1920.

²⁰ Ebd., Schreiben vom 18. Dezember 1920.

nen Teilungsverhandlungen. Wir können diese Stellungnahme von einem geistlichen Herrn umsoweniger verstehen, als es doch ganz selbstverständlich ist, dass die religiösen Interessen einer ganzen Gemeinde gerechter Weise unter keinen Umständen einem einzelnen Herrn zuliebe geopfert und vollständig ausser Berücksichtigung gelassen werden können. Wir sagen nicht zu viel, aber furchtbar müsste die Verantwortung eines Seelenhirten vor unserm Herrgott sein, wenn nur eine unsterbliche Seele (bei Unglücksfällen oder sonst dringender Gefahr) ohne die Tröstungen der heiligen Kirche in Folge der relativ weiten Entfernung des Ortsgeistlichen in's Jenseits hinüberschlummern müsste. Weiter unten in dem insgesamt drei Seiten umfassenden Brief wurde die zentrale Forderung noch einmal klar und unmissverständlich artikuliert: *Der Wille der gesamten Kirchengemeinde ist klar, die Kirche steht und zur Kirche verlangen wir auch den Pfarrer.*²¹

Im Ordinariat freilich ließ man sich hiervon ebenso wenig beeindrucken wie von der im gleichen Schreiben vorgetragenen Bitte, den Wunsch nach einer eigenen Pfarrei für Ehrenstetten endlich zu erfüllen: Der Brief war am 30. Mai 1921 eingegangen, und schon am 1. Juni versah ihn der zuständige Referent kommentarlos mit dem Vermerk *Zu den Akten.*²²

In der Sache selbst gingen die Untersuchungen und Verhandlungen weiter. Am 13. Januar 1922 legte der Katholische Oberstiftungsrat auf Wunsch des Ordinariats ein Rechtsgutachten vor, in dem auf breitest möglicher historischer Grundlage – die freilich mangels wirklich aussagekräftiger Archivalien gleichwohl recht schmal ausfiel – die Rechte und Pflichten der Kirchhofener Kaplaneien sowie ihre Beziehungen zur Gemeinde Ehrenstetten dargestellt wurden. Der Gutachter kam zu dem Schluss, dass früher wohl in der Tat der Inhaber der Johanneskaplanei – auch Frühmesskaplanei genannt – für die Seelsorge in Ehrenstetten zuständig gewesen sei, dass es also durchaus gewisse historische Begründungen dafür geben könne, sie als Grundlage für die neu zu errichtende Pfarrei Ehrenstetten zu nehmen. Einen voraussichtlich gerichtsfesten Rechtsanspruch gebe es allerdings nicht.²³

Dieses Gutachten war am 19. Januar 1922 beim Ordinariat eingegangen, und noch am selben Tag – manchmal kann eine Kirchenbehörde auch schnell handeln! – ging ein Schreiben an den Stiftungsrat Kirchhofen ab, in dem er aufgefordert wurde, er möge *sich nun zur Sache äußern. Im Interesse von Ehrenstetten sollte die Sache dringlich behandelt werden.*²⁴

Danach endlich, so scheint es, rauften sich alle Beteiligten zusammen und machten sich rasch und konzentriert daran, die noch offenen Fragen zu beantworten. Am 7. Februar 1922 fand im Rathaus von Ehrenstetten eine Besprechung statt, an der neben dem Stiftungsrat, dem Gemeinderat und dem Bürgermeister von Ehrenstetten auch Pfarrer Fritz, Kanzleidirektor Dr. Sester und der schon erwähnte Freiburger Rechtsanwalt Ludwig Marbe teilnahmen. Das Ordinariat hatte einen Entschließungsantrag vorbereitet, der gründlich diskutiert und schließlich angenommen wurde, wie Dr. Sester festhielt:

*Bei der Diskussion zeigten die Bürger von Ehrenstetten scheinbar Verständnis für die Rechtslage und bewilligten alles, was zur Errichtung der Pfarrei als notwendig bezeichnet wurde. Nur Bürgermeister Barth enthielt sich der Stimme.*²⁵

²¹ Ebd., Schreiben vom 28. Mai 1921.

²² Ebd., Randvermerk auf Schreiben vom 28. Mai 1921.

²³ Ebd., Schreiben vom 13. Januar 1922.

²⁴ Ebd., Schreiben vom 19. Januar 1922.

²⁵ Ebd., Aktenvermerk vom 21. März 1922.

Auch Rechtsanwalt Marbe ging davon aus, dass er seine Mission erfolgreich erfüllt habe: *Es hat mich mit Befriedigung erfüllt*, schrieb er am 1. März 1922 an den Ehrenstetter Bürgermeister, *dass es gelungen war; auf der Grundlage freundlicher Uebereinkunft einen beiderseits befriedigenden Ausweg gefunden zu haben.*²⁶ Doch nicht lange nach der Besprechung vom 7. Februar 1922 wurde klar, dass sich die Herren Sester und Marbe zu früh gefreut hatten. Am 16. Februar nämlich schrieben die weltlichen Mitglieder des Ehrenstetter Stiftungsrats – also alle mit Ausnahme von Pfarrer Fritz – einen Brief an das Erzbischöfliche Ordinariat, in dem sie behaupteten, *daß die Beschlußfassung des Stiftungsrates und der Kirchengemeindevertretung vom 7. Februar nur auf Grund vollständiger unrichtiger Darstellung der Sach- und Rechtslage zustande gekommen sei.*²⁷

Dies sei, so bemerkte Dr. Sester scheinbar völlig ungerührt, *nach dem Verlauf der Verhandlung nicht verständlich*. Rechtsanwalt Marbe, dem Sester den Brandbrief aus Ehrenstetten gezeigt hatte, reagierte nicht ganz so emotionslos. Es befremde ihn sehr, schrieb er in dem eben schon erwähnten Brief vom 1. März 1922 an Bürgermeister Barth, *dass die weltlichen Mitglieder des Stiftungsrats an die Kirchenbehörde ein Schreiben voll schwerer Anklagen geschickt haben*, die sich teilweise auch gegen ihn richteten. Er wolle sich, fuhr er fort, *allen Ernstes verwahren davor, dass gegen mich in dieser Sache irgend welche Vorwürfe erhoben werden*. Noch einmal betonte Marbe, die Gemeinde Ehrenstetten habe keinen Rechtsanspruch auf die Errichtung einer eigenen Pfarrei, ganz unabhängig davon, wie nötig oder unnötig dies sei. Möglich sei eine Pfarreigründung dann – und nur dann – *wenn der Friede dadurch nicht gestört wird*. Insofern habe *derjenige, der neuerdings in durchaus unrichtiger Weise Ratschläge erteilt und das Schreiben an die Kirchenbehörde veranlasst hat*, nach seiner, Marbes Ansicht, *ganz unverantwortlich gehandelt.*²⁸

Auch Joseph Sester, der zuständige Mann im Ordinariat, der von Bürgermeister und Stiftungsräten noch heftiger angegriffen worden war, blieb keineswegs auf Dauer so gelassen, wie er sich zunächst gegeben hatte. Zunächst unternahm er zwar noch einen Versuch, alle Beteiligten an den Verhandlungstisch zurückzubekommen, indem er am 6. März 1922, also rund drei Wochen später, die Ehrenstetter Stiftungsräte dazu aufforderte, ihre Behauptungen *zu beweisen oder zurückzunehmen.*²⁹ Nachdem allerdings ein paar Tage danach Pfarrer Fritz berichten musste, dass die weltlichen Stiftungsräte sich weigerten, *irgend etwas zurückzunehmen*, hatte Sester endgültig genug:³⁰

Es wird deshalb notwendig sein, schrieb er am 21. März 1922 an das Erzbischöfliche Ordinariat, *gegen die weltlichen Mitglieder des Stiftungsrates Ehrenstetten disziplinar einzuschreiten oder denselben zu eröffnen, daß die Kirchenbehörde aus ihrer Haltung entnommen habe, daß sie nicht bereit seien, die kirchenrechtlichen Voraussetzungen für die Errichtung der Pfarrei Ehrenstetten zu erfüllen, und daß die Lösung dieser Frage damit durch ihr Verschulden auf unabsehbare Zeit unmöglich geworden sei.*

An dieser Stelle ist es angebracht, diesen Herrn Dr. Sester kurz vorzustellen, der in der Frage der Errichtung einer Pfarrei in Ehrenstetten eine so zentrale Rolle gespielt hat (Abb. 4). Sester, von dem das Erzbischöfliche Archiv Freiburg kein vernünftiges Foto, sondern nur das Sterbebildchen besitzt, ist eine höchst interessante und dabei auch tragische Gestalt:³¹ Auffällig

²⁶ Ebd., Schreiben vom 1. März 1922.

²⁷ Ebd., Schreiben vom 16. Februar 1922.

²⁸ Ebd., Schreiben vom 1. März 1922.

²⁹ Ebd., Schreiben vom 6. März 1922 (auch erwähnt in Aktenvermerk vom 21. März 1922).

³⁰ Ebd., Schreiben vom 16. März 1922 (auch erwähnt in Aktenvermerk vom 21. März 1922).

³¹ Vgl. zum Folgenden EAF, Priesterkartei. Joseph Sester (1877-1938). Weitere Informationen sind der Personalakte J. Sester († 1938) entnommen.



Abb. 4

Domkapitular Joseph Sester (EAF).

groß gewachsen, hoch begabt und überaus ehrgeizig. Geboren wurde er am 11. März 1877 in Oberkirch im Renchtal. Nach seiner Priesterweihe am 5. Juli 1900 war er rund ein Jahr lang Vikar in der Pfarrei Konstanz-St. Stephan, ehe er zum Weiterstudium beurlaubt wurde. 1904 schloss er sein Zweitstudium in Freiburg mit der Promotion zum Doktor iuris utriusque ab. Thema der Dissertation war eine staatskirchenrechtliche Untersuchung unter dem Titel „Das Kirchenpatronatsrecht beider Konfessionen im Großherzogtum Baden“. Anschließend wirkte er rund sechs Jahre lang als Kaplaneiverweser in Breisach, ehe er 1910 zum Pfarrer von Oberwinden ernannt wurde. Er blieb freilich nicht lange, sondern wurde am 15. Oktober 1911 als Nachfolger des späteren Erzbischofs Karl Fritz in den Katholischen Oberstiftungsrat nach Karlsruhe berufen. Dort war er auch noch tätig, als er am 29. Oktober 1920 erstmals in Ehrenstetten auftrat, bei jener denkwürdigen Sitzung, nach der die Emotionen rund um die gewünschte Errichtung der Pfarrei zum ersten Mal richtig hochkochten.

Am 25. November 1920 berief Karl Fritz, der neue Erzbischof, Joseph Sester als „Wirklichen Geistlichen Rat“ ins Erzbischöfliche Ordinariat und ernannte ihn 1921 zusätzlich zum Kanzleidirektor. Als Fachreferent war Sester vor allem für die kirchliche Vermögensverwaltung in Baden und für das Kirchensteuerrecht zuständig, war also gewissermaßen „Finanzminister“. In seiner Eigenschaft als Kanzleidirektor, als Behördenleiter des Ordinariats, war Sester nach dem Generalvikar der ranghöchste Mitarbeiter der Freiburger Kirchenverwaltungszentrale. Der „Fall Ehrenstetten“ wurde somit als Chefsache behandelt, und Sesters Machtwort, das er am 21. März 1922 sprach, hatte Gewicht.

Am 2. April 1924 wurde Joseph Sester ins Domkapitel berufen und am 7. Oktober 1925 von Erzbischof Fritz zu seinem Generalvikar ernannt. Nachdem Karl Fritz am 7. Dezember 1931 verstorben war, wählte das Domkapitel Sester zum Diözesanadministrator. Als solcher machte

er sich – durchaus berechnete – Hoffnungen, der achte Erzbischof von Freiburg zu werden, doch mit der Ernennung von Conrad Gröber und dessen Amtsantritt am 8. Juni 1932 waren diese Hoffnungen zunichte. Das Verhältnis zwischen Gröber und Sester war, vorsichtig ausgedrückt, angespannt, doch Gröber saß als Erzbischof am längeren Hebel und entmachtete Sester rasch und ziemlich vollständig – was das persönliche Verhältnis der beiden natürlich nicht verbesserte. Bald darauf verschlechterte sich Sesters Gesundheitszustand drastisch, und seit etwa 1936 befand er sich in psychiatrischer Behandlung. Joseph Sester verstarb am 12. Dezember 1938 in der Heilanstalt Rottenmünster – ziemlich genau ein dreiviertel Jahr bevor die Nazis damit begannen, auch die dortigen Patienten im Rahmen des „Euthanasie“-Programms zu ermorden.

Anfang 1922 jedoch, als er es mit den widersetzlichen Stiftungsräten von Ehrenstetten zu tun hatte, war Sester ein aufstrebender, aber bereits recht starker Mann in der Freiburger Kirchenbehörde. Den ersten Teil seines Vorschlags setzte das Ordinariat am 30. März 1922 um, als es den Stiftungsratsmitgliedern mitteilte, man sehe sich genötigt, ihnen *eine ernste Rüge zu erteilen mit dem Anfügen, daß wir für dieses Mal von einer gerichtlichen Verfolgung dieser schweren Beleidigung unseres Vertreters nur deshalb abgesehen haben, weil wir annehmen wollen, daß Sie sich der Tragweite Ihres Schreibens nicht in vollem Umfange bewußt waren.* Und auch der zweite Teil von Sesters Drohung ging in Erfüllung, musste Ehrenstetten doch noch fast 40 Jahre warten, bis es im Jahr 1961 endlich zur Pfarrei erhoben wurde.³² Ganz so furchtbar war die Rache der gekränkten Kirchenobrigkeit in der Praxis freilich nicht ausgefallen, denn 1934 machte Erzbischof Gröber Ehrenstetten immerhin zur Pfarrkuratie, was sich für die Gemeinde im Alltag fast genau so anfühlte, als ob sie damals schon zur Pfarrei geworden wäre.

Es wäre nun sicherlich zu kurz gesprungen, wollte man aufgrund dieser Vorfälle die Ehrenstetter pauschal als renitent und unangepasst bezeichnen. Es waren wohl vor allem die seinerzeitigen Stiftungsratsmitglieder, allen voran Bürgermeister Barth, die sich mit dem neuen Pfarrer von Kirchhofen nicht vertrugen und sich in kirchlicher Hinsicht vom Nachbardorf emanzipieren wollten, und die nicht bereit waren, zu allem, was die Freiburger Kirchenbehörde verlangte, Ja und Amen zu sagen. Solch eine Haltung lag damals, in den frühen 1920er-Jahren, natürlich in der Luft, hatten die Deutschen doch gerade eben erst ihre Fürsten abserviert und machten erste Gehversuche als Republikaner und Demokraten. Und zu einem politisch mündigen Bürger gehört nach demokratischem Verständnis nun einmal, dass er nicht alles stillschweigend und unwidersprochen hinnimmt, nur weil es „von Oben“ kommt, sei dieses „Oben“ nun staatlich oder kirchlich.

Dass es in Ehrenstetten aber vielleicht doch schon vor 1920 Einzelne gab, die nicht ganz so lautlos und geradlinig „funktionierten“, wie die Obrigkeiten es gern gehabt hätten, wird bei einem kurzen Blick in die Kirchenvisitationsakten deutlich. Kirchenvisitationen, das sind jene Kontrollbesuche in den einzelnen Pfarreien, bei denen in regelmäßigen Abständen überprüft werden soll, ob alles mit rechten Dingen zugeht. Diese Beaufsichtigung der „Basis“ gibt es in der Kirche im Prinzip schon von Anfang an – man denke nur an die Reisen und Briefe des Apostels Paulus. Im Lauf der Jahrhunderte ist diese Überwachung mal mehr, mal weniger streng durchgeführt worden.³³

Mit dem Konzil von Trient aber, das von 1545 bis 1563 tagte, begann die zunehmende Standardisierung dieser Kontrolle. Grund dafür – wie überhaupt für das Konzil – war die

³² Amtsblatt für die Erzdiözese Freiburg, 1961, S. 374.

³³ Zur Geschichte der Kirchenvisitationen insgesamt, und speziell im Bistum Konstanz, dem Ehrenstetten bis zur Errichtung des Erzbistums Freiburg angehörte, vgl. beispielsweise ANTON GÖSSI/JOSEF BANNWART: Die Protokolle der bischöflichen Visitationen des 18. Jahrhunderts im Kanton Luzern (Luzerner Historische Veröffentlichungen 27), Luzern/Stuttgart 1992, S. 13-33.

Reformation und die damit verbundene Kirchenspaltung. Zuvor, vor der Entstehung der protestantischen Kirchen, war hierzulande praktisch alles, was christlich war, auch katholisch. Danach aber musste sich die katholische Kirche einiges einfallen lassen, um zu verhindern, dass der Schaden noch größer wurde. Vor allem musste sie sich selbst reformieren und möglichst rasch die Missstände, die zur Reformation geführt hatten, beseitigen. Des Weiteren musste sie sich theologisch neu zentrieren und ihre Position klar und entschieden gegen die Standpunkte der Reformatoren abgrenzen. Drittens mussten die katholischen Hirten ihre Herde wieder zusammenführen und sich einen klaren Überblick darüber verschaffen, wer denn eigentlich überhaupt noch dazugehörte. Und schließlich musste in nicht zu großen Zeitabständen kontrolliert werden, ob sich alle, die Mitglieder der römisch-katholischen Kirche waren, auch tatsächlich an die vorgegebenen Regeln hielten.

Dem Konzil von Trient verdanken wir also, neben all den seinerzeit beschlossenen und durchgeführten theologischen Reformen, das eigentlich nicht neue, aber neu erfundene Instrument der Kirchenvisitation. Und den im Erzbischöflichen Archiv in Freiburg verwahrten Visitationsakten verdanken wir die Möglichkeit, den Zustand einzelner Pfarreien zu bestimmten Zeitpunkten schlaglichtartig beleuchten und darstellen zu können. Die bei den Visitationen entstandenen Akten bieten freilich stets nur eine „Momentaufnahme“. Zudem sind sie stark durch die jeweiligen kirchenpolitischen oder seelsorgerlichen Absichten der Obrigkeit geprägt, die keineswegs immer die gleichen Fragen stellt. Weiterhin hängt das Ergebnis der Visitation natürlich immer auch mehr oder weniger stark davon ab, in welchem Verhältnis Visitor und visitierte Pfarrgemeinde zueinander stehen. Ein Dekan, der mit dem Pfarrer befreundet ist, wird vermutlich etwas weniger streng urteilen als einer, der seinen Mitbruder partout nicht ausstehen kann. Was Professor Eberhard Schockenhoff am 16. September 2012 in Ehrenstetten über die Mitglieder der deutschen Bischofskonferenz gesagt haben soll, gilt in ähnlicher Weise auch für Pfarrer und Dekane: Das Wort „Mitbruder“ ist mitunter durchaus in der Bedeutung zu verstehen, die im politischen Tagesgeschäft dem Begriff „Parteifreund“ zukommt – wir kennen doch alle die Steigerungsformen Feind, Todfeind, Parteifreund?

Im Fall von Ehrenstetten kommt noch die Erschwernis hinzu, dass es erst mit der Errichtung der Pfarrkuratie im Jahr 1934 einigermaßen selbständig wurde und dass es somit erst seit den 1930er-Jahren separate Visitationsakten für Ehrenstetten gibt. Davor wurde es zusammen mit Kirchhofen visitiert und – wenn überhaupt – allenfalls am Rande erwähnt. Beispielsweise im Jahr 1907, zu einem Zeitpunkt also, als schon seit geraumer Zeit heftig über den Bau einer Kirche und die mögliche Gründung einer Pfarrei diskutiert worden war. Die Visitation fand am 20. und 21. August 1907 statt; Visitor war Dekan Joseph Hummel aus Ebnet. In seinem Bericht schrieb er unter Punkt 10, in dem er eine *Kurze Charakterisierung [...] des religiösen und sittlichen Zustandes der Pfarrei* geben sollte:

Die Gesinnung und Gesittung ist im Allgemeinen eine noch gut christliche und kirchliche; nur die Filialisten in Ehrenstetten haben bei den öffentlichen Wahlen nicht ganz tadellos sich gehalten.³⁴

Was war da vorgefallen? Mit Gewissheit sagen kann ich es leider nicht, aber ich kann ein paar – für mich plausibel scheinende – Vermutungen anstellen. Mit den im Visitationsbericht von 1907 genannten „öffentlichen Wahlen“ könnte die Reichstagswahl vom 25. Januar 1907 gemeint sein. Da hatten im Wahlkreis Lörrach-Müllheim, zu dem mit dem Amtsbezirk Staufen auch Kirchhofen und Ehrenstetten gehörten, die Nationalliberalen 40 Prozent der Stimmen

³⁴ EAF, B4/6016, Visitationsbericht vom 21. Oktober 1907.

erreicht, die Sozialdemokraten fast 18 Prozent und die katholische Zentrumspartei nur gut 32 Prozent. Bei der Stichwahl am 5. Februar 1907 erhielt der Kandidat der Nationalliberalen 54,4 Prozent und damit das Mandat, während der Zentrums kandidat auf 45,6 Prozent kam und leer ausging. Nun stellten zwar in diesem Wahlkreis die Katholiken und die Protestanten jeweils fast exakt die Hälfte der Wahlberechtigten, sodass die Niederlage der Zentrumspartei keine wirkliche Überraschung war. Aber offenbar hatten auch im zu über 95 Prozent katholischen Ehrenstetten andere Parteien als das Zentrum einen nennenswerten Stimmenanteil erreicht.

Welche Parteien dies waren, und auf wie viele Stimmen oder Prozent sich ihr Anteil belief, vermag ich nicht zu sagen, aber das spielt auch keine Rolle: Aus Sicht der katholischen Kirche war der Unterschied zwischen Nationalliberalen und Sozialdemokraten ungefähr so groß wie der zwischen Teufel und Beelzebub: Die Nationalliberalen, das war die „Kulturkampfpartei“, die vor allem in der Bildungspolitik Positionen vertrat, die für die katholische Kirche unannehmbar waren. Und die Sozialdemokraten waren aus Sicht der Kirche *gott- und kirchenfeindlich* und somit eine Partei, der *ein Katholik weder sich anschließen, noch [...] sie fördern darf*, wie es seinerzeit in einer amtlichen Handreichung für die Seelsorger hieß.³⁵

Auch im Erzbischöflichen Ordinariat witterte man Gefahr, hoffte aber, wie es im Visitationsbescheid vom 20. Februar 1908 hieß, auf baldige Rettung: *Die Pfarrei – gemeint ist Kirchhofen – zählt zu den kirchlich gesinnten Gemeinden mit Ausnahme des Filials Ehrenstetten, in welchem eine freiere Richtung sich geltend zu machen beginnt. Wir vertrauen, daß der Bau einer eigenen Kirche dazu dienen wird, das Glaubensbewusstsein wieder zu befestigen.*³⁶

Anscheinend ist diese Hoffnung des Ordinariats in Erfüllung gegangen, denn siebeneinhalb Jahre später konnte Ordinariatsassessor Dr. Adolf Rösch, der am 9./10. November 1915 die nächste Visitation vorgenommen hatte, in Bezug auf den religiösen und sittlichen Zustand der gesamten Pfarrei nur Gutes berichten: *Die ganze Pfarrgemeinde kann als eine religiös und sittlich gute bezeichnet werden, die treu am katholischen Glauben hängt. Der Empfang der heil[igen] Sakramente ist ein erfreulich zahlreicher.*³⁷

Darüber, ob dies weitere siebeneinhalb Jahre später, nach all den Querelen um die geplante und vorerst gescheiterte Pfarreierrichtung, immer noch so gewesen wäre, kann ich leider nichts sagen, denn die nächste Visitation gab es erst Mitte der 1930er-Jahre, unter dann völlig anderen Bedingungen.

³⁵ Verordnung vom 28. März 1919, ausdrücklich als „Nicht für die Presse bestimmt!“ bezeichnet.

³⁶ EAF, B4/6016, Visitationsbescheid vom 20. Februar 1908.

³⁷ Ebd., Visitationsbericht vom 15. November 1915.

Eine *Volksgemeinschaft im Kleinen.*

Der Breisgau-Geschichtsverein „Schau-ins-Land“ in der Zeit des Nationalsozialismus

Von
DARGLEFF JAHNKE

1. Einleitung

Betrachtet man die Geschichte des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“ in der NS-Zeit, kommt man nicht umhin, auch die Geschichte der Gesellschaft für Beförderung der Geschichtskunde – oder kurz Freiburger Geschichtsverein – zu behandeln. Denn traditionell wird der heutige Verein als die Vereinigung des Breisgauvereins „Schau-ins-land“ mit der Gesellschaft für Beförderung der Geschichtskunde gesehen. Die Umstände der Fusion lassen sich jedoch, auch nach Durchsicht aller Unterlagen in den Vereinsnachlässen im Stadtarchiv Freiburg, nicht vollständig klären. Es ist kein Dokument zu finden, welches den gewollten Zusammenschluss beider Vereine belegt. So bleiben nur die Aussagen der Zeitzeugen Karl Siegfried Bader und Berent Schwineköper, die von der Vereinigung berichten.¹ Es steht anhand der Vereinsunterlagen unzweifelhaft fest, dass sich 1947 zunächst nur der Breisgauverein „Schau-ins-Land“² neu gründete. Die frühesten Schriftstücke mit dem heutigen Vereinsnamen Breisgau-Geschichtsverein „Schau-ins-Land“ datieren übrigens erst aus dem Jahr 1953. Unter den Mitgliedern 1947 waren Namen vertreten, die auch in den Mitgliederlisten des Historischen Vereins zu finden sind, sodass man von einer personellen Union sprechen kann.

In dieser Darstellung wird davon abgesehen, beide Freiburger Geschichtsvereine getrennt zu betrachten. Vielmehr soll versucht werden, anhand einiger markanter Themenbereiche zu zeigen, wie ähnlich die Vereine in dieser schwierigen Zeit agierten. Bevor auf die konkrete Vereinsarbeit der beiden Vereine in der NS-Zeit eingegangen wird, folgt eine kurze Einführung in die Gründungsgeschichte und die Folgen der Machtübernahme der Nationalsozialisten für die Geschichtsvereine, insbesondere der badischen.

Die 1826 gegründete Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den Angrenzenden Landschaften³ zählte zu den ältesten Geschichtsvereinen Deutschlands.⁴ Ihre Aufgabe sah sie in der Unterstützung der histori-

¹ Vgl. KARL S. BADER: Seit 150 Jahren Freiburger- und Breisgau-Geschichtsverein, in: Schau-ins-Land 94/95 (1976/77), S. 5-10; BERENT SCHWINEKÖPER: Die Zeitschriften der beiden Freiburger historischen Vereine. Zum Geleit des 100. Bandes der Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins (Schau-ins-Land), in: Schau-ins-Land 100 (1981), S. V-XIII.

² Der Breisgauverein „Schau-ins-Land“ wird im Folgenden mit dem Namen „Breisgauverein“ oder BVS abgekürzt.

³ Im Artikel wird im Folgenden der ebenfalls genutzte und populärere Name „Historischer Verein“ oder abgekürzt HV verwendet.

⁴ In Baden ist nur die in Donaueschingen 1805 gegründete Gesellschaft der Freunde vaterländischer Geschichte und Naturgeschichte an den Quellen der Donau, der heutige Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar Donaueschingen, älter. Dieser Verein wird im Artikel in Folge kurz als Baarverein benannt.

schen Wissenschaften in der Stadt. Bei ihren Zusammenkünften sollten sich die Akademiker geistreich und freundschaftlich begegnen und austauschen können.⁵ In der Freiburger Öffentlichkeit fand die *Honoratiorenvereinigung mit etwas zu starkem akademischen Einschlag*⁶ nur wenige Anhänger. Ab 1835 ruhte die Vereinsarbeit aus unterschiedlichen Gründen, bis 1866 einige Gründungsmitglieder den Neuaufbau der Gesellschaft beschlossen; Anlass war eine Tagung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Freiburg. Damit einher ging die Öffnung der Gesellschaft: Man sah sich nicht mehr als abgeschlossenen exklusiven Zirkel, sondern wandte sich allen Interessierten *von praktischem Berufe*⁷ zu, die sich mit der Volkskunde und der Geschichte der Heimat befassen wollten.

1873 schlossen sich die Vereine Deutscher Alpenklub „Rothschroffele“ sowie der „Lestonia“⁸ auf einer Generalversammlung zum Breisgauverein „Schau-ins-Land“ (BVS) zusammen. Durch seine volkstümliche Art erhielt er viel Zuspruch in der Stadtbevölkerung. Im Mittelpunkt standen zunächst Wanderungen in der Umgebung, Vorträge und die Geselligkeit; zum gemeinsamen Austausch diente ein illustriertes Vereinsblatt. Der BVS lässt sich in der Gründungsphase noch nicht den Geschichtsvereinen zuordnen, sondern eher den geselligen Heimatvereinen, deren Mitglieder sich für Kultur und Geschichte interessierten. Man vertrat konservatorische Ziele, indem man sich zum Beispiel dem Erhalt der alten Freiburger Türme widmete oder sich der Burgenkunde verschrieb.⁹ Die Ausflüge zu den Burgen, in die Täler des Schwarzwalds, zum Kaiserstuhl oder in das Markgräflerland, waren selbst bei den gelehrten Dozenten beliebt. Diese schätzten nicht zuletzt die freie Sprache und Gemütlichkeit im BVS, wo sie nicht auf eine wissenschaftliche Ausdrucksweise zu achten hatten.¹⁰

Während sich der BVS vornehmlich der Heimatpflege und dem gemütlichen Zusammensein widmete, besaß der Historische Verein aufgrund der Nähe zur Freiburger Hochschule eine stärker wissenschaftliche Ausrichtung. Im HV wurde die Tätigkeit des BVS belächelt, die *Gaubrüder* mit Spott beladen. Vor allem die älteren Mitglieder trugen noch in den 1920er-Jahren traditionell ihre Kappen und Farben bei den Veranstaltungen, während die jüngeren diese Tradition nicht mehr fortführten. Mit Heinrich Finke (1855-1938) als Erstem Vorsitzenden ab 1900 setzte im Historischen Verein eine umfassende Werbetätigkeit ein. Es gab nun ebenfalls Ausflüge in die nähere Umgebung Freiburgs.¹¹ Zur Pflege der Heimatgeschichte wollte man enger mit dem BVS zusammenarbeiten. Doch konnten die Schwierigkeiten der beiden Vereine nicht überwunden werden, da der soziale Hintergrund der Mitglieder stark voneinander abwich.¹² Den Universitätsprofessoren und höheren Beamten im HV standen im BVS Freiburger Bürger, in

⁵ Vgl. zur frühen Geschichte PETER PAUL ALBERT: Hundert Jahre Freiburger Gesellschaft für Geschichtskunde. Ein Rückblick zum Gedächtnis des 27. Dezember 1826, Freiburg 1926, S. 17f.

⁶ BADER (wie Anm. 1), S. 8.

⁷ ALBERT (wie Anm. 5), S. 64.

⁸ Im „Rothschroffele“ widmete man sich der Pflege der Geselligkeit und des Humors und sah sich als Sammelpunkt für Gebirgswanderungen, in der „Lestonia“ der Pflege von Freundschaft und Poesie. Im frühen künstlerischen Ausdruck und der Geselligkeit knüpfte man zudem an den Freiburger Ableger der römischen Künstlergesellschaft Ponte Molle an. Auch in ihren Ritualen ähnelten sie sich. In der Anfangszeit des BVS sind studentische Umgangsformen, wie das Farben tragen und die Trinkgelage (das „Kneipen“), zu erkennen. Vgl. SCHWINEKÖPER (wie Anm. 1), S. IX.

⁹ Vgl. ebd., S. VIII.

¹⁰ Vgl. BADER (wie Anm. 1), S. 9.

¹¹ Vgl. ALBERT (wie Anm. 5), S. 84.

¹² Vgl. ebd., S. 89.

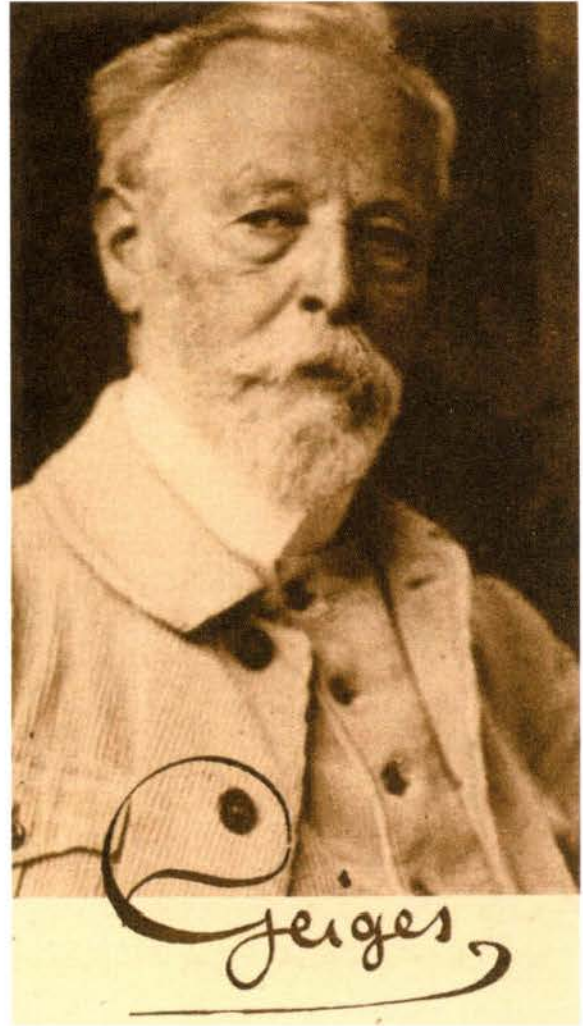


Abb. 1

Prof. Dr. Fritz Geiges, Gründer des Breisgauvereins „Schau-ins-Land“ (aus: Bilderschau der Freiburger Zeitung Nr. 49 v. 2.12.1933).

der Mehrzahl Kaufleute und Handwerksmeister mit künstlerischen Wurzeln, gegenüber.¹³ Auf persönlicher Ebene existierte eine starke Rivalität zwischen Fritz Geiges, Mitbegründer des BVS (Abb. 1), und Heinrich Finke auf der einen sowie Peter Paul Albert, Leiter des Stadtarchivs bis 1925, und seinem ehemaligen Mitarbeiter und Nachfolger als Direktor des Stadtarchivs Friedrich Hefele auf der anderen Seite.¹⁴ Die Konkurrenzsituation verschärfte sich bis Anfang der 1930er-Jahre, da beim BVS die Vorträge und Aufsätze eine wissenschaftlichere Ausprägung bekamen. Bekannte Historiker hatten weniger Probleme, sowohl im Breisgauverein als auch im Historischen Verein zu referieren. Dazu gehörte eine Vielzahl von Personen beiden Freiburger historischen Vereinigungen an oder brachten sich durch Vorträge oder Veröffentlichungen ein, wie zum Beispiel die beiden Vorsitzenden Hermann Mayer und Josef Sauer sowie Engelbert Krebs. Nach dem Ersten Weltkrieg war der wissenschaftliche Angleichungsprozess abgeschlossen, die

¹³ Vgl. BADER (wie Anm. 1), S. 9.

¹⁴ Hefele hatte seinem Vorgesetzten einige Verfehlungen nachweisen können und wurde daraufhin als Psychopath bezeichnet, während Finke weiterhin bedingungslos Albert unterstützte. Finke beleidigte Geiges damals, indem er diesen beim Versuch eines klärenden Gesprächs darauf hinwies, dass nur ausgebildete Historiker sich zu historischen Themen äußern dürften. Vgl. Stadtarchiv Freiburg (StadtAF), K1/11, Nr. 99, Gesprächsprotokoll Geiges, 10.11.1924.

Zeitschriften waren sich ebenbürtig.¹⁵ Zudem schwand der Einfluss der älteren Mitglieder wie Fritz Geiges, welche die früheren Unterschiede betont hatten. Geiges hatte sich spätestens mit der Herausgabe des großen Werkes des BVS „Der mittelalterliche Fensterschmuck des Freiburger Münsters“ mit dem Vorstand überworfen. Dabei ging es um die Finanzierung des Buches. Geiges wehrte sich gegen die Herausgabe in mehreren Bänden, doch in den Zeiten der Wirtschaftskrise konnte es nur verwirklicht werden, indem der Verein dafür vier Jahrgänge seiner Zeitschrift einplante und weil die Stadt, der Münsterbauverein sowie das Ehrenmitglied Heinrich Brenzinger unterstützend eingesprungen waren.¹⁶

In der Zeit des „Dritten Reiches“ ging die weitere Annäherung der Vereine weiter: Man veranstaltete mehrere Vorträge zusammen und die Vorstandsmitglieder des BVS waren alle auch im HV vertreten. Aufgrund der fehlenden Mitgliedslisten des BVS lässt sich nur belegen, dass Joseph Sauer ebenfalls im BVS aktiv als ordentliches Mitglied mitarbeitete. Doch noch immer existierten gewisse Animositäten, die auf der alten Konkurrenzsituation beruhten.¹⁷ Trotz der weitgehenden Übereinstimmung wurde der BVS bei auswärtigen Historikern in wissenschaftlicher Hinsicht weiterhin niedriger eingestuft: *Der Vortrag in Freiburg ging soweit [sic!] ganz gut vom Stapel, nur ist es natürlich sehr schwer, dem Schauinsland-Publikum eine nicht ganz leicht verdauliche Kost schmackhaft zu machen [...] Zur Vorsicht habe ich den Pressebericht in der Tagespost selbst gemacht, in dem dann das wichtigste kurz zusammengefasst ist.*¹⁸

2. Die nationalsozialistische Machtübernahme in Baden und Freiburg und ihre Auswirkungen

Nach den gewonnenen Reichstagswahlen vom 5. März 1933 wurde seitens der NSDAP und ihrer Gliederungen innerhalb kürzester Zeit die rechtsstaatliche Ordnung aufgehoben. In Baden wurde am 8. März der „Gauleiter“ der NSDAP Robert Wagner zum Reichskommissar eingesetzt.¹⁹ Noch im März 1933 rekrutierte Wagner eine 500 Mann starke, ihm loyale Hilfspolizeitruppe aus Mitgliedern von SA, SS und Stahlhelm, welche umfangreiche Verhaftungen oppositioneller Politiker vornahm.²⁰ Am 11. März wurde die verfassungsmäßige badische Regierung durch eine kommissarische, von NSDAP und DNVP getragen, abgelöst. Das erste „Gesetz zur Gleichschaltung der Länder“ vom 31. März ermächtigte die einzelnen Landesregierungen, unabhängig von den Landtagen, neue Gesetze zu erlassen. Der Machtwechsel in Freiburg spiegelte sich vor allem im Kampf um die Neubesetzung des Oberbürgermeisterpostens wider. Franz Kerber, der Schriftleiter des „Alemannen“ – des „Kampfblatts der Nationalsozialisten Oberbadens“ –,

¹⁵ Vgl. SCHWINEKÖPER (wie Anm. 1), S. Xf.

¹⁶ Vgl. StadtAF, K1/11, Nr. 88, o.D.

¹⁷ Zweimal hatte sich der ebenfalls in beiden Vereinen vertretene Karl Siegfried Bader für gewisse Formulierungen zu entschuldigen, weil er die unterschiedliche Geschichte der beiden Vereine nicht berücksichtigt hatte. Vgl. z.B. StadtAF, K 2/9, Kiste 4, Schaub an Bader, 4.3.1942 und ebd., Bader an Schaub, 5.3.1942.

¹⁸ Staatsarchiv Freiburg (StAF), U 203/1, Nr. 845, Wellmer an Büttner, 10.12.1938.

¹⁹ Dieser hatte bereits am Hitler-Putsch von 1923 teilgenommen und organisierte seit 1924 die Parteileitung im Südwesten.

²⁰ Vgl. ERNST OTTO BRÄUNCHE: NSDAP und die Wahlen in Südbaden, in: 1933. Machtergreifung in Freiburg und Südbaden, hg. von ERNST OTTO BRÄUNCHE u.a. (Stadt und Geschichte 4), Freiburg 1983, S. 32-34, hier S. 34; JENS PRELLWITZ: Der Mannheimer Altertumsverein im Nationalsozialismus, in: Mannheimer Geschichtsblätter NF 2 (1995), S. 406-460, hier S. 411.

betrieb eine kleine „Presseschlacht“ gegen den auch in der NSDAP und der gesamten Freiburger Bevölkerung beliebten Karl Bender. Trotz des allgemeinen Rückhalts, dessen dieser sich erfreute, bat er den Stadtrat am 9. April um einen sofortigen Erholungsurlaub, woraufhin Gauleiter Wagner Franz Kerber zum kommissarischen Oberbürgermeister einsetzte. Auf die Zerschlagung der Arbeiterbewegung, das Verbot einzelner Parteien und den Boykott jüdischer Geschäfte reagierte die Mehrheit der Freiburger Bevölkerung widerspruchslos, einige begrüßten die neuen Machthaber. Die Begeisterung wuchs auch bei zunächst distanzierenden Beobachtern nach einigen inszenierten Massenveranstaltungen wie 1. Mai-Kundgebungen, Fronleichnamsprozessionen oder den Feiern zum Geburtstag des Reichskanzlers Adolf Hitler.²¹

Nach der Machtübernahme versuchten die Nationalsozialisten ihren totalitären Staat rasch zu etablieren. Das geschah vor allem mithilfe der „Gleichschaltung“, die auf alle gesellschaftlichen Systeme angewendet werden sollte. Ziel war es, jeden einzelnen Bürger auf die nationalsozialistische Politik einzuschwören. Davon betroffen waren auch Vereine, Verbände und andere Organisationen. Die Gleichschaltungsmaßnahmen beinhalteten Satzungsänderungen oder die Angliederung an neue Reichs- und Parteiorganisationen. Für die Geschichtsvereine war bereits 1852 ein reichsweiter Dachverband gegründet worden, der Gesamtverein der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, welcher bisher jedoch nicht in das Vereinsleben eingegriffen hatte. Das änderte sich 1933, als der Berliner Professor Willy Hoppe²² zum neuen Vorsitzenden ernannt wurde. Er unterstellte in einem generellen Aufruf alle angegliederten Vereine dem „Führerprinzip“²³ und unterwarf die Vereinsarbeit rückhaltlos der nationalsozialistischen Führung: *Wir forschen nicht um des Forschens willen! Alles für Deutschland, nur für Deutschland, in dieser Gesinnung reihen wir uns ein in das Arbeitsheer, das an dem neuen Deutschland baut.*²⁴ Dem Gesamtverein waren auch die Freiburger Vereine angegliedert, der Aufruf rief jedoch keine schriftliche Reaktion der beiden hervor.

2.1. Das Geschichtsbild des Nationalsozialismus

Zunächst einmal ist festzuhalten, dass es keine von den Nationalsozialisten sanktionierte Geschichtsauffassung gab. Es bestanden vielmehr verschiedene, nebeneinanderher bestehende Vorstellungen. Im Weltbild Hitlers, dargelegt in seinem Buch „Mein Kampf“, spielten Lebensraum, Führertum und Rasse als permanent auftretende Begriffe eine besondere Rolle.²⁵ Geschichte bil-

²¹ Zur Machtübernahme in Freiburg vgl. z.B. THOMAS SCHNABEL: Die Gleichschaltung der kommunalen Verwaltung: Das Beispiel Freiburg, in: Machtergreifung (wie Anm. 20), S. 41-48, hier S. 42-44.

²² Hoppe war seit 1932 Parteigenosse und wies den typischen Lebenslauf eines nationalsozialistischen Aufstiegers auf. Bis 1933 galt er als wissenschaftlich zweitrangig, 1935 erhielt er eine Honorarprofessur und wurde zum Prorektor der Berliner Universität ernannt, von 1937 bis 1942 war er Rektor. Vgl. HELMUT HEIBER: Walter Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte 13), Stuttgart 1966, S. 242.

²³ Vgl. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 81 (1933), S. 197-199.

²⁴ Ebd., S. 91.

²⁵ Die Basis der nationalsozialistischen Weltanschauung wurde bereits vor dem Ersten Weltkrieg entwickelt und von Hitler übernommen und umgedeutet. Vgl. dazu auch z.B. KARL FERDINAND WERNER: Das NS-Geschichtsbild und die deutsche Geschichtswissenschaft, Stuttgart u.a. 1967, S. 9; GÜNTHER FRANZ: Das Geschichtsbild des Nationalsozialismus und die deutsche Geschichtswissenschaft, in: Geschichte und Geschichtsbewußtsein, hg. von OSWALD HAUSER, Göttingen/Zürich 1981, S. 91-111, hier S. 92; KARL-HEINZ DEBACHER: Regionales Geschichtsbewusstsein. Historische Vereine am Oberrhein unter besonderer Berücksichtigung des „Historischen Vereins für Mittelbaden“, Offenburg 1996, S. 235.

dete für ihn die Grundlage jeder Politik und sollte zum einen das eigene Handeln legitimieren, zum anderen der Propaganda gegen politische Feinde dienen; zentrale Begriffe waren die rassistisch geprägte Vorstellung von „Volkstum“ und „Volk“. Um die Deutungshoheit im historischen Bereich entbrannten unter verschiedenen Parteigliederungen und Regierungsorganisationen Kämpfe, die zu einem Kompetenzchaos führten und die Einigung auf ein einheitliches Geschichtsbild erschwerten.²⁶ Diese Konkurrenz war übrigens auch in vielen anderen gesellschaftlichen Bereichen existent. Mit dem Geschichtsbild Adolf Hitlers konkurrierten vor allem die von Alfred Rosenberg und Heinrich Himmler.

Rosenberg war der Beauftragte des „Führers“ für die weltanschauliche Schulung der Parteimitglieder und Leiter des „Kampfbunds für deutsche Kultur“. Er vertrat die rassistische Geschichtsauffassung und war antichristlich eingestellt. Besonders der katholische Universalismus war für ihn der ausgemachte Gegner seines „germanozentrischen Weltbilds“. Rosenberg räumte der Erforschung der Vorgeschichte eine zentrale Stellung ein, um ihre Bedeutung bis in die Gegenwart aufzuzeigen. In der Partei fanden seine Vorstellungen wenig Beachtung.²⁷

Bedeutender für die versuchte Durchsetzung eines grundlegenden nationalsozialistischen Geschichtsbilds war Heinrich Himmler und die von ihm 1935 gegründete „Forschungsgemeinschaft Deutsches Ahnenerbe“. Mit seinem Fokus auf germanischer Geschichte und Vorgeschichte trat er in direkte Konkurrenz zum „Amt Rosenberg“. Himmler vertrat die Auffassung, dass, wenn der Staat einen wissenschaftlichen Ausgangspunkt wünsche, dieser als Axiom zu gelten habe.²⁸ Dem hätte sich auch die historische Wissenschaft bedingungslos unterzuordnen.²⁹

Vonseiten der Historiker gab es gegen die Inanspruchnahme für rassistische Ziele selten offenen Widerspruch. Der bedeutende Freiburger Professor Theodor Mayer – damals Leiter des Alemannischen Instituts³⁰ und der Badischen Historischen Kommission und ordentliches Mitglied

²⁶ Vgl. URSULA WIGGERSHAUS-MÜLLER: Nationalsozialismus und Geschichtswissenschaft. Die Geschichte der Historischen Zeitschrift und des Historischen Jahrbuchs 1933-1945 (Studien zur Zeitgeschichte 17). Heidelberg 1989, S. 14.

²⁷ Vgl. ebd., S. 28f.

²⁸ Vgl. FRANZ (wie Anm. 25), S. 95f.

²⁹ Eine weitere konkurrierende Organisation, die sich im historischen Bereich engagierte, war das Reichsministerium für Erziehung, Bildung und Volksbildung. Es begründete das „Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands“ im Jahre 1935. Zum Präsidenten wurde Walter Frank ernannt, der auch gleichzeitig die 1936 in München gegründete „Forschungsabteilung Judenfrage“ leitete. Das Reichsinstitut löste die 1928 von Friedrich Meinecke gegründete „Historische Reichskommission“ ab und diente dazu, der nationalsozialistischen Regierung eine Rechtfertigung für ihre antijüdische Politik zu liefern. Die Wissenschaftler benutzten dabei pseudowissenschaftliches Material zur Erklärung des Antisemitismus. Zu den bekanntesten Mitgliedern gehörten die Rassenforscher Eugen Fischer, Hans F. K. Günther sowie Otmar Freiherr von Verschuer.

³⁰ Das Alemannische Institut sollte alle wissenschaftlichen Kräfte bündeln, die an der Landes- und Volksforschung im alemannisch-schwäbischen Raum, vor allem im Oberrheinland, tätig sind. Es arbeitete an den Schnittstellen von Badischer Historischer Kommission, Universität und Stadt Freiburg. So verwundert es nicht, dass es bei der personellen Besetzung und der wissenschaftlichen Ausrichtung dieser Schnittstelle immer wieder zu Auseinandersetzungen kam, was auch am besonderen Status des Instituts lag. Sowohl Theodor Mayer als auch Friedrich Metz, beides starke Persönlichkeiten, mussten sich als Leiter mit dem offiziellen Direktor, dem nationalsozialistischen Oberbürgermeister Franz Kerber auseinandersetzen. Dieser konnte die wissenschaftliche Souveränität nicht akzeptieren und versuchte das Institut gerne für seine Ideen des alemannischen Raums zu instrumentalisieren. Metz hatte zusätzlich Probleme mit dem neuen Rektor der Universität Freiburg, dem Mathematiker Wilhelm Süss, weil die Universität ein neues landeskundliches Institut gründen wollte, dessen Ausrichtung sich mit den Aufgaben des Alemannischen Instituts überschneide. Vgl. zur Geschichte des Alemannischen Instituts StadtAF,

im BVS – erklärte zum 50-jährigen Jubiläum der Kommission: *Der Nationalsozialismus hat die Stellung des einzelnen zu Volk und Staat von Grund auf neu bestimmt, er hat die autonomen Rechte des Individuums aufgehoben und sie nur als Funktion im Gesamtkörper des Volks anerkannt und als Pflichten geheiligt. Damit ist die Stellung der Wissenschaft gegeben.*³¹ Mayer kann hier als Beispiel für einen Historiker gelten, der sich dem Nationalsozialismus rasch anpasste und sogar historisch sinnstiftend dessen Eroberungsfeldzug legitimierte.³² Die Mehrheit der Historiker, die anfangs noch zur Mitarbeit bereit war, ging jedoch mit der Zeit auf Distanz zur Partei und zog sich in den ungefährdeten Bereich der Wissenschaft zurück.³³ Die kritischen Stimmen offenbarten sich nur selten und zeigten sich oft widersprüchlich, wie später noch anhand einiger Beispiele dargestellt werden soll.

2.2. Das Ringen der Geschichtsvereine um ihre Selbständigkeit

Für den Kulturbetrieb in Baden ab 1933 war die Person des neuen Ministers für Kultus und Unterricht, Otto Wacker,³⁴ entscheidend; in seinem Zuständigkeitsbereich lagen auch die Geschichts- und Heimatvereine. Sein besonderes Interesse galt der Geschichte des Oberrheins: Als Minister leitete er seit 1938 die Badische Historische Kommission, welche die Zusammenarbeit der an der Erforschung der Geschichte des Oberrheins beteiligten Institutionen bündeln sollte.³⁵ 1937 legte Wacker die Bedeutung der Geschichtsvereine für das nationalsozialistische System in einer Rede dar: *Der nationalsozialistische Staat weiß die Arbeit der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in besonderem Maße zu würdigen [...] Der dröhnende Schritt der Weltgeschichte muss sein Echo finden im Gang der historischen Geschehnisse der*

C4/X/19/10 sowie Franz Quarthal: Das Alemannische Institut von seiner Gründung bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs, in: Das Alemannische Institut. 75 Jahre grenzüberschreitende Kommunikation und Forschung (1931-2006), hg. vom Alemannischen Institut Freiburg (Veröffentlichung des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br. 75), Freiburg 2007, S. 47-96.

³¹ Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (ZGO) 95 (1943), S. m10. Auf Mayers Lebenslauf und seine Bedeutung für die Mediävistik wird später noch näher eingegangen.

³² Vgl. WIGGERSHAUS-MÜLLER (wie Anm. 26), S. 201.

³³ Das Verhalten der Historiker darf nicht isoliert für die Zeit des Nationalsozialismus betrachtet werden, sondern es müssen auch Dispositionen aus der Zeit davor herangezogen werden. Unter den Geschichtswissenschaftlern herrschte bereits vor 1933 eine antirepublikanische Stimmung; durch den Nationalsozialismus sahen sie die Kontinuität der deutschen Geschichte gewahrt. Vgl. ebd., S. 200.

³⁴ Nach dem Studium der Architektur, Germanistik, Philosophie, Kunst- und Literaturgeschichte, trat Wacker 1923 der NSDAP bei und gründete 1924 die getarnte Ortsgruppe Offenburg. Von 1928-1933 fungierte er als Hauptschriftleiter und Leiter der Presseabteilung des Gaus Baden. Von Januar 1937 bis zum Frühjahr 1939 übernahm er für eine kurze Zeit das Amt Wissenschaft im Reichsministerium Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung in Berlin. Vgl. PRELLWITZ (wie Anm. 20), S. 411; KARL STENZEL: Staatsminister Dr. Otto Wacker, in: ZGO 93 (1941), S. 276-278, hier S. 277.

³⁵ Die Badische Historische Kommission, ab 1941 in Oberrheinische Historische Kommission umbenannt, war dem Ministerium für Kultus und Unterricht unterstellt. Wacker erarbeitete 1934 neue Satzungen, in denen das Führerprinzip angewendet wurde, besetzte sie personell neu und richtete sie thematisch neu aus. Die Forschung war nicht weiter auf das Land Baden beschränkt, sondern hatte die Landschaft des Oberrheingebiets jenseits von Staatsgrenzen im Blick. In ihr sammelten sich nicht mehr alleine die historisch ausgerichteten Forscher, sondern es wurde ein interdisziplinärer Ansatz verfolgt. Vgl. OTTO WACKER: Ansprache (auf der Festsitzung der Badischen Historischen Kommission am 14. Dezember 1935), in: ZGO 88 (1936), S. 518-522, hier S. 520.

*Heimat [...] sind die Geschichts- und Altertumsvereine hierin die ersten Schrittmacher.*³⁶ Die hohe Bedeutung, die er den Vereinen beimaß, lag in seinem Selbstverständnis als Heimat- und Familienforscher begründet.³⁷

Nach der Machtübernahme konkurrierte eine Vielzahl von nationalsozialistischen Verbänden und Organisationen auf dem Gebiet der Kulturpflege. In der Praxis waren die Heimat- und Geschichtsvereine immer wieder deren Übernahmewünschen ausgesetzt, so dass die Vereinsverantwortlichen unsicher waren, wie sie sich dabei verhalten sollten, nicht zuletzt weil die Forderungen teilweise aggressiv und fordernd formuliert waren. Als „Gleichschaltungsmaßnahme“ war die Einordnung in überregionale Verbände von den Nationalsozialisten gewollt. Man versprach sich dadurch eine stärkere Kontrollmöglichkeit. Die Vereine fürchteten hingegen um ihre Eigen- und Selbstständigkeit. Bereits im Dezember 1933 gründete Otto Wacker deswegen die Arbeitsgemeinschaft der badischen Heimatvereine.³⁸ *Es erweist sich allmählich als völlig unerträglich, dass eine Mehrzahl von Verbänden auf kulturellem Gebiet eine mehr oder weniger ausgedehnte Wirksamkeit zu entfalten trachtet, ohne daß feste Zuständigkeitsabgrenzungen bestehen oder eingehalten werden.*³⁹ Wacker beabsichtigte mit der neu formierten Arbeitsgemeinschaft die Störungen reichsweiter Organisationen abzuwenden, da diese die Entfaltung des badischen Vereinslebens bedrohten. Der Arbeitsgemeinschaft traten insgesamt 21 Vereine bei. Der BVS und der HV schlossen sich am 30. Dezember 1933 an. Sauer bekundete für den HV: *Unser Verein [...] legt Zeugnis davon ab, dass er unablässig und mit Erfolg bemüht war, eine feste und klare nationale Linie in der Pflege der Heimatgeschichte und -kunde zu verfolgen. Dieser Tradition wird er auch auf dem Boden des neuen Staates treu bleiben.*⁴⁰ Im Gegenzug durften die Vereine selbstständig weiterarbeiten und wurden weiterhin finanziell von der badischen Regierung unterstützt.

Im Vorstand des Breisgauvereins befasste man sich am 13. Juli 1933 in einer Sitzung mit dem Thema Gleichschaltung. Als der damalige Gaugraf Prof. Hermann Mayer fragte, ob der Verein von der Gleichschaltung betroffen und was gegebenenfalls zu tun sei, antworteten der Universitätsdirektor Joseph Rest und Heinrich Brenzinger, dass man nicht von der Gleichschaltung betroffen sei, weil der Verein keine Standesinteressen vertrete.⁴¹ Der Diskussion vorausgegangen war die Ankündigung eines Gesetzes zur Aufrechterhaltung und Gründung politischer Vereine und Parteien zum 17. Juli 1933, welches diejenigen Vereine unterdrückte, die von den neuen Machthabern als politisch unzuverlässig eingeschätzt worden waren; es betraf die 21 badischen Heimat- und Geschichtsvereine jedoch nicht.⁴² In einem Schreiben an den Reichsminister des Innern vom April 1934 bestätigte Wacker, dass alle der Arbeitsgemeinschaft angeschlossenen Vereine gleichgeschaltet würden.⁴³ Damit hatte er vermutlich nur den Anschluss an seine Arbeitsgemeinschaft gemeint und nicht die Änderung der jeweiligen Vereinsstatuten. Sowohl für BVS als auch für den Historischen Verein liegen nämlich keine eindeutigen Nachweise vor, nach denen sie 1933 in irgendeiner Form auf den Beitritt zur Arbeitsgemeinschaft des Ministeriums reagiert hätten, sei es durch veränderte Satzungen oder sogenannte „Arierparagrafen“, die bei anderen historischen Vereinen zu belegen sind und „nicht-arische“ Mitglieder ausschlie-

³⁶ ZGO 89 (1937), S. III f., zitiert bei DEBACHER (wie Anm. 25), S. 221.

³⁷ Vgl. ebd., S. 219.

³⁸ Vgl. Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA), 235/6488, Wacker an die badischen Vereine, 18.12.1933.

³⁹ GLA, 235/6058, Wacker an Reichsminister des Innern, 11.4.1934.

⁴⁰ GLA, 235/6488, Sauer an Ministerium, 30.12.1933.

⁴¹ Vgl. StadtAF, K2/1/93, Protokollbuch 1910-1936.

⁴² Vgl. DEBACHER (wie Anm. 25), S. 214.

⁴³ Vgl. GLA, 235/6058, Wacker an Reichsminister des Innern, 11.4.1934.

ßen sollten.⁴⁴ Lediglich in einem vom Verein selbst geschriebenen Presseartikel zu einer Vereinsexkursion nach St. Märgen im Juli 1935 lässt sich ein Hinweis für den BVS finden. Der ansonsten immer als Gaugraf bezeichnete erste Vorsitzende Hermann Mayer wurde darin als *Vereinsführer* benannt, was die allgemein gebräuchliche Bezeichnung des ersten Vorsitzenden nach der „Gleichschaltung“ war.⁴⁵ Es wird aber nicht deutlich, ob der Begriff von der Redaktion der Zeitung womöglich erst nachträglich geändert wurde. Einen weiteren Hinweis auf das eingeführte „Führerprinzip“ beim Breisgauverein liefert Fritz Geiges, der aufgrund eines finanziellen Problems 1934 bemerkte, dass Hermann Mayer als Vorsitzender über das weitere Vorgehen ganz alleine entscheiden dürfe. Mayer wünschte jedoch eine Aussprache im kleinen Kreis.⁴⁶ Dieser Vorgang deutet darauf hin, dass das „Führerprinzip“ im BVS offiziell eingeführt worden sein könnte, jedoch in der Vereinspraxis keine Anwendung fand.

Die Versuche zur Angliederung der badischen Vereine an nationale Organisationen kamen vor allem vom „Kampfbund für deutsche Kultur“, der bereits 1929 von Alfred Rosenberg gegründet worden war, vom „Reichsbund für deutsche Vorgeschichte“⁴⁷ und vom „Reichsbund Volkstum und Heimat“ der unter dem Schutz des „Führerstellvertreters“ Rudolf Heß stand. Der „Reichsbund Volkstum und Heimat“ widmete sich der gesamten Volkstums- und Heimatarbeit mit dem Ziel alle Heimatverbände zu vereinen.⁴⁸ Zum „Landschaftsführer für Alemannen-Schwaben“ wurde der Freiburger Dichter Wilhelm Kotzde-Kottenrodt⁴⁹ eingesetzt, sein Schwiegersohn Hans Teichmann fungierte als Geschäftsführer. Mit teilweise rigorosen Druckmitteln und Drohungen versuchten sie, vor allem den Landesverein Badische Heimat einzugliedern.⁵⁰ Am 9. Januar 1936 forderte der „Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte“ den Historischen Verein auf, sich anzuschließen. Der Vorsitzende Joseph Sauer wies Schriftleiter Friedrich Schaub⁵¹ (1887-1957) an, das Anschreiben negativ zu beantworten. Er hatte *so wenig wie andere Vereine die Absicht, auf die Leimrute dieser Abonnementjagd für den Mannus* [Anm. d. Verfassers: die verbandseigene Zeitschrift] *und der Beitragssammlung zu kriechen.*⁵² Sauer stellt hier noch einmal ausdrücklich klar, dass der Historische Verein unter dem Schutz des Unterrichtsministeriums stünde und kein Verein für Früh- und Vorgeschichte sei.

⁴⁴ Der Hansische Geschichtsverein aus Lübeck ließ sich beispielsweise von der Aufnahme einer solchen Bestimmung aus Berlin mit dem Hinweis zitieren, Ende der 1930er-Jahre *judenfrei* zu sein. Vgl. HELMUT STUBBE DA LUZ: Lübecker Geschichtsvereine in der NS-Zeit – Die „Vergangenheitsbewältigung“ hat jetzt erst begonnen, in: <http://www.unser-luebeck.de/content/view/354/114/> (zuletzt aufgerufen: 28.06.2013).

⁴⁵ Vgl. Freiburger Tagespost, 3.7.1935.

⁴⁶ Vgl. StadtAF, K1/11, Nr. 88.

⁴⁷ Wacker empfahl einzelnen badischen Heimatvereinen der Arbeitsgemeinschaft, mit denen der Kampfbund Kontakt aufgenommen hatte, nicht beizutreten. Vgl. Debacher (wie Anm. 25), S. 220.

⁴⁸ Vgl. ebd., S. 218.

⁴⁹ Kottenrodt besuchte von 1886 bis 1893 das Realgymnasium in Nauen. Von 1899 bis 1907 war er Volksschullehrer, freier Schriftsteller und Publizist. 1918 zog er in den Schwarzwald, wo er Mitglied im *Deutschbund* wurde. Er war der Gründer der völkischen Jugendorganisation „Adler und Falken“ und nach dem Ersten Weltkrieg Führer der „Artamanen“. 1939 wurde er Mitarbeiter am Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben.

⁵⁰ Letztlich zeigte sich, dass die Aktionen des Reichsbund Volkstum und Heimat sogar nach damaligen Ansprüchen ungesetzlich waren. Bei der Überstellung des Reichsbunds in die Obhut des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda, Joseph Goebbels, im Februar 1935 verlangte dieser eine Aufstellung aller Transaktionen, um die betroffenen Vereine nachträglich zu entschädigen. Vgl. GLA, 235/6058 Reichsbund für Volkstum und Heimat, Wacker an Reichsminister des Innern, 11.4.1934.

⁵¹ Schaub war Gymnasiallehrer am Bertholdgymnasium.

⁵² StadtAF, K2/9, Kiste 4, Sauer an Schaub, 11.1.1936.

Nach Wackers Tod am 14. Februar 1940 übernahm ab Mai 1940 der Historiker Paul Schmitthenner (1884-1963) das badische Ministerium für Kultus und Unterricht. In den Beginn seiner Amtszeit fallen der Waffenstillstand von Compiègne vom 22. Juni 1940 und die damit verbundene Besetzung großer Teile Frankreichs. Das Elsass wurde der reichsdeutschen Zivilverwaltung unterstellt und mit dem „Gau Baden“ zum neuen „Gau Baden-Elsass“ zusammengeschlossen. Der „Gauleiter“ Robert Wagner betrieb als „Chef der Zivilverwaltung im Elsass“ eine gewaltsame „Germanisierungspolitik“, worunter auch die Wiederbelebung des Vereinswesens links des Rheins fiel. In diesem Zusammenhang wurde am 4. November 1941 der Verband der Oberrheinischen Geschichts- und Altertumsvereine mit Sitz in Straßburg gegründet. Zum Leiter wurde Karl Stenzel bestimmt, der seit 1939 Direktor des Generallandesarchivs Karlsruhe und kommissarischer Leiter des Archivwesens im Elsass war. Das war ein weiterer Versuch der Gleichschaltung, bei dem es zunächst darum ging, die 17 elsässischen Vereine, die sich mit der Geschichte von Land, Volk und Heimat und mit deren Überlieferungsgut befassten, wieder in den „Volkskörper“ einzugliedern.⁵³ Aus einem Aktenvermerk Robert Wagners vom Herbst 1940 wird jedoch deutlich, dass von vornherein geplant war, auch die badischen Vereine anzuschließen, sobald die „Gleichschaltung“ der elsässischen erfolgt wäre.⁵⁴ So leitete Stenzel ab Februar 1942 in Absprache mit dem eingesetzten „Stillhaltekommissar für das Organisationswesen im Elsass“, Franz Schmidt,⁵⁵ die Eingliederung der badischen Vereine ein. Nach der ersten Kontaktaufnahme zeigte er sich durchaus optimistisch, dass dies unproblematisch verlaufen werde, denn sowohl der Historische Verein für Mittelbaden als auch die Arbeitsgemeinschaft zur Pflege der Geschichte des Markgräflerlandes hatten ihre Mitarbeit erklärt. Angeblich hatten auch Karl Siegfried Bader als Vorsitzender des Baarvereins und Friedrich Hefe für den BVS ihre Zusammenarbeit signalisiert.⁵⁶ Diese Aussage erscheint jedoch fraglich, da Bader Stenzel am 29. März 1942 vor der Umorganisation der bisherigen Struktur warnte, denn auf badischem Boden existiere bereits die Oberrheinische Historische Kommission und die von Bader ins Leben gerufene Arbeitsgemeinschaft südwestdeutscher Geschichtsvereine, auf Reichsebene kam der Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine dazu.⁵⁷ Die Freiburger Geschichtsvereine hielten sich mit ihren offiziellen Kommentaren zunächst noch zurück, doch formierte sich hinter den Kulissen bereits der Widerstand gegen den neuen Verband. Daran änderten auch die Erklärungen des badischen Kultusministeriums, welche die Selbständigkeit sowohl der Vereine als auch der Arbeitsgemeinschaft der Südwestdeutschen Geschichtsvereine⁵⁸ in gleicher Weise wie in der bisherigen Arbeitsgemeinschaft der badischen Heimatvereine von Wacker zusicherten, nichts. Die kritischen badischen Heimat- und Geschichtsvereine sahen ihre

⁵³ Vgl. GLA, 235/5889, Satzung des Verbands.

⁵⁴ Vgl. ebd., Aktenvermerk des Chefs der Zivilverwaltung im Elsass, 30.9.1940.

⁵⁵ Die „Stillhaltekommissare“ waren für den Entzug und die Bewertung von Vermögen zuständig, das im Wesentlichen aus Grundstücken und Liegenschaften bestand. Vgl. CHRISTIAN KLÖSCH u.a.: Vereine im Nationalsozialismus. Vermögensentzug durch den Stillhaltekommissar für Vereine, Organisationen und Verbände und Aspekte der Restitution in Österreich nach 1945, Wien 2004, S. 44f.

⁵⁶ Vgl. GLA, 235/5889, Stenzel an Badisches Ministerium für Kultus und Unterricht, 17.3.1942; ebd., Verband der Oberrheinischen Geschichts- und Altertumsvereine an Badisches Ministerium für Kultus und Unterricht, 17.3.1942.

⁵⁷ Vgl. GÜNTHER REICHELT: Anpassung und Widerstand – der Baarverein zwischen 1932 und 1945, in: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar 48 (2005), S. 91-105, hier S. 102.

⁵⁸ Dem Ministerium schien dieser informelle Zusammenschluss, entstanden auf Initiative Baders, jedoch ein Dorn im Auge gewesen zu sein, da die mittel- und nordbadischen sowie die elsässischen Vereine nicht vertreten waren und die dort angeschlossenen Vereine dem staatlichen Einfluss weitgehend entzogen waren. Vgl. GLA, 235/5889, Stenzel an Badisches Ministerium für Kultus und Unterricht, 17.3.1942.

Eigenständigkeit durch die Verbandssatzungen gefährdet. Danach sollte der neue Verbandsleiter im Einvernehmen mit dem „Gauleiter“ der NSDAP und dem Vorsitzenden der Oberrheinischen Historischen Kommission eingesetzt werden, wodurch Schmitthenner die Vereine enger mit den Zielen der Partei und des Ministeriums verbinden wollte. Im Gegenzug sollten die verbandszugehörigen Vereine stärker als bisher finanziell gefördert werden. Dahinter stand gleichzeitig die Drohung an die nicht angepassten Vereine, die staatlichen Zuschüsse zu kürzen.⁵⁹

Als oppositionelle Vereine traten drei hervor: der Historische Verein Freiburg, der Breisgauverein und der Baarverein, die sich in ihrer Vorgehensweise absprachen. Dabei verschlossen sie sich offiziell zwar nicht dem neuen Verband, sie verzögerten mit ihren Einwänden gegen die Satzungen aber sowohl gezielt ihren Beitritt als auch die Arbeit des neuen Verbands; mal verwiesen die Vorsitzenden darauf, sich zunächst mit den Vereinsausschüssen oder der Mitgliederversammlung besprechen zu müssen, mal wollten sie sich mit anderen oberbadischen sowie mit dem Gesamtverein absprechen. Erst dann wollten sie ihre Antwort über einen Beitritt abgeben.⁶⁰ In ihrem Widerstand konnten sie sich sogar der Unterstützung durch den Gesamtverband sicher sein, der einen erzwungenen Zusammenschluss ablehnte.⁶¹ Joseph Ludolph Wohleb, der Geschäftsführer des BVS, war aufgrund seiner guten Verbindungen ins Elsass früh über die Pläne des Ministeriums informiert.⁶² Er kritisierte, dass die badischen Vereine erst dann informiert wurden, als der Verband mit fertigen Satzungen bereits gegründet worden war. Persönlich hielt er Stenzel vor, er hätte mit einem härteren Vorgehen des Ministeriums gedroht, um die Vereine zu einem schnelleren Beitritt zu bewegen. In einem persönlichen Schreiben an Ministerialdirektor Gärtner verdeutlichte Wohleb noch einmal die Forderungen der Geschichts- und Heimatvereine: *völlige Freiheit in der Vereinsführung und -gestaltung nach außen und innen, freie Verbandsbildung, freie und unmittelbare Zugehörigkeit zu Gesamtverein und Südwestdeutscher Arbeitsgemeinschaft*.⁶³

Angeichts dieses starken Widerstands blieb dem Ministerium nichts anderes übrig, als ein vermittelndes Treffen in Freiburg zu arrangieren. Ein Verband ohne die beiden Freiburger Geschichtsvereine sowie des Baarvereins erschien den Verantwortlichen damals nicht möglich, da alle drei in die Kategorie eins fielen: *Badische Geschichts- und Altertumsvereine, die unbedingt in den Verband aufgenommen werden müssen*.⁶⁴ Am 8. Juli 1942 fand tatsächlich eine Zusammenkunft statt, an dem Ministerialrat Karl Asal für das Ministerium, Joseph Sauer für den Historischen Verein, Friedrich Hefele und Joseph L. Wohleb für den BVS sowie die Historischen Lehrstuhlinhaber Gerhard Ritter, Clemens Bauer und Hans-Walter Klewitz teilnahmen. Der Wortführer Bader war zwar verhindert, doch er hatte einige Änderungsvorschläge für die Satzungen ausgearbeitet, welchen am Ende alle Beteiligten zustimmten. Den badischen Vereinen wurde darin erneut die volle Selbständigkeit bestätigt, sowie die beitragsfreie Mitgliedschaft

⁵⁹ Vgl. GLA, 235/5889, Verband der Oberrheinischen Geschichts- und Altertumsvereine an Schmitthenner, 13.4.1942.

⁶⁰ Vgl. ebd., Hefele an Verband der Oberrheinischen Geschichts- und Altertumsvereine, 29.4.1942; vgl. ebd., Antwort Baders, 9.5.42.

⁶¹ Vgl. Universitätsarchiv Freiburg (UAF), C 67/569, Hoppe an Bader, 3.5.1942.

⁶² Zu Wohlebs Biographie vgl. WOLFGANG STÜLPNAGEL: Joseph Ludolph Wohleb, in: *Badische Biographien NF 2*, hg. von BERND OTTNAD, Stuttgart 1987, S. 315f.

⁶³ GLA, 235/5889, Wohleb an Ministerialdirektor Gärtner, 1.6.1942.

⁶⁴ In diese Kategorie gehörten noch vier weitere Organisationen: Mannheimer Altertumsverein, Historischer Verein für Mittelbaden, Arbeitsgemeinschaft zur Pflege der Geschichte des Markgräfler Landes, Historischer Verein Altwertheim, Wertheim a. Main. Vgl. ebd., Anlage I: Übersicht über die badischen Geschichts- und Altertumsvereine, o.D.

und die Möglichkeit, Vereinsvertreter in einen Beirat zu entsenden.⁶⁵ Der Historische Verein ließ durch Sauer den vorläufigen Beitritt am 28. November 1942 verkünden, allerdings unter der Voraussetzung, dass die wichtigeren badischen Geschichtsvereine eine Vertretung im Verband hätten.⁶⁶ Diese im Freiburger Treffen vereinbarte Satzungsänderung war in der Ausfertigung ersatzlos gestrichen worden. Der BVS wies auf weitere Unstimmigkeiten in den Satzungen hin und bat um Änderungen.⁶⁷ Der erneuten Satzungsänderung vom 3. Juli 1943 mit allen Änderungswünschen der Vereine stimmten am Ende alle oppositionellen Vereine zu, sodass der BVS am 9. August 1943, der HV am 11. September 1943 und Baders Baarverein im Februar 1944 beitraten. Es war den Freiburger Geschichtsvereinen gelungen, ihren Beitritt über zwei Jahre hinauszuzögern und damit eine funktionierende Arbeit im Verband zu verhindern. Sie hatten dabei alle damaligen Möglichkeiten ausgenutzt, um sich dieser letzten Gleichschaltungsmaßnahme seitens der Regierung zu widersetzen. Wohleb bezeichnete den damaligen Kampf um die Selbständigkeit nachträglich als *Katz- und Mäusespiel, bei dem indes der Kater die Mäuschen nicht zu fassen bekam*.⁶⁸ Dieses Ringen kann dabei als gewonnen bezeichnet werden, zumal das baldige Ende der Vereinsarbeit durch die Kriegshandlungen nahe war. Es wurde dabei deutlich, dass die beiden Freiburger Geschichtsvereine bezüglich der öffentlichen Zuschüsse zwar Konkurrenten waren, doch dass sie eng zusammenrückten, sobald es galt, die gleichen Interessen zu verteidigen.

3. Die Auseinandersetzung mit den Nationalsozialisten: Zwischen Arrangement und Widerstand

Die gesamte Arbeit des Breisgauvereins konzentrierte sich im Jahre 1933 auf das 60-jährige Stiftungsfest, welches am 3. Dezember im Historischen Kaufhaus gefeiert wurde (Abb. 2). Es war gleichzeitig die Feier zum 80. Geburtstag des einzigen damals noch lebenden Mitbegründers und Ehrenmitglieds Fritz Geiges. Die schriftlichen Grußworte seitens badischer Prominenz aus Politik und Gesellschaft machen deutlich, dass der Verein tief in den bürgerlichen und adligen Kreisen verwurzelt war.⁶⁹ Eine Person fällt dabei besonders auf, nämlich die des im März 1933 abgetretenen ehemaligen Oberbürgermeisters Dr. Karl Bender, der sich zwischenzeitlich in Karlsruhe als Rechtsanwalt niedergelassen hatte und 1931 zum Ehrenmitglied des Vereins ernannt worden war.⁷⁰ Seine Präsenz ist insofern bemerkenswert, da bei der Veranstaltung ebenfalls der inzwischen amtierende Oberbürgermeister Dr. Franz Kerber anwesend war. In seiner Rede wies er den Verein darauf hin, *im Hinblick auf die Jugend, die ein neues Zeitalter hervorbringen*

⁶⁵ Der Ministerialrat Asal befürwortete intern statt der Satzungsänderungen lediglich Ausführungsbestimmungen zu den Satzungen, in der Ahnung, dass der „Stillhaltekommissar“ neuen Satzungen nicht zugestimmt hätte. Stenzel wollte den elsässischen Vereinen die neuen Zusicherungen nicht zukommen lassen. Vgl. ebd., Aktenvermerk Ministerium für Kultus und Unterricht, 17.7.1942; vgl. ebd., Stenzel an Schmitthenner, 7.8.1942.

⁶⁶ Vgl. ebd., Sauer an Minister des Kultus und Unterricht, 28.11.1942.

⁶⁷ Vgl. ebd., Hefele an Badisches Kultusministerium, 8.12.1942.

⁶⁸ StadtAF, K2/1/96, Wohleb an mehrere badische Geschichtsvereine, 8.9.1953. In diesem Schreiben beschwor Wohleb erneut die Einheitsfront der Geschichtsvereine, als es darum ging, die Gründung eines alemannisch-schwäbischen Dachverbands abzuwehren.

⁶⁹ Vgl. Freiburger Zeitung, 4.12.1933 (Abendausgabe).

⁷⁰ In den Quellen lässt sich kein Dokument finden, in dem ihm dieser Titel aberkannt worden wäre.



Breisgauverein „Schauinsland“

Festakt

anlässlich des 60-jährigen Stiftungsfestes des Breisgauvereins „Schauinsland“ und des 80. Geburtstages seines Gründers, Professor Dr. h. c. Fritz Geiges,
am 3. Dezember 1933 im Kaufhausaal

1. Bundeslied von Mozart
4-faches Quartett des Freiburger Männergesangsvereins
 2. Prolog
Verfaßt von Mady Koch, vorgetragen von Justizrat
Hermann Schweizer
 3. Begrüßung durch den Gaugrafen
Professor Dr. Hermann Mayer
 4. Ewig liebe Heimat von Breu
4-faches Quartett des Freiburger Männergesangsvereins
 5. Festrede von Universitätsprofessor Dr. Engelbert
Krebs
 6. Deutschlandlied } allgemeiner Gesang je 1 Strophe
Horst Wessellied }
-

Das gemeinschaftliche Mittagessen nach dem Festakt findet in der Gaststätte
„zum Fahnenberg“ statt

Buchdruckerei R. Rebbholz, Freiburg i. Br.

Abb. 2 Programm zum Festakt anlässlich des 60-jährigen Bestehens des Breisgauvereins „Schauinsland“ und des 80. Geburtstags von Fritz Geiges (StadtAF, K2/1 VIII/1).

will, weiterhin wertvolle Arbeit⁷¹ zu leisten. Dass der Verein durch eine solche volkstümliche und doch wissenschaftlich hochstehende Arbeitsweise gleichzeitig das Verständnis für das Gewordene und die Liebe zur Heimat gepflegt, und dadurch von allem Anfang an bereits die Ziele erfüllt hat, welche die heutige Regierung erklärt und pflegt, das kann dem Breisgauverein Schauinsland am heutigen Tage zur besonderen Freude und Ehre gereichen. [...] So hat der Breisgauverein Schauinsland, in diesem Ausmasse vielleicht als einziger in ganz Deutschland, in vorbildlicher Weise die Kulturaufgaben eines ganzen Teiles unseres deutschen Vaterlandes unterstützt und damit auch eine ausgesprochene vaterländische Pflicht erfüllt.⁷²

In den Festreden ist erkennbar, dass in der Zeit des Nationalsozialismus diverse Vorstellungen an die Geschichts- und Heimatvereine herangetragen wurden, in denen deutlich sichtbar das Verlangen nach besserer Kenntnis der Heimatgeschichte lebendig wurde.⁷³ Der BVS verstand sich bei der Gründung als eine unpolitische Vereinigung, was in den Vereinsstatuten ausdrücklich festgeschrieben war. In den ersten Satzungen wurde jede politische oder konfessionelle Äußerung noch mit einer Geldstrafe belegt. Berent Schweineköper behauptete, dass die Veränderungen der politischen Verhältnisse keine allzu tiefen Spuren im Breisgauverein hinterlassen hätten und auch das Niveau der Zeitschrift gehalten werden konnte.⁷⁴ Diese Aussagen müssen an dieser Stelle etwas spezifiziert werden. Klar ist, dass einerseits allein aufgrund der Neugründung 1947 das „Dritte Reich“ tatsächlich keine nachhaltigen Spuren hinterlassen hat. Doch andererseits ist bereits 1933 zu erkennen, dass die Geschichtsvereine sich schnell mit der neuen Regierung arrangierten. So ernannte der BVS den „Reichsstatthalter“ Robert Wagner zu seinem neuen Schirmherrn, da er – im Gegensatz etwa zum Landesverein Badische Heimat – nicht die persönliche Nähe zu den neuen politischen Machtzentren hatte.⁷⁵

In der Festrede des Universitätsprofessors Engelbert Krebs (1881-1950), Inhaber des Lehrstuhls für Dogmatik an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, spricht dieser die Erwartungen der neuen Machthaber an die Heimat- und Geschichtsvereine direkt an: *Denn heute, wo wir auf sechs Jahrzehnte seines Wirkens zurückschauen, heute wo das Volk die Kunde und Liebe der Heimat, die Pflege und Wahrung echten Volksbrauches neu zu schätzen und zu beleben sich müht, da danken wir Gaubrüder unserem lieben Breisgauverein von ganzem Herzen dafür; dass er uns diese Kenntnis und Liebe der Heimat und ihres Volkstums seit Jahren und Jahrzehnten in erfrischender Art und Weise ins Herz gesenkt, im Gemüte gehegt und gefördert hat.*⁷⁶ Es ist darin eine gewisse Aufbruchstimmung zu erkennen, da sich die eigentlichen Vereinsinhalte mit

⁷¹ Freiburger Tagespost, 5.12.1933. Ähnliche Worte wählte auch Leo Wohleb, der als Vertreter des Ministeriums für Justiz, Kultus und Unterricht anwesend war. Die Jugend müsse für den Heimatgedanken gewonnen werden. Deswegen sollten die Mitglieder aus den Stuben treten und die Jugend stärker ansprechen. Vgl. ebd.

⁷² StadtAF, K2/1 IV 7. Die Rede Kerbers findet sich in einer Korrespondenz zur Bibliothek des BGV von 1965/1966. Die Überführung der Bibliothek in die Räume des Stadtarchivs erfolgte 1930, wurde aber erst 1965 vertraglich fixiert, siehe Anm. 161.

⁷³ Freiburger Tagespost, 30.11.1933.

⁷⁴ Vgl. SCHWINEKÖPER (wie Anm. 1), S. XII.

⁷⁵ Sein ihm verliehener Wappenspruch, der von Robert Lais verfasst wurde, lautete: Des Wagners Wappenschild / Zierte zwar des Rades Bild, / Doch blieb von diesem Zeichen/ Dir nichts als ein paar Speichen./Ein seidenes Gewebe / Vereint die dünnen Stäbe / Zum Schutz von Kopf und Hut / Vor Himmels Wasserflut. / Der Schirm als Wappenzier / Vermeldet Pflichten Dir: / Im Schauinslandverein / Sollst Du Der / Schirmherr sein / Daß alten Freiburgs Art / Sinnvoll sich neuer paart!, StadtAF, K2/1 VIII 1.

⁷⁶ ENGELBERT KREBS: Wie uns der „Schau-ins-Land“ die Heimat schauen und lieben lehrte. Festvortrag zum 60. Geburtstag des Breisgauvereins Schau-ins-Land (3. Dezember 1933), in: Schau-ins-Land 61 (1934), S. 4-8, hier S. 4.

den Zielen der Nationalsozialisten überschritten, bei denen sich die traditionelle Heimatpflege zu einer alle Gesellschaftsebenen umfassenden Heimatbewegung wandelte.⁷⁷ Der BVS erwartete dabei einen neuen Schub für die eigene Entwicklung und eine höhere Anerkennung: *Als die Männer des Breisgauvereins Schau-ins-Land vor nunmehr sechs Jahrzehnten selbstlos eifrig an die Arbeit gingen, die Heimat zu erforschen und kennenzulernen, mögen sie auf ihrem Weg oft einem mitleidigen Lächeln begegnet sein. Wen scherte Heimat und Vaterland! [...] Es brauchte Jahre voller Unheil und Umwege, bis Deutschland sich wieder auf sich selbst besann. Heute verweist die Regierung den Volksgenossen mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit auf sein Vaterland im großen und kleinen. Sie hegt den Heimatgedanken und fördert die Heimatpflege als Voraussetzungen des Begriffes „Vaterland“ und weist dem Heimatschrifttum die ihm gebührende Vormachtstellung im Rahmen vaterländischen Bildungsgutes zu.*⁷⁸

Nur zu gerne stellte sich die Vereinsführung in die Dienste des nationalsozialistischen Staates. Um die Jugend für die Heimatkunde zu gewinnen, plante man die Herausgabe von heimatkundlichen Lesebogen für Schule und Volk für den Breisgau.⁷⁹ Es darf bei aller Kooperationsbereitschaft nicht vergessen werden, dass seitens der Vereine dahinter finanzielle Erwartungen standen, denn die Geschichtsvereine waren aufgrund ihrer kostspieligen Publikationen auf die Förderung durch öffentliche Stellen angewiesen. So bat Friedrich Hefele 1936, die *Arbeit in höherem Maß als in den letzten Jahren [...] zu fördern und uns die Möglichkeit zu gewähren, der Heimat mit den höchstmöglichen Mitteln zu dienen.*⁸⁰ *Bekanntlich ist der Breisgauverein Schauinsland im Gegensatz zur Gesellschaft zur Geschichtskunde, die sich fast ausschließlich aus Akademikern zusammensetzt, sehr stark in der Bürgerschaft verwurzelt. Bei seinen Versammlungen sitzt der einfache Handwerksmeister neben dem Universitätsprofessor; er ist eine Volksgemeinschaft im Kleinen* [Anm. d. Verfassers: im Original fett hervorgehoben].⁸¹ Die Antwort der Stadtverwaltung auf die Bitte um Erhöhung der Zuschüsse fiel negativ aus, da andere Aufgaben wie Wohnungsbeschaffung oder die allgemeine Fürsorge bei Weitem wichtiger eingeschätzt wurden. Es wurde eher eine Senkung in Betracht gezogen. In Würdigung der gemeinnützigen Arbeit sah man davon jedoch ab und wollte für die Zukunft eine gewisse Erhöhung prüfen.⁸² Im Jahre 1938 versuchte Hefele, die Popularität des Vereins durch den Beitritt des ehrenamtlichen Leiters des Badischen Armeemuseums „Deutsche Wehr am Oberrhein“, Oberst Blankenhorn, hervorzuheben.⁸³ Erneut erwähnte Hefele die gute Verwurzelung im *alemannischen Kulturraum*: Der Breisgauverein besaß Kontakte zu 17 schweizerischen und sechs elsässischen Vereinen, für den Fricktalisch-Badischen Verein betreute er die deutschen Mitglieder. Neben den bekannten Argumenten hob er dieses Mal die Arbeit des BVS gegenüber dem HV

⁷⁷ Vgl. KURT HOCHSTUHL: „Als wäre nichts geschehen ...?“ Der Landesverein Badische Heimat im Dritten Reich, in: *Badische Heimat* 3/2009, S. 370-384, hier S. 371.

⁷⁸ Bilderschau der Freiburger Zeitung Nr. 49, 2.12.1933. Die Bilderschau der Freiburger Zeitung hatte das 60. Jubiläum des BVS zum Sonderthema.

⁷⁹ Aus den Quellen wird nicht deutlich, was mit den Lesebögen bezweckt werden sollte und ob diese wirklich erschienen sind. Vgl. StadtAF, C4/IX/3/15, BSV an OB Kerber, 20.12.1936.

⁸⁰ Ebd., BSV an OB Kerber, 20.12.1936. Am Rand befindet sich ein handschriftlicher Vermerk über staatliche Zuschüsse, die früher 1.000 RM und 1936 lediglich noch 100 RM betragen.

⁸¹ Ebd., Hefele an OB Kerber, 30.12.1936.

⁸² Ein weiteres Gesuch des BVS wurde im Mai 1937 aufgrund der schwierigen Haushaltslage abschlägig beantwortet. Vgl. ebd., OB Kerber an BVS, 15.5.1937.

⁸³ Als Argument für die Erhöhung der Zuschüsse dürfte dies jedoch nicht förderlich gewesen sein, da Blankenhorn nämlich im April 1933 als Chef der badischen Polizei abgesetzt wurde, weil er sich gegen das Hissen der Hakenkreuzfahnen auf Karlsruher Dienstgebäuden gewehrt hatte.

hervor: Der BVS sei aktiver, publiziere mehr und leiste für die Stadt Freiburg die wichtigere Arbeit, erhalte jedoch den gleichen Zuschuss. Immerhin stockte die Stadt ihren Zuschuss um 100 RM auf 350 RM auf.⁸⁴

Aus der bisherigen Darstellung lässt sich erkennen, dass sich die Vereine offiziell der nationalsozialistischen Regierung angedient hatten, um daraus bestimmte Vorteile für sich zu erzielen. Damit standen sie nicht alleine. Es war angesichts der damals möglichen Konsequenzen nicht zu erwarten, dass sich die Vereine gegen das System stellten. Tiefergehende Aussagen wie z.B. zur Frage der Schuld der Freiburger Geschichtsvereine können daher nicht gemacht werden bzw. weitere Erkenntnisse lassen sich nur über Umwege gewinnen. Dazu richtet sich der Blick im Folgenden auf Äußerungen und Wirken der jeweiligen Vorstandsmitglieder, da sie die Repräsentanten der historischen Vereinigungen waren. Im Anschluss erfolgt somit eine kurze Analyse der individuellen Netzwerke der Vereinsverantwortlichen sowie des Umgangs mit Verfolgten des Nationalsozialismus durch die Vereine.

3.1. Der Breisgauverein „Schau-ins-Land“

Beim Breisgauverein gab es einen gewählten Vorstand, der aus dem Vorsitzenden oder Gaugrafen, seinen beiden Vertretern, dem zweiten und dritten Vorsitzenden, dem Kassenwart oder Säckelmeister, dem Schriftleiter – verantwortlich für die Herausgabe des „Schau-ins-Land“ –, sowie dem Verwalter, der als Geschäftsführer des Vereins fungierte, bestand. Dieser gewählte Vorstand wurde von einem erweiterten Vorstand in der Mitgliederversammlung ernannt, in der die ordentlichen Mitglieder saßen. Diese waren bei den Vorstandssitzungen anwesend und wurden vom eigentlichen Vorstand berufen, nachdem sie sich als einfache Mitglieder einige Jahre durch regelmäßige Anwesenheit und aktive Mitarbeit ausgewiesen hatten.⁸⁵ Nach dem Tod des Gaugrafen Hermann Mayer am 23. Oktober 1936, der seit 1925 den Vorsitz hatte, wurde Friedrich Hefele in der Vorstandssitzung am 11. November 1936 zu seinem Nachfolger sowie zum Schriftleiter gewählt. Ihm zur Seite standen als Stellvertreter der damalige Rechtsanwalt Karl Siegfried Bader, als geschäftsführender Vorsitzender der Hauptlehrer Joseph L. Wohleb, der jüngere Bruder Leo Wohlebs, und als Kassier Finanzobersekretär August Hagenbuch.⁸⁶ 1938 wurde die Satzung dahingehend geändert, dass nun auch fördernde Mitglieder aufgenommen wurden. Konkreter Anlass für diesen ungewöhnlichen Schritt war die Versetzung des Professors Theodor Mayer nach Marburg. Nur so konnte der renommierte Mayer weiterhin als Mitglied erhalten bleiben, denn die Mitgliedschaft war bisher an die lokale Anwesenheit gebunden.⁸⁷

Friedrich Hefele war seit 1925 Direktor des Stadtarchivs Freiburg und gehörte keiner NS-Organisation an, war aber seit 1934 Mitglied in der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt

⁸⁴ Vgl. dazu ebd., BVS an OB Kerber, 31.1.1938. Einige Monate später erreichte der hartnäckig agierende Hefele eine erneute Erhöhung um weitere 50 RM. Hefele strebte zwar eine Erhöhung der Zuwendungen an, aber ohne diejenigen des HV kürzen zu wollen. Die Stadtkämmerei erachtete dies jedoch als nicht möglich und kürzte den Zuschuss für den Historischen Verein entsprechend. Vgl. ebd., BVS an OB Kerber, 30.9.1938.

⁸⁵ Vgl. StadtAF, K2/1/93, Protokollbuch des Vorstands, Sitzung vom 11.11.1937. 1937 gab es beispielsweise 27 ordentliche Mitglieder. Traditionell bekam jeder von ihnen bei einem traditionellen Schäufeleessen ein eigenes Wappen mit einem Spruch verliehen, von denen ein kleiner Teil im Vereinsnachlass im Stadtarchiv noch erhalten ist. Vgl. StadtAF, K2/1 XI Nr. 18 und 20.

⁸⁶ StadtAF, K2/1/93, Sitzung vom 11.11.1936.

⁸⁷ Vgl. ebd., Sitzung vom 12.10.1938.

(NSV).⁸⁸ Aus seinen Äußerungen geht hervor, dass er sich selbst als Alemannen bezeichnete und der Heimat verbunden war,⁸⁹ sich aber nicht mit den nationalsozialistischen Ideen identifizierte. Aus mehreren Quellen ergibt sich das Bild eines Mannes, der in der NS-Zeit eigene Widerstandsformen entwickelte. Als dem Stadtarchiv der bei Oberbürgermeister Kerber in Ungnade gefallene Parteigenosse Karl Willy Straub zugeteilt wurde, scheute sich Hefeke nicht, diesen auf die Rituale im Stadtarchiv hinzuweisen. Man begrüße sich dort mit einem *Guten Morgen!* statt mit *Heil Hitler!* Hefeke ging mit dieser Maßregelung ein hohes Risiko ein, denn anfangs galt Straub als Spitzel. Erst in vertraulichen Gesprächen meinte Hefeke zu spüren, dass Straub mit der Zeit vom nationalsozialistischen Gehabe abrückte.⁹⁰ Das Beispiel Straub ist nicht das einzige für Hefekes Abneigung gegen das nationalsozialistische Vorgehen. So äußerte er sich gegenüber Bekannten: *Die Kriegsführung in Freiburg ist jetzt endlich auch vorbei, nachdem man freilich noch nach dem Münchner Abkommen von verschiedener Seite hören mußte (Hefeke), daß es unverantwortlich war, Deutschland so nahe an den Krieg heranzuführen, und daß es sicher nicht das Verdienst von Hitler war, daß dieser vermieden werden konnte.*⁹¹ Hefeke wird hier als Pazifist erkennbar,⁹² der sich im Bekanntenkreis nicht scheute, seine Kritik an Hitlers politischer Führung offen zu äußern. Dies hätte Hefeke in akute Bedrängnis bringen können, wäre diese Information in die falschen Hände geraten; nicht selten kamen andere für ähnliche Worte in KZ-Haft. Aufgrund seiner oppositionellen Haltung wurde Hefeke von November 1945 bis März 1947 zum Vorsitzenden des Untersuchungsausschuss der Stadtverwaltung Freiburg benannt.

Eine weitere charakteristische Figur im Vorstand bis 1936 war Heinrich Brenzinger als zweiter Vorsitzender. Als Vorstandsmitglied trat er selten in Erscheinung, was nicht zuletzt daran lag, dass er in unzähligen Vereinen und Organisationen vertreten und Inhaber einer der größten Freiburger Firmen, der Baufirma Brenzinger & Cie., war. Brenzinger setzte sich vor allem finanziell für den BVS ein. Der erste Geiges-Band über die mittelalterlichen Fenster des Münsters 1931 hätte in den Zeiten der Wirtschaftskrise ohne seinen Zuschuss nie erscheinen können. Zum BVS kam Brenzinger durch sein Hobby, der genealogischen Erforschung seiner Familie. In den alten Vereinsberichten ist er 1913 unter den einfachen Mitgliedern nachzuweisen, 1923 wurde er als ordentliches Mitglied aufgenommen.⁹³ Heinrich Brenzinger war eng mit Friedrich Hefeke befreundet. Nach dem Ersten Weltkrieg, als es darum ging, die vielen Flüchtlinge in der Stadt aufzunehmen, hatte Brenzinger Hefeke bewusst unter den vielen Anwärtern der Zwangseinzuquartierenden ausgewählt. Im Gegenzug half Hefeke Brenzinger bei der Erforschung der Familiengeschichte. Auch wenn Brenzinger bei der Entnazifizierung ab 1945 große Probleme mit seiner fördernden Mitgliedschaft in der „SS“ hatte, lässt er sich doch

⁸⁸ Vgl. StAF, D 180/2, Nr. 109263.

⁸⁹ Vgl. StAF, U 203/1, Allgemeine Korrespondenz A-Z, Hefeke an Wellmer, 1938.

⁹⁰ Vgl. StAF, T1 (Zugang 1976/0046), Nr. 11, Erklärung Hefeke, 23.5.1947.

⁹¹ StAF, U 203/1, Nr. 816, Mayer-Edenhausen an Wellmer, 7.10.1938. Mayer-Edenhausen war der Sohn von Professor Theodor Mayer, mit dem wiederum z.B. Bader befreundet war. Als Jurist mit historischem Interesse machte Mayer-Edenhausen 1938 eine Ausbildung in Baders Kanzlei; er starb am 29.5.1942 als Oberleutnant nach einer Verwundung bei Charkow.

⁹² Friedrich Hefeke bezeichnete sich 1945 selber als Pazifisten, er war bis 1933 Mitglied der deutschen Friedensgesellschaft und hatte gegen Hitler gestimmt. Vgl. StadtAF, B1/328, Nr. 6 (Chronik Hefeke), S. 45.

⁹³ Vgl. RENATE LIESSEM-BREINLINGER: Heinrich Brenzinger (1879-1960). Ingenieur, Unternehmer, Historiker. Biographie eines Freiburgers, in: Schau-ins-Land 109 (1990), S. 165-177, hier S. 170; vgl. ANDREA HAUSSMANN: Heinrich Brenzinger (1879-1960), Freiburg 1996, S. 83.

kaum als bekennender Nationalsozialist bezeichnen.⁹⁴ Im Gegenteil: Er hatte im direkten familiären Umfeld erfahren müssen, welche Auswirkungen die nationalsozialistische „Rassepolitik“ für seine Familie und ihn selber besaß. Heinrich Brenzinger war mit Annemarie Ganz verheiratet, die nach den Nürnberger Rassegesetzen von 1935 als „Mischling I. Grades“ eingestuft wurde.⁹⁵ Als die Familie im Jahre 1945 eine Ladung zur Gestapo erreichte und sie befürchten mussten, dass der Transport in ein Konzentrationslager unmittelbar bevorstand, nutzte Heinrich Brenzinger seine persönlichen Kontakte, um seine Frau zu beschützen. Er war eng befreundet mit dem Landeskommisär Paul Schwoerer und Hermann Eris Busse, der wiederum Duzfreund des badischen Innenministers Karl Pflaumer war, dem die badische Polizei unterstand und der dementsprechend für die Familie Brenzinger eintrat.⁹⁶ Brenzingers Ehe, an der er immer festhielt, wirkte sich negativ auf seine bis dato erfolgreiche Firma aus. Im „Stürmer“, dem antisemitischen Hetzblatt des Julius Streicher, wurde Heinrich Brenzinger als *jüdisch versippt* bezeichnet.⁹⁷ Bei öffentlichen Ausschreibungen wurde er nur noch selten berücksichtigt. Sein Vortrag im BVS „Fünfhundert Jahre einer Freiburger Bürgersfamilie“ im Mai 1934, der im „Alemannen“ kommentarlos angekündigt worden war, wurde im „Stürmer“ attackiert. Es wurde dazu aufgerufen, den Vortrag aufgrund Brenzingers Ehe mit einer „Jüdin“ zu boykottieren.⁹⁸ Weitere Probleme bekam er, weil er in seiner Firma von 1911 bis 1938 den jüdischen Diplomingenieur Ludwig Friedländer beschäftigte, den er bei seiner Emigration nach Indien und seinem späteren Wiedergutmachungsverfahren unterstützte.⁹⁹ Wie viele Zeitgenossen aus dem Bürgertum war Brenzinger einigen Ideen des Nationalsozialismus nicht grundsätzlich abgeneigt, besonders in der Anfangszeit des Regimes. So trat er dem Stahlhelm bei, dem Bund der Frontsoldaten, der 1933 in den NS-Frontkämpferbund eingegliedert und später in die SA-Reserve überführt wurde.¹⁰⁰ In Heinrich Brenzinger zeigt sich das Bild des Großbürgers, der privat als Mäzen und Patriarch auftrat. Der BVS hatte 1944 zum 65. Geburtstag Heinrich Brenzingers eine Festschrift vorbereitet, die aber wegen des Krieges nicht mehr veröffentlicht werden konnte. Es wurde nur ein maschinenschriftliches Exemplar überreicht.¹⁰¹ Der Breisgauverein scheute sich auch nicht, den öffentlich von den Nationalsozialisten bedrängten Heinrich Brenzinger zum Ehrenmitglied zu befördern.

⁹⁴ Im Mai 1933 wurde Brenzinger von Beamten des städtischen Tiefbauamts, mit denen seine Firma zu tun hatte, für die Gründung eines SS-Pioniersturms, in den alle Bauingenieure eintreten sollten, als förderndes Mitglied geworben; monatlich zahlte er 5 RM. Unter dem Zwang der damaligen Lage seiner Firma musste er zusagen, den Beitritt seiner Angestellten zu fördern. Vgl. StAF, D 180/2, Nr. 34471, Bestätigung von Brenzinger, 4.12.1945. Im Entnazifizierungsurteil wurde die fördernde Mitgliedschaft als gering bewertet und als Zwang der damaligen Zeit. Vgl. ebd., Urteil v. 9.3.1948. Im Oktober 1935 erklärte Brenzinger seinen Austritt.

⁹⁵ Ihr Onkel und ihre Tante wurden im Oktober 1944 in Auschwitz vergast, weitere fünf Mitglieder der Familie wählten den Freitod, ein Vetter emigrierte nach London. Vgl. ebd., Meldebogen, 25.11.1947.

⁹⁶ Vgl. HAUSSMANN (wie Anm. 93), S. 132f. Zu seinem weiteren Freundeskreis gehörten seit Kindertagen auch der Anthropologe Eugen Fischer und Hans Adolf Bühler. Bühler war Künstler und Besitzer der Burg Sponeck und gehörte dem völkisch gesinnten, antisemitischen Kampfbund für deutsche Kultur an. Als Direktor der Karlsruher Badischen Landeskunstschule ordnete er diese neu und entließ viele Professoren. 1933 organisierte er in Karlsruhe eine Ausstellung über „Entartete Kunst“.

⁹⁷ Vgl. StAF, D 180/2, Nr. 34471, Brenzinger an Staatskommissar Streng, 16.2.1947.

⁹⁸ Vgl. Stürmer Nr. 22, Mai 1934.

⁹⁹ Vgl. zur Unterstützung von Friedländer durch Heinrich Brenzinger die entsprechenden Faszikel im StadtAF, K1/108, Nr. 41.

¹⁰⁰ 1935 folgte sein Ausschluss. Vgl. StAF, D 180/2, Nr. 34471, Meldebogen, 25.11.1947.

¹⁰¹ Vgl. LIESSEM-BREINLINGER (wie Anm. 93), S. 171.

Sehr viel schwieriger ist Joseph Ludolph Wohlebs Lebenslauf im „Dritten Reich“ zu beurteilen, der verantwortliche Geschäftsführer des Vereins und jüngerer Bruder des späteren ersten badischen Ministerpräsidenten Leo Wohleb. Joseph L. Wohleb war seit 1930 Hauptlehrer an der Hansjakob-Schule in Freiburg und als Mitglied der DNVP dem konservativ-bürgerlichen Lager zuzurechnen. In der NS-Zeit gehörte er dem NSV und dem NS-Lehrerbund an, übte aber kein Amt aus und war auch kein Parteimitglied.¹⁰² Selbst der NSDAP gelang es nicht, ein einheitliches Urteil über ihn zu fällen. Einerseits wurde er als politisch zuverlässig eingestuft, da er regelmäßig an Schulungs- und Kameradschaftsabenden sowie an Versammlungen und Kundgebungen der Partei teilnahm, andererseits galt Wohleb als unpolitischer Mensch, für den die Partei nicht zu existieren schien und der der *Judenfrage* ablehnend gegenüberstand. So lautet das Gesamturteil 1943: *In charakterlicher und politischer Hinsicht bestehen keine Bedenken.*¹⁰³ Wohleb war Bezieher von NS-Presse, was aber angesichts seiner Aufgabe als verantwortlicher Geschäftsführer des BVS nicht ungewöhnlich ist. Seine wichtigste Bezugsperson war damals Karl Siegfried Bader, mit dem zusammen er ein gut funktionierendes Netzwerk knüpfte, worauf später noch näher eingegangen wird. Bader bezeichnete Joseph L. Wohleb als einen historischen Positivisten, der versuchte die historischen Quellen möglichst getreu wiederzugeben und *von einem wahren Feuereifer besessen* war.¹⁰⁴

Karl Siegfried Bader, ab 1936 zweiter Vorsitzender des BVS, besaß eine bewegte Biografie. Einer breiten Öffentlichkeit wurde er vor allem in der Nachkriegszeit als unnachgiebiger Generalstaatsanwalt Südbadens bekannt.¹⁰⁵ Seine Beamtenlaufbahn verlief zunächst geradlinig, bevor er 1933 als Assessor und Hilfsstaatsanwalt aus dem Staatsdienst entlassen wurde; Grund war seine Heirat mit der Wiener Jüdin Grete Weiß.¹⁰⁶ Er galt damit als „jüdisch versippt“ und war für die neuen Machthaber im Staatsdienst nicht mehr tragbar. Bader besaß anfangs keine eindeutige Haltung zum Nationalsozialismus und versuchte, diesem *eine gute Sache abzugewinnen*,¹⁰⁷ was seinen Beitritt in die NSDAP im Mai 1933¹⁰⁸ erklärt. Er gehörte damit zum Heer der „Märzgefallenen“, die versuchten, die Gunst der Stunde beim Wahlsieg der Partei zu nutzen und der NSDAP beitraten, um die eigene Karriere zu beschleunigen.¹⁰⁹ Seine Entlassung und die

¹⁰² Vgl. StAF, D 180/2, Nr. 3610, Fragebogen, 5.7.1945.

¹⁰³ Die Gutachten wurden für seine fördernde Mitgliedschaft in der Oberrheinischen Historischen Kommission sowie seine Teilnahme an der im September 1938 in Basel und Freiburg stattfindenden Tagung des Verbandes der deutschen Vereine für Volkskunde angefertigt. Vgl. ebd., Fragebogen zur politischen Beurteilung, 30.12.1943; vgl. ebd., Fragebogen zur politischen Beurteilung, 11.8.1938.

¹⁰⁴ KARL SIEGFRIED BADER: Über das Geschichtsbewußtsein Leo Wohlebs, in: Karl S. Bader, Schriften zur Landesgeschichte, hg. von HELMUT MAURER (Ausgewählte Schriften zur Rechts- und Landesgeschichte 3), Sigmaringen 1983, S. 716-722, hier S. 717.

¹⁰⁵ Er konfrontierte die Hauptverantwortlichen der „Euthanasie“ als einer der Wenigen mit der vollen Härte des Gesetzes, als diese andernorts bereits milder verfolgt wurden. Vgl. StadtAF, B1/389a, S. 71f.

¹⁰⁶ Die Heirat mit Grete Weiß bezeichnete er als *ganz Lustig, aber eben keine richtige Ehe*. Grete Weiß wurde 1941 deportiert. Vgl. KARL SIEGFRIED BADER, Erinnerungen an Donaueschingen, hg. von HELMUT MAURER, in: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar 49 (2006), S. 84-135, hier S. 110. Zu Bader als Anwalt vgl. ANGELA BORGSTEDT: Karl Siegfried Baders Anwaltstätigkeit in der NS-Diktatur, in: Schau-ins-Land 128 (2009), S. 171-182.

¹⁰⁷ StadtAF, B1/389a, S. 50.

¹⁰⁸ Laut Angaben in der Zentralkartei hatte er die Mitgliedsnummer 3145247. Für März 1934 findet sich der Hinweis auf seinen Austritt, bei dem es sich wahrscheinlich um einen Ausschluss handelte. Vgl. Bundesarchiv Berlin, NS-Zentralkartei, 31XX-A0045.

¹⁰⁹ Vgl. KURT HOCHSTUHL: Leo Wohleb. Pädagoge und Politiker, Leinfelden-Echterdingen 2009, S. 34.

Flucht seiner Frau zurück nach Wien bezeichnete er als persönliche Katastrophe.¹¹⁰ So eröffnete er am 1. Oktober 1933 aufgrund fehlender beruflicher Alternativen eine eigene Anwaltskanzlei in Freiburg. Zu seiner Klientel gehörten damals Verfolgte und Opfer des Nationalsozialismus, die ihn in engen Kontakt zu Dr. Gertrud Luckner brachten, mit der er bis 1940 zusammenarbeitete. Diese Fälle brachten ihm aber auch öffentliche Schmähungen durch das NS-Blatt „Der Führer“ ein.¹¹¹ In seiner wissenschaftlichen Arbeit wurde er jedoch offiziell nie behindert.

Bader widmete sich ab 1934 wieder verstärkt landesgeschichtlichen Studien, wobei er sich durch ein enormes Arbeitspensum auszeichnete, ein Charakteristikum seines Berufslebens.¹¹² Er lernte Professor Theodor Mayer und Friedrich Hefeke kennen. Als er 1937 Archivleiter des Fürstlich Fürstenbergischen Archivs in Donaueschingen wurde,¹¹³ steigerte das zum einen sein Ansehen und seinen Einfluss als Wissenschaftler,¹¹⁴ zum anderen führte es zu einer Verlagerung seiner Arbeitsschwerpunkte. Seine Tätigkeit als Anwalt gab er jedoch nie auf, da sie ihm ein gutes Einkommen und eine gewisse Unabhängigkeit sicherte.¹¹⁵ Bader sprach den historischen Vereinen eine hohe Bedeutung für die Erforschung und Darstellung der geschichtlichen Landschaft zu. Für ihn bildeten sie außerdem durch ihre freiwillige Mitarbeit einen Gegenpol zum nationalsozialistischen Organisationsverständnis.¹¹⁶ Dieses Verständnis steckte auch hinter der von ihm ins Leben gerufenen Arbeitsgemeinschaft südwestdeutscher Geschichtsvereine, womit ihm eine enge Vernetzung aller im Südwesten forschenden Historiker gelang.¹¹⁷ Bei seinen eigenen landesgeschichtlichen Forschungen setzte sich Bader für eine unabhängige Wissenschaft ein und kritisierte die Anpassung an die politischen Forderungen der Nationalsozialisten.¹¹⁸ In seiner Korrespondenz mit Wellmer spricht Bader an, dass er für die mittelalterliche Gemeindebildung in den Dörfern von der Rückführung auf das *germanische Wunschzeitalter abgekommen* sei,¹¹⁹ obwohl von den Historikern gefordert wurde, mittelalterliche Strukturen auf die Germanenzeit zurück zu führen.

¹¹⁰ Im Frühjahr 1936 wurde seine Ehe gerichtlich geschieden. Bader wollte es nicht früher, weil er nicht den Anschein erwecken wollte, als wolle er diesen Schritt aus Nützlichkeitsgründen tun. Vgl. StAF, Nr. 205472, Mayer an Ministerialrat Asal, 8.11.1936.

¹¹¹ Auch wenn Bader sich zu Lebzeiten dazu nie näher geäußert hatte, ging es bei der Zusammenarbeit um Hilfspläne für verfolgte Juden. Er war dafür mehrere Male in der Schweiz. Vgl. BORGSTEDT (wie Anm. 106), S. 177f.

¹¹² Er war Herausgeber mehrerer juristischer Zeitungen, seine Bibliografie in der Festschrift zum 60. Geburtstag listet 800 Aufsätze und Monografien auf. Neben dem Strafrecht lag sein Schwerpunkt auf der südwestdeutschen und schweizerischen Landesgeschichte.

¹¹³ Prinz Max zu Fürstenberg persönlich setzte sich für Bader ein, nachdem dieser 1935 bei einer Tagung der Badischen Historischen Kommission in Donaueschingen einen Vortrag zur Geschichte der Baargehalten hatte.

¹¹⁴ So bemühte sich Karl Stenzel, als Leiter des Generallandesarchivs Karlsruhe, Bader in die Badische Kommission zu holen, bevor ihn die Schwaben holen. Vgl. StAF, U 203/1 Allgemeine Korrespondenz A-Z, Wellmer an Mayer, 31.12.1939.

¹¹⁵ Vgl. StadtAF, B1/389a, S. 58.

¹¹⁶ Vgl. HELMUT MAURER: Karl S. Bader als Landeshistoriker. Eine Einführung, in: Karl S. Bader, Schriften zur Landesgeschichte, hg. von HELMUT MAURER (Ausgewählte Schriften zur Rechts- und Landesgeschichte 3). Sigmaringen 1983, S. 9-13, hier S. 13.

¹¹⁷ Im Kapitel 3.4. wird darauf näher eingegangen.

¹¹⁸ Vgl. WIGGERSHAUS-MÜLLER (wie Anm. 26), S. 261.

¹¹⁹ StAF, U 203/1, Allgemeine Korrespondenz A-Z, Bader an Wellmer, 1.4.1938. Wellmer datierte die Gründung der Markgenossenschaft im Vierdörferwald von Heimbach, Köndringen, Malterdingen und Mundingen ebenfalls in das Hochmittelalter und nicht in jene von Mythos und Mystik leicht umwobene germanische Zeit. Vgl. dazu auch KARL SIEGFRIED BADER: „Mehr Geistesgeschichte“: Gedanken und Versuche, in: Historisches Jahrbuch (HJb) 62-69 (1949), S. 89-108.

An dieser Stelle richtet sich der Blick auf das Gründungs- und Ehrenmitglied Fritz Geiges. Er gestaltete die Zeitschrift und veröffentlichte einige Aufsätze, wodurch er seine zeichnerischen Fähigkeiten einer größeren Öffentlichkeit präsentierte. Sein Stil prägte jahrzehntelang den „Schau-ins-Land“.¹²⁰ Die frühen Vereinssatzungen, die Geiges mit ausgearbeitet hatte, verboten jedwede politische und religiöse Äußerung. Deswegen erscheint es umso verwunderlicher, dass im „Schau-ins-Land“ von 1934 eine Vignette des Vereinssymbols mit dem Namenspatron „Schauinsland“, einem großväterlich wirkenden Berggeist mit wallendem Bart, erschien (Abb. 3). In seinem Stab weist er als Neuerung ein Hakenkreuz auf. Ähnliche Abbildungen des Patrons finden sich im Nachlass, in der Zeitschrift sowie an der östlichen Wand der Vereinsstube, doch weist keine die von den Nationalsozialisten verwendete Hakenkreuz-Runen auf. Wie ist diese Zeichnung einzuordnen?

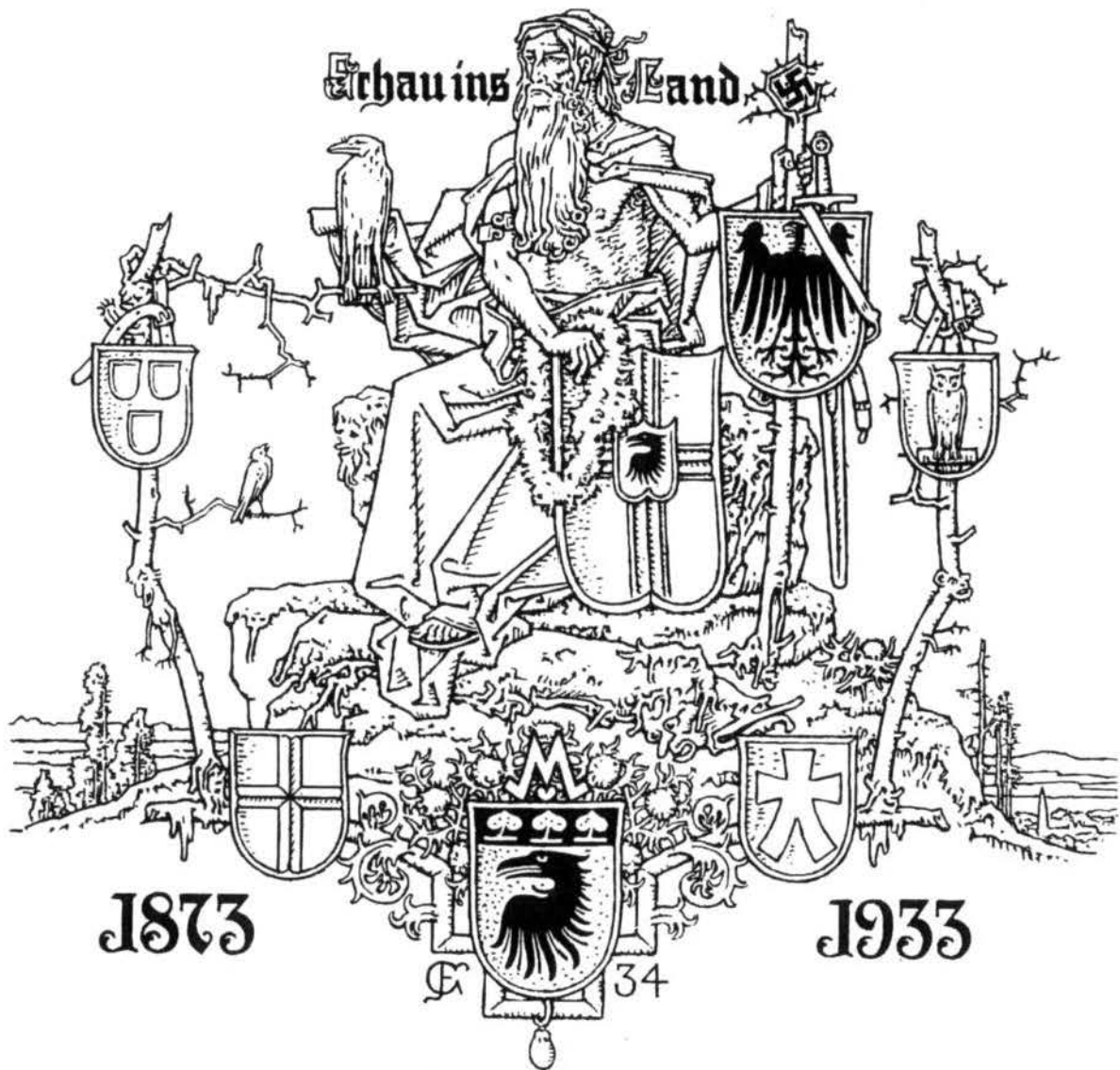


Abb. 3 Namenspatron „Schauinsland“ mit Hakenkreuz auf seinem Stab (aus: Schau-ins-Land 61 [1934], S. 3).

¹²⁰ In seiner Eigenschaft als Bühnenbildner und Festdekorateur war er auch verantwortlich für die Kostümausstattung der Mitglieder bei historischen Umzügen oder kleinen Theateraufführungen sowie die Dekoration der Vereinsstube im Historischen Kaufhaus Freiburg.

Fritz Geiges trug im „Dritten Reich“ nur noch wenig zur Vereinsarbeit bei und erschien nur noch selten zu den Vorträgen. Er wirkte, insbesondere nach der Herausgabe seines teuren Münsterfenster-Werkes, wie ein Relikt des Historismus im Verein, welcher sich seit einiger Zeit stärker wissenschaftlich ausgerichtet hatte. Engelbert Krebs charakterisierte Fritz Geiges in der Festrede von 1933 als einen zum Künstler geschulten Mann und nicht-zünftigen Historiker.¹²¹ Als Künstler verschloss sich Geiges neuen Kunstrichtungen, sein Stil stand in der Tradition mittelalterlicher Abbildungen. So waren seine Arbeiten für Kaiser Wilhelm II. durchdrungen von einer tiefen Kaiserentreue, die er bei der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 und dem Ende der republikanischen Phase, auf die neuen Machthaber übertrug.¹²² Das Hakenkreuz in der Publikation kann als ein Treuebekenntnis an die damaligen Machthaber interpretiert werden, ebenso wie seine Hetze gegen die „entartete Kunst“.¹²³ Ein weiteres Beispiel ist das Verfassen neuer Wappenverse für langjährige Mitglieder nach 1933 durch Fritz Geiges. Dabei fallen zwei auf, einmal der für Joseph L. Wohleb: *Ein reicher Industriearon, der Deinen Namen trug und dazu Heinrich war getauft, / hat einst den Holzschlag „in dem mose, also verre als er ofgemssen“ von der Stadt erkaufte. / Mehr denn 600 Jahr sind seit der Zeit vergangen und da im dritten Reich der Ahnenkult im Flor, / So haben wir das schöne aqu-arische* [Anm. d. Verfassers: im Original unterstrichen] *Schildbild, das er sich erkor, / Auch Dir verliehen. / Kannst Du feudalere Wappenzier verlangen? / Ob unser Lehensbrief genealogisch voll berechtigt, das zu / Ergründen, mußt Du Dich jedoch schon selbst bemühen.*¹²⁴ Der zweite war der für Georg Kraft: *Vivi noctuos docent. / Frohgemut geht er von dannen, / Trägt die Fibel in der Hand, / Die im Grab des Alemannen / Er einmal bei Mengen fand. / „Sie ist von besonderm Reiz, / Ist ein köstlich Beutestück, / Denn sie trägt das Hackenkreuz“ / Spricht er mit entzücktem Blick. / „Das beweist nun klipp und klar, / Daß Ihr Träger Arier war.“ / Und aus jedem Totenbaum / Tönt es brausend in den Raum: / „Hoch die deutsche Wissenschaft, / Heil unsrem Retter Georg Kraft!“*¹²⁵ Es bleibt unklar, warum Geiges zu diesem Zeitpunkt neue Wappenverse entworfen hatte, da sowohl Wohleb als auch Kraft bereits seit langen Jahren ordentliche Mitglieder waren und deshalb einen Wappenvers hatten. Auch dies erscheint nur durch eine besondere Motivation von Fritz Geiges zu Beginn der nationalsozialistischen Regierungszeit erklärbar. Es wird aber auch deutlich, dass andere Mitglieder nicht so euphorisch reagierten und die Vorschläge des Fritz Geiges ignorierten.¹²⁶

3.2. Der Historische Verein

Beim Historischen Verein gab es einen Gesamtvorstand, der seit 1933 aus dem ersten Vorsitzenden Joseph Sauer, dem zweiten Vorsitzenden Ernst Fabricius, dem Schriftführer und -leiter Friedrich Schaub, dem Vereinsrechner Adolf Poppen sowie den Beiräten bestand. Im Beirat waren einige arrivierte Freiburger Professoren vertreten, wie der Geologe Wilhelm Deecke, Philipp Funk¹²⁷,

¹²¹ Vgl. KREBS (wie Anm. 76), S. 7.

¹²² Vgl. DANIEL PARELLO: Von Helmle bis Geiges. Ein Jahrhundert historischer Glasmalerei in Freiburg (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg i.Br. 31), Freiburg 2000, S. 166.

¹²³ Vgl. ebd., S. 168f.

¹²⁴ StadtAF, K2/1 VIII (1).

¹²⁵ Ebd.

¹²⁶ An gleicher Stelle finden sich spätere, alternative Verse, die von Brenzinger und Lais stammen und keine Anspielung an die NS-Zeit mehr aufweisen. Für J. L. Wohleb wurde der von Brenzinger ausgewählt. Vgl. ebd.

¹²⁷ Funk hatte einen Konkordatslehrstuhl und war seit 1929 ordentlicher Professor der mittelalterlichen und neueren Geschichte. Er war Mitglied im BVS und starb 1937 unerwartet.

Hermann Heimpel¹²⁸, Wolfgang Michael, Gerhard Ritter und Hermann Mayer, der erste Vorsitzende des BVS bis 1936. 1937 erforderten der Tod und der Austritt einiger Mitglieder eine Neubesetzung des Vorstands.¹²⁹ Diesem gehörten nun Clemens Bauer und Hans-Walter Klewitz an.¹³⁰

Möchte man die Mitglieder des Historischen Vereins während der Zeit des Nationalsozialismus beurteilen, kommt man nicht umhin, sich mit der Freiburger Universität zu beschäftigen, denn alle Vorstandsmitglieder, mit Ausnahme des Bibliotheksdirektors Josef Rest, waren Dozenten der hiesigen Hochschule oder eines Gymnasiums. Die Universitäten im „Dritten Reich“ waren keinesfalls Orte des Widerstands. Die überwiegende Zahl der Hochschuldozenten entstammte aufgrund ihrer Sozialisation dem nationalkonservativen Milieu. Am Nationalsozialismus schätzten sie, aufgrund ihrer im Ersten Weltkrieg gewonnenen Erfahrungen, das Militärisch-Einheitliche.¹³¹ Auch die deutschen Historiker zeigten sich anfällig für die Lehren Hitlers und stimmten auf weiten Strecken mit den Auffassungen des NS-Geschichtsbildes überein, ob in völkischer oder rassistischer Richtung, in der Erhebung reiner Machtpolitik zum höchsten Bewertungsmaßstab oder im Traum vom „Reich der Deutschen“, das über andere Völker zu herrschen berufen sei.¹³² Trotzdem gelang es den Nationalsozialisten nicht, die traditionellen universitären Strukturen komplett zu beseitigen, und so blieben den Professoren gewisse Bereiche der Freiheit. Sie folgten den Vorstellungen der Nationalsozialisten, solange die eigenen wissenschaftlichen Interessen weiterhin verfolgt werden konnten; waren diese bedroht, verweigerten sie die Anpassung. Das führte zu einer Vielzahl von Verhaltensmustern, wofür Wiggershaus-Müller den Begriff der „partiellen Identität“ verwendet. Die Protagonisten übernahmen dabei nicht das Gesamtspektrum an nationalsozialistischen Ideen, sondern es bildeten sich Bereiche der Resistenz und der Zustimmung aus.¹³³

Da sich mit diesen allgemeinen Urteilen keine Aussagen für die Vereine treffen lassen, richtet sich der Blick auf Freiburger Historiker. Unter ihnen lassen sich einige festmachen, die den Nationalsozialisten gegenüber Widerspruch in unterschiedlicher Form leisteten. So warnte Friedrich Meinecke bereits früh vor den Gefahren des Nationalsozialismus für die Republik, insbesondere durch den Verlust der Freiheit der Persönlichkeit.¹³⁴ Nachdem Meinecke 1934 als Herausgeber der „Historischen Zeitschrift“ abgesetzt worden war, kündigte auch Gerhard Ritter, seit 1925 Ordinarius in Freiburg, als einer der wenigen konsequent seine Mitarbeit für die Zeitschrift, so lange bis der Ruf seines Lehrers wiederhergestellt worden sei.¹³⁵ Auf der anderen Seite der Widerständler standen die katholischen Professoren, zu deren bekanntestem Vertreter Heinrich Finke gehörte. Ihr wichtigstes Publikationsorgan war das „Historische Jahrbuch“, dessen Redaktion 1929 von München nach Freiburg verlegt worden war. Es bestanden enge Verbindungen zur Görres-Gesellschaft, bei der

¹²⁸ Heimpel (1901-1988) habilitierte 1927 bei Finke und Ritter und war von 1931 bis 1934 außerordentlicher Professor für Mittlere und Neuere Geschichte in Freiburg. Er galt als systemkonform.

¹²⁹ 1941 hatte der HV 141 Mitglieder.

¹³⁰ Sie ersetzten Alfred Poppen, der den Druck der Freiburger Zeitung abgeben musste, und den in den Ruhestand versetzten Engelbert Krebs; beide traten aus wirtschaftlichen Gründen aus. Vgl. StadtAF, K2/9, Kiste 4, Mitgliederwechsel. Bauer folgte Philipp Funk auf dem Konkordatslehrstuhl der mittelalterlichen und neueren Geschichte an der Universität Freiburg nach.

¹³¹ Vgl. BERND GRÜN: Das Rektorat in der Zeit des Nationalsozialismus 1933-1945, in: Freiburger Universitätsblätter 145 (1999), S. 15-45, hier S. 29.

¹³² Vgl. WERNER (wie Anm. 25), S. 69.

¹³³ Vgl. WIGGERSHAUS-MÜLLER (wie Anm. 26), S. 141.

¹³⁴ Seine Opposition beruhte v.a. auf innenpolitischen Fragen wie der Zerstörung des Rechtsstaats und dem Verlust geistiger Freiheiten. Vgl. ebd., S. 54f.

¹³⁵ Vgl. ebd., S. 240.

Finke einer der Präsidenten war.¹³⁶ 1933 war dieser noch bereit, *am Aufbau des Dritten Reiches durch Aufzeigung der christlichen Werte deutscher Geschichte mitzuarbeiten*.¹³⁷ Doch schon bald zeigte sich, dass der katholische Wissenschaftsbegriff mit dem nationalsozialistischen nichts gemeinsam hatte: Christentum und Kirchengeschichte sowie deren Fragestellungen überschritten sich kaum mit den NS-Ideologien. Für Finke war eine Anpassung an die neuen Machthaber ausgeschlossen.¹³⁸ Als die nationalsozialistische Führung die ersten Erfolge feierte, wie die Angliederung Österreichs oder des Sudetenlandes, und von einer Euphorie getragen wurde, gingen die Machthaber entschiedener gegen die katholische Kirche und deren Organisationen vor. Die Görres-Gesellschaft stand bereits länger unter besonderer Beobachtung, doch solange Heinrich Finke, der Inhaber der höchsten Auszeichnung des Deutschen Reiches, dem Adlerschild, am Leben war, ließ man sie in Ruhe. Die Zwangsauflösung der Görres-Gesellschaft erfolgte dann mit einigem Abstand zu Finkes Ableben am 11. Juni 1941 durch den Reichsminister des Innern.¹³⁹ 1942 wurde die Herausgabe des „Historischen Jahrbuchs“, zu dessen Mitarbeitergruppe auch Karl S. Bader gehörte, gemäß einer Verfügung der Reichspressekammer eingestellt.¹⁴⁰

Josef Sauer (1872-1949), Lehrstuhlinhaber für Christliche Archäologie an der Universität Freiburg, sprach noch am 6. April 1933 als damaliger Rektor der Universität dem amtierenden Freiburger Oberbürgermeister Bender das vollste Vertrauen aus, als dieser von der NSDAP stark bedrängt wurde.¹⁴¹ Bei der Umsetzung des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ und den damit ausgesprochenen Entlassungen von Dozenten empfahl er den Fakultäten, erst einmal abzuwarten.¹⁴² Er hoffte, dass die Hochschulreferenten und die Universitätsrektorenkonferenz sich damit klärend auseinandersetzen würden. Laut Johannes Vincke hatte Sauer an eine gemeinsame Protestaktion gedacht, weil er die Lehrfreiheit durch das Gesetz gefährdet sah.¹⁴³ Sauer stellte sich jedoch weder als Rektor noch als Dozent oder mehrfacher Vereinsvorsitzender offen gegen die Nationalsozialisten. Allerdings lassen sich Äußerungen finden, die seine innere Einstellung offenbaren: Er kritisierte die militärische Lösung der Sudetenfrage und äußerte sich erleichtert darüber, dass kein Krieg ausgebrochen war; entsetzt zeigte er sich über die Ausschreitungen während der Novemberpogrome 1938. Zu einer Sitzung des Historischen Vereins am 6. November 1938 notiert Sauer in sein Tagebuch, als Gerhard Ritter über die Judenverfolgungen und die Euthanasie-Aktion sprach: *Man schäme sich seines Deutschtums und fürchte sich vor der Zukunft*.¹⁴⁴ Diese Äußerung ist zudem ein Beispiel dafür, dass man sich im vertrauten Kreis durchaus kritisch damit auseinandersetzte. Sauer wurde am 10. November 1937 planmäßig emeritiert, führte jedoch seine Lehrtätigkeit weiter. Am 17. Oktober 1938 wurde der Lehrstuhl der Christlichen Archäologie an die Philosophische Fakultät überführt und im Juli 1943 aufgelöst.¹⁴⁵

¹³⁶ Vgl. ebd., S. 84.

¹³⁷ Jahresbericht der Görres-Gesellschaft 1934, S. 33.

¹³⁸ Vgl. WIGGERSHAUS-MÜLLER (wie Anm. 26), S. 90.

¹³⁹ Finke starb am 19.12.1938 in Freiburg. Vgl. ANSGAR FRENKEN: Heinrich Finke, der Nationalsozialismus und die Zwangsauflösung der Görres-Gesellschaft, in: HJb 118 (1998), S. 287-303, hier S. 294.

¹⁴⁰ Vgl. WIGGERSHAUS-MÜLLER (wie Anm. 26), S. 87 und 93.

¹⁴¹ Vgl. REMIGIUS BÄUMER: Die Theologische Fakultät Freiburg und das Dritte Reich, in: Freiburger Diözesan-Archiv 103 (1983), S. 265-289, hier S. 270.

¹⁴² Vgl. GRÜN (wie Anm. 131), S. 15f.

¹⁴³ Vgl. JOHANNES VINCKE: Joseph Sauer 1872-1949, in: Freiburger Professoren des 19. und 20. Jahrhunderts, hg. von JOHANNES VINCKE, Freiburg 1957, S. 109-140, hier S. 135.

¹⁴⁴ Vgl. ebd., S. 137f.

¹⁴⁵ Vgl. BÄUMER (wie Anm. 141), S. 287.

Eine weitere wichtige Person im Historischen Verein war Josef Rest (1884-1953), der bis 1936 als zweiter Vorsitzender ebenfalls im Vorstand des BVS und seit 1929 Direktor der Freiburger Universitätsbibliothek war. In dieser Funktion war er verantwortlich für die Umsetzung der Betretungsverbote der Universitätsbibliothek für jüdische Hochschullehrer.¹⁴⁶ Rest gehörte dem konservativen katholischen Bürgertum an und war von 1929 bis 1933 Mitglied der Zentrumspartei. Anfangs war er durchaus zur Zusammenarbeit mit den neuen Machthabern bereit: Zum 1. Mai 1937 wurde er in die NSDAP aufgenommen,¹⁴⁷ war Bezieher von NS-Presse, seit 1933 im NSV und ab 1935 Leutnant der Landwehr.¹⁴⁸ Langfristig setzte sich jedoch seine katholische Überzeugung durch. Den Parteiorganisationen fiel es schwer, Rest trotz seiner Parteizugehörigkeit politisch einzuschätzen. Als er 1939 in die Badische Historische Kommission berufen werden sollte – als einziger badischer Bibliotheksdirektor war er noch nicht aufgenommen –, lehnte der damals stellvertretende Direktor des Generallandesarchivs Karlsruhe, Arnold Paul Ruge, dies ab. Die Arbeit der Kommission leide bereits sehr unter den Einflüssen von Katholiken und es sei unerwünscht, diese Front noch weiter zu verstärken.¹⁴⁹ Es war bekannt, dass Rest neben seiner Mitgliedschaft in der Görres-Gesellschaft über gute Beziehungen zu streng katholischen Kreisen im Elsass verfügte¹⁵⁰ und deshalb mit Vorsicht zu betrachten war.¹⁵¹ *Er gilt allgemein als ein Mann, gegen den man nicht ankomme, weil er viel zu gerissen sei.*¹⁵² Als Bibliotheksleiter schreckte er nicht davor zurück, sich mit einem seiner Fachreferenten, Paul Weinacht, anzulegen, der als überzeugter Nationalsozialist galt. Rest versetzte diesen nach einigen Vorfällen an die Ausleihe.¹⁵³

Wie bei Josef Rest lässt sich auch bei Gerhard Ritter, später Angehöriger einer der Freiburger Kreise, eine anfängliche Begeisterung für die Ideen der Nationalsozialisten nachweisen. Er zeigte sich begeistert von einem „Großdeutschen Reich“ und stellte im Jahrbuch der Stadt Freiburg im Breisgau von 1938 die neuen Möglichkeiten für die Geschichtsforschung vor. Mit der Angliederung Österreichs und der Eingliederung Sudetendeutschlands sah er die deutschen Gegensätzlichkeiten verschwunden: Es war damit der *Weg frei gemacht für eine Geschichte des deutschen Volkes, in der dieses selbst, nicht die Ferienhäuser, als Subjekt erscheint.*¹⁵⁴ Und weiter: *Die Hoffnung [...], daß dereinst eine schönere Zukunft die jetzt von uns getrennten österreichischen Brüder zurück-*

¹⁴⁶ Vgl. KATHRIN CLAUSING: *Leben auf Abruf. Zur Geschichte der Freiburger Juden im Nationalsozialismus* (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg i.Br. 37), Freiburg 2004, S. 188.

¹⁴⁷ Seine Mitgliedsnummer lautete 4716228. Rest gehörte zur Ortsgruppe Herdern, wo er regelmäßig an Parteiveranstaltungen teilnahm. Sein Eintritt erfolgte vermutlich, nachdem ihm 1937 die Mitgliedschaft in der Historischen Kommission aufgrund fehlender Mitgliedschaften in NS-Organisationen verwehrt wurde. Vgl. StAF, D 180/2, Nr. 205472, Fragebogen zur politischen Beurteilung, 24.5.1939; vgl. ebd., Sicherheitsdienst des „Reichsführer-SS“ an NSDAP Gauleitung Baden, 13.4.1937.

¹⁴⁸ Vgl. ebd., Personalblatt der NSDAP Gau Baden, 11.11.1935; vgl. ebd., Fragebogen zur politischen Beurteilung, 24.5.1939.

¹⁴⁹ Vgl. ebd., Aktennotiz vom 26.5.1939.

¹⁵⁰ Rest unterhielt einen freundschaftlichen Kontakt zu Abbé Walter in Colmar sowie zum Schriftsteller Franz Schneller, der in katholischen Verlagen veröffentlichte und 1933 im KZ interniert wurde. Nach dem Krieg wurde Schneller Leiter der Freiburger Stadtbibliothek.

¹⁵¹ Vgl. ebd., NSD-Dozentenbund an Gaupersonalamt der NSDAP, 25.5.1939.

¹⁵² Ebd., Gesamtbericht des Sicherheitsdienst des „Reichsführer-SS“ (SD-Unterabschnitt Baden), 12.5.1939.

¹⁵³ Weinacht arbeitete nebenbei noch für den Alemannen und starb am 1. Mai 1945 im Felde. Vgl. ebd.; vgl. UAF, B 6, Nr. 322, Personalakte Paul Weinacht.

¹⁵⁴ GERHARD RITTER: *Freiburg als vorderösterreichische Stadt*, in: *Volkstum und Reich. Ein Buch vom Oberrhein*, hg. von FRANZ KERBER (Jahrbuch der Stadt Freiburg im Breisgau 2), Stuttgart 1938, S. 199-207, hier S. 199.

*führen möchte in ein großes und starkes Reich – diese Hoffnung ist heute erfüllt.*¹⁵⁵ Gerhard Ritter gehörte zu den über 500 Wissenschaftlern, die freiwillig in der „Arbeitsgemeinschaft für den Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften“ des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung und der „Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung“ mitarbeiteten.¹⁵⁶ Die Zustimmung schlug jedoch, wie bei vielen anderen Hochschullehrern, mit den Ausschreitungen gegen Juden und der Brandstiftung an den Synagogen während der Novemberpogrome um.¹⁵⁷ Er zog sich nicht wie Meinecke und andere Wissenschaftler in die innere Emigration zurück, auch wenn er z.B. jede öffentliche politische Äußerung vermied und nicht mehr in das Dozentenzimmer ging, bis er wusste, wem er trauen konnte.¹⁵⁸ Er schloss sich dem Widerstandskreis „Freiburger Konzil“ (auch bekannt als „Freiburger Kreis“) an, der durch die Volkswirtschaftler Constantin von Dietze und Adolf Lampe aufgrund der Erfahrungen der Freiburger Pogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 gegründet worden war. Weitere Mitglieder waren die Professoren Clemens Bauer, der Jurist Freiherr Marschall von Biberstein, der Nationalökonom Walter Eucken, der Physiker Gustav Mie und deren Frauen. Ritter wurde am 2. November 1944 von der Gestapo verhaftet und bis zum Ende des Krieges im Konzentrationslager Ravensbrück inhaftiert.

Hans-Walter Klewitz (1907-1943) wurde 1940 Extraordinarius auf dem Freiburger Lehrstuhl für mittlere und neuere Geschichte. Er trat am 1. Dezember 1936 der SA und 1937 der NSDAP bei, später gehörte er der „SS-Leibstandarte Adolf Hitler“ an. Am 15. März 1943 starb er an einer Lungenentzündung im Ausbildungslager Berlin-Lichterfelde.¹⁵⁹ Klewitz hinterließ in Freiburg aufgrund seiner kriegsbedingten langen Abwesenheitszeiten keine tieferen Spuren als Wissenschaftler.¹⁶⁰ Als Inhaber eines historischen Lehrstuhls war er gleichzeitig im Vorstand des Historischen Vereins, trat hier jedoch ebenfalls nicht in Erscheinung. Er war auch Mitglied des BVS.

Bei allen Verinsvorsitzenden fällt auf, dass sie anfangs noch bereit waren, am neuen NS-Staat mitzuarbeiten. Diese Bereitschaft ließ aber nachweisbar bei allen nach, sobald der diktatorische Staat das wahre Gesicht des Terrors offenbarte. Für die Historiker lässt sich festhalten, dass sich kaum einer vollständig mit den nationalsozialistischen Ideen identifizierte. Doch letztendlich legitimierte auch eine partielle Identität die NS-Politik.

¹⁵⁵ Ebd., S. 207.

¹⁵⁶ Vgl. FRANK RUTGER HAUSMANN: „Deutsche Geisteswissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg. Die Aktion „Ritterbusch“ (1940-1945) (Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 12), Heidelberg ³2007, S. 154.

¹⁵⁷ Als Beleg für sein Entsetzen sei ein Brief an seine Mutter vom 24.11.1938 genannt, abgedruckt in: Der „Freiburger Kreis“. Widerstand und Nachkriegsplanung 1933-1945, hg. von DAGMAR RÜBSAM und HANS SCHADEK (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg i.Br. 25), Freiburg 1990, S. 62.

¹⁵⁸ Der Dozentenbund galt bei den Professoren als mit Beobachtern des SD durchsetzt. Vgl. GERHARD RITTER: Die Universität Freiburg im Hitlerreich. Persönliche Eindrücke und Erfahrungen, in: Die Freiburger Philosophische Fakultät 1920-1960. Mitglieder – Strukturen – Vernetzungen, hg. von ECKHARD WIRBELAUER (Freiburger Beiträge zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte NF 1), München 2006, S. 769-802, hier S. 798.

¹⁵⁹ Klewitz hatte die Mitgliedsnummer 5034434. Vgl. zu seinem weiteren Lebenslauf: UAF, C 125/20, Lebenslauf von Klewitz. Zur Biografie siehe auch Andre Gutmann: Zwischen Barbarossa, Gauforschung und Wehrmachtsvorträgen – Hans-Walter Klewitz als Vertreter der Freiburger Mediävistik 1940-1943, in: ZGO 161 (2013), S. 377-426.

¹⁶⁰ Vgl. ANNE CHRISTINE NAGEL: Mittelalterliche Geschichte, in: Freiburger Philosophische Fakultät (wie Anm. 158), S. 387-410, hier S. 404.

3.3. Publikationen, Vorträge, Veranstaltungen und die öffentliche Darstellung

Die Publikationsorgane der Freiburger Geschichtsvereine, der „Schau-ins-Land“ und die „Zeitschrift des Freiburger Geschichtsvereins“ waren die wichtigsten Instrumente, um in der Öffentlichkeit wahrgenommen zu werden, und zwar weit über die Stadtgrenzen hinaus. Mithilfe der jeweiligen Tauschpartner standen die Vereine in Kontakt mit anderen Sozietäten. Die dafür eingehenden Zeitschriften wurden in Bibliotheken aufbewahrt.¹⁶¹

Die wissenschaftlich neutrale Sprache und der Inhalt der Beiträge in den Publikationen änderten sich in der NS-Zeit kaum. Die Aufsätze behandelten politisch unverfängliche, lokal- oder regionalgeschichtliche Themen. Selbst in den Rezensionen im „Schau-ins-Land“, welche ab 1937 unter der Rubrik „Heimatschrifttum“ erschienen, wurde die pseudo-wissenschaftliche Rasseforschung durch Nichtbeachtung umgangen.

Bei der öffentlichen Darstellung des BVS richtet sich der Blick in erster Linie auf die Presseartikel, welche meistens von Joseph L. Wohleb verfasst wurden.¹⁶² Es handelte sich um Ankündigungen für und Berichte von Vorträgen, des Weiteren um Exkursionsberichte oder Veröffentlichungen der Zeitschrift. Sie wurden in allen Freiburger Tageszeitungen veröffentlicht, wie der Freiburger Tagespost, der Freiburger Zeitung oder dem „Alemannen“. Bis zum Ende der 1930er-Jahre funktionierte die Zusammenarbeit gut. Erst im Winter 1938 beschwerte sich Wohleb, dass der „Alemanne“ noch keinen Beitrag veröffentlicht hatte, wohinter er neue Leute in der Redaktion vermutete, die geschichtliche Themen nicht interessierten.¹⁶³ Es zeigt jedoch auch, dass die Vereine, die öffentliche Gelder bezogen und versuchten eine breitere Öffentlichkeit zu erreichen, stärker auf den „Alemannen“ angewiesen waren. Das Blatt war seit 1933 die auflagenstärkste Freiburger Tageszeitung¹⁶⁴ und verdrängte die bürgerlichen Blätter in Freiburg immer weiter.¹⁶⁵

Der Breisgauverein versuchte ab 1933 ganz bewusst die eigene „Propaganda“ zu steigern. In der Vorstandssitzung vom 2. Juli 1934 wurde festgelegt, verstärkt die gebildeteren Kreise in der Freiburger Bürgerschaft anzusprechen, die man als relevante Gruppe für den Verein ausgemacht hatte und bei der man damals zu unbekannt war. Weil außerdem die Mitgliederzahlen sanken¹⁶⁶

¹⁶¹ Die Bibliothek des BVS war seit 1902 in einem Raum des Stadtarchivs untergebracht. 1913 wurde die Unterbringung an einem anderen Ort mit mehr Platz vorbereitet. Die Bücher wurden an die Stadt Freiburg übergeben und in der Volksbibliothek untergebracht. Seit 1930 befindet sich die Vereinsbibliothek wieder im Stadtarchiv. Der Übergabevertrag dafür wurde erst 1965 abgeschlossen. Vgl. StadtAF, K2/1 IV 7. Die Bibliothek des HV wurde in die Universitätsbibliothek integriert.

¹⁶² Eine große Anzahl findet sich im Vereinsnachlass, vor allem in StadtAF, K2/1, Nr. 73 und 79.

¹⁶³ Vgl. StAF, U 203/1, Nr. 845, Wohleb an Wellmer, 21.12.1938.

¹⁶⁴ Im Januar 1934 wurde der „Alemanne“ zum amtlichen Verkündigungsblatt der Stadtverwaltung.

¹⁶⁵ Im Oktober 1935 wurden die beiden Verleger der Freiburger Zeitung, Adolf Poppen und Max Ortman, aus der Reichspressekammer ausgeschlossen. Ihre Verlagsrechte mussten sie an die parteieigene Vera Verlagsanstalt GmbH in Berlin verkaufen, die Freiburger Zeitung war damit gleichgeschaltet. Am 29. Juni 1943 musste die Freiburger Zeitung aus kriegswirtschaftlichen Gründen schließen. Die Freiburger Tagespost stellte ihre Produktion bereits 1940 ein. Vgl. THOMAS SCHNABEL: Freiburger Pressekampf zu Beginn des Dritten Reiches (Teil 2), in: Freiburger Almanach 38 (1987), S. 63-67, hier S. 63.

¹⁶⁶ Bis 1936 ging die Zahl der Mitglieder im BVS stark zurück. Aus einer handschriftlichen Notiz der Stadtverwaltung geht hervor, dass sie von 500 um 1930 auf mittlerweile 300 1933 gesunken war. Man sah die Existenz des Vereins zu dieser Zeit ernstlich gefährdet, die Verluste durch verstorbene Mitglieder seien kaum noch kompensierbar. Deswegen versuchte man höhere Zuschüsse zu bekommen, an Expansion war nicht mehr zu denken. Vgl. StadtAF, C4/IX/3/15, BVS an OB Kerber, 20.12.1936; vgl. ebd., Hefele an OB Kerber, 30.12.1936. Ähnliches gilt für den HV. Dort sank die Zahl der Mitglieder von 1930 bis

und die hiesigen Mitglieder die Vorträge zu unregelmäßig besuchten,¹⁶⁷ wollte man die Vorträge, zu denen bisher nur die Mitglieder zugelassen waren, allen Interessierten öffnen. Dieses Ereignis ist insofern relevant, da sich nun der BVS von einem eher geschlossenen Club zu einem offenen Verein veränderte.¹⁶⁸

In den Presseartikeln finden sich wenige Beispiele, bei denen versucht wurde, sich dem damaligen nationalsozialistischen Vokabular anzugleichen. Dabei ist zu beachten, dass es sich bei den Artikeln immer um eine bewusste Öffentlichkeitsarbeit handelt, die sich der aktuellen Sprache anpasste. Als Beispiel dafür sei die Ankündigung zu Heinrich Brenzingers Vortrag *500 Jahre einer Freiburger Bürgerfamilie*, den der BVS im Februar 1934 zusammen mit dem Landesverein Badische Heimat organisierte, erwähnt. Darin wurde die Familiengeschichte als *Völker- und Einzelschicksal*¹⁶⁹ bezeichnet. Als Nachweis, dass von Wohleb bewusst eine „völkische“ Sprache gewählt wurde, dient ein unveröffentlichter Pressebericht zum Vortrag *Die Erschließung des Schwarzwaldes im Hochmittelalter* von Prof. Theodor Mayer: *Der Vortragende zeigte durch seine Ausführungen, daß die Geschichte des deutschen Volkes nur bei richtiger Verbindung mit der Geschichte des Landes verstanden werden kann [...] Der Landeskunde kommt folgedessen eine große Bedeutung zu, ja sie bildet eine unerläßliche Voraussetzung für die Erkenntnis der Schicksale des deutschen Volkes überhaupt* [Anm. d. Verfassers: im Original unterstrichen].¹⁷⁰

Geringen Niederschlag in den Publikationen und Vorträgen fand die damalige sogenannte „Germanenkonjunktur“. Damit wurde die deutsche Begeisterung für alles Nordische und Germanische bezeichnet, welche bereits in der Kaiserzeit zu beobachten war und unter den Nationalsozialisten mit dem germanozentrischen Weltbild ihren Höhepunkt fand. Dabei hatte Otto Wacker in seiner Rede zum Jubiläum der Badischen Historischen Kommission 1935 die regionalgeschichtlichen Forscher dazu aufgerufen, die geschichtliche und kulturelle Einheit des Oberrheingebiets darzustellen.¹⁷¹ Die völkisch-rassische Zusammengehörigkeit der Alemannen beiderseits des Rheins sollte zum einen den historischen Reichsgedanken belegen, zum anderen die Forderung nach Beseitigung des Versailler Vertrags und mögliche Annexionsbestrebungen gegenüber Elsass-Lothringen legitimieren.¹⁷² Bis 1933 hatten sich nur wenige Forscher der Vorgeschichte gewidmet. Nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten änderte sich das schnell: In Freiburg sei vor allem Georg Kraft, Leiter des Museums für Urgeschichte, erwähnt.¹⁷³ Ein

1933 von etwa 250 auf 220 Mitglieder. Vgl. zu den Zahlen Minerva. Jahrbuch der gelehrten Welt, hg. von GERHARD LÜDTKE, Bd. 30, 1. Abteilung, 1930, S. 881f. und Bd. 31, 1. Abteilung, 1933, S. 622f.

¹⁶⁷ Vgl. 37. Vereinsbericht, in: Schau-ins-Land 61 (1934), S. 103. In den Anfangsjahren wurde das unentschuldigte Fernbleiben der Mitglieder von den Vereinssitzungen übrigens noch mit einer Geldstrafe belegt. Vgl. Vereinssatzung, in: Schau-ins-Land 1 (1873/74), o.S.

¹⁶⁸ Anscheinend hatte das einen gewissen Erfolg, denn ab 1936 hatte der Verein wieder positive Wachstumswahlen zu vermelden. Vgl. StadtAF, K2/1/93, Protokollbuch des Vorstands, hier: Sitzung vom 2.7.1934.

¹⁶⁹ Freiburger Zeitung, 28.2.1934.

¹⁷⁰ Vgl. StadtAF, K2/1/79, Berichte 1.

¹⁷¹ Vgl. Bericht über die Festsitzung der Badischen Historischen Kommission am 14. Dezember 1935, in: ZGO 88 (1936), S. 517-522.

¹⁷² Vgl. DEBACHER (wie Anm. 25), S. 244.

¹⁷³ Georg Kraft (1894-1944) wurde 1926 im Fach Urgeschichte habilitiert und bot als Privatdozent seit dem Sommersemester 1927 regelmäßige Lehrveranstaltungen an. Die Umwandlung in ein ordentliches Ordinariat wurde ihm wegen seiner christlichen Einstellung – Kraft war evangelisch-lutherisch – verwehrt, wie seine Frau angab. Daneben übernahm Kraft 1930 auch die Funktion des archäologischen Denkmalpflegers für Oberbaden, sodass er fortan für die drei für die Ur- und Frühgeschichte in der Region maßgeblichen Arbeitsbereiche verantwortlich war: Die Betreuung des Museums für Urgeschichte, die Vertretung des Fachs in Forschung und Lehre an der Universität sowie die Verantwortung für die archäo-

anderer gewichtiger Wortführer für das Alemannentum war der Freiburger Oberbürgermeister Franz Kerber, der als Leiter des Alemannischen Instituts und Herausgeber der Freiburger Jahrbücher die Bedeutung der Alemannen für die Stadt hervorhob.¹⁷⁴ Als Kampfbegriff verlor das Alemannentum nach dem Feldzug gegen Frankreich und dem Waffenstillstand vom 22. Juni 1940 an Bedeutung. Dagegen kann für die „Germanenkonjunktur“ im BVS einzig der Vortrag des Geheimen Hofrats Karl Martin angeführt werden.¹⁷⁵ Martin behandelt darin und in seinem im „Schau-ins-Land“ erschienenen Artikel die oberwallisischen Einwanderer, die sich *mit der Zähigkeit echter Alemannen* im oberen Lystal in Italien, einem Seitental des Aostatals, angesiedelt hatten. Martin deutet sie um in *besonders hochwertige [...] deutsche Stammesgenossen [...] Ihre heißen Bemühungen zur Erhaltung ihrer deutschen Sprache, das Streben nach deutschsprechenden Geistlichen, die Errichtung deutscher Schulen, deutsche Aufschriften an Häusern, Kirchen und auf Grabsteinen, Vermeidung von Ehen mit Fremdstämmigen, lebhaft Beziehungen zur alten Heimat, dem Wallis, ermöglichte die Beibehaltung ihrer deutschen Eigenart und ihrer altüberlieferten Sitten.*¹⁷⁶

Eine vor Beginn des Zweiten Weltkriegs erkennbar zunehmende Franzosenfeindlichkeit schlug sich in dem Zeitungsartikel „Die Not der Oberrheinlande während des zweiten Raubkrieges Ludwig XIV.“ nieder, der auf einen Beitrag von Franz Karl Barth im Jahrbuch „Schau-ins-Land“ 64 (1937) zurückgeht. Beschrieben wurde das *von Wunden starrende Deutschland*,¹⁷⁷ das sich gegen zielsicher vorgehende Franzosen zu erwehren hatte und wie das nach mehreren Kriegen am Boden liegende Gebiet östlich des Rheins durch den Feldzug Ludwigs XIV. weiter gedemütigt worden war. Daraus wurde in der historischen Interpretation in der Zeit des „Dritten Reiches“ die moralische Überzeugung gewonnen, sich gegen den Erbfeind Frankreich kriegerisch zur Wehr setzen zu müssen. Die Einheit des Oberrheingebiets sei gefährdet, verstärkt vor allem durch die demütigenden Bestimmungen des Versailler Vertrags.

Diese Beispiele sind zwar nur wenige, aber sie geben die öffentliche Meinung des Vereins wider. Es zeigt sich, dass die Geschichtsvereine den ideologischen Prämissen der Machthaber durchaus folgten. Damit unterstützte der BVS, und sei es auch nur um eine bessere Öffentlichkeit zu gewinnen, den nationalsozialistischen Kurs.

logische Denkmalpflege. Bei seinen Ausgrabungen wurde er unter anderem durch die SS unterstützt. Kraft starb 1944 beim großen Bombenangriff auf Freiburg. Vgl. HUBERT FEHR: Ur- und Frühgeschichte, in: Freiburger philosophische Fakultät (wie Anm. 160), S. 532-556, hier S. 537; zu Krafts Lebenslauf vgl. StAF, D 180/2, Nr. 88724, Fragebogen vom 7.1.1946.

¹⁷⁴ Das Jahrbuch der Stadt Freiburg ist ein Medium, in dem die Dichter, Forscher und Künstler das „neue Deutschland“ einer breiten Öffentlichkeit präsentieren sollten. Vgl. FRANZ KERBER: Volk, Kultur und Gemeinde, in: Alemannenland. Ein Buch von Volkstum und Sendung (Jahrbuch der Stadt Freiburg 1), hg. von FRANZ KERBER, Stuttgart 1937, S. 7-13, hier S. 13. In dieser Reihe erschienen insgesamt fünf Bände mit meist räumlichen Schwerpunkten.

¹⁷⁵ Karl Martin wurde am 28.3.1867 in Emmendingen geboren. Zu der Zeit war er Realgymnasiumsleiter a.D., 1930-1.4.1932 Direktor und Leiter des pädagogischen Seminars. Vgl. einleitend zu seinem Lebenslauf StAF, Nr. 38587, Fragebogen, 18.9.1945.

¹⁷⁶ KARL MARTIN, Die italienische Gemeinde Gressoney am Monte Rosa und ihre Beziehungen zum Breisgau (Ein verlorener Außenposten des Deutschtums), in: Schau-ins-Land 62 (1935), S. 32-55. Zum Vortrag vgl. Freiburger Zeitung, 3.1.1935 (Abendausgabe).

¹⁷⁷ Freiburger Zeitung, 3.11.1937.

3.4. Das „Netzwerk Bader“

In der bisherigen Darstellung fiel bereits wiederholt der Name von Karl Siegfried Bader. Er war nicht nur Mitglied in beiden Freiburger Geschichtsvereinen, sondern hielt in beiden Vereinen Vorträge und veröffentlichte Aufsätze in deren Publikationen. Im BVS war er Mitglied im engen Vorstand, im benachbarten Baarverein war er der Vorsitzende. Im wissenschaftlichen Kulturbetrieb gelang es ihm innerhalb kürzester Zeit, sich zu etablieren, sodass er sogar für die Badische Historische Kommission vorgeschlagen wurde. Wie ist ihm das gelungen, ist er doch noch 1933 zu den Benachteiligten zu zählen? Um das zu untersuchen, bietet sich eine kurze Analyse seines Netzwerks in Bezug auf die Arbeit der Geschichtsvereine an. Davon lassen sich weiterführende Erkenntnisse zu den bisher erwähnten Protagonisten erwarten, die auf unterschiedlichen Ebenen miteinander verbunden waren. Vor dem Hintergrund der restriktiven Maßnahmen im „Dritten Reich“, die beinahe alle öffentlichen Meinungen einschränkten und in den Biographien zu Ambivalenzen führten, kann diese Analyse dazu dienen, die vielfältigen Beziehungen und Handlungsintentionen der Personen darzustellen und neu zu deuten.

Im BVS bestand der enge Vorstand ab 1936 aus Friedrich Hefe, Karl S. Bader und Joseph L. Wohleb. Bader stieg dabei, wie noch gezeigt wird, rasch an die oberste Stelle im Netzwerk: Neben seinen Vereinstätigkeiten arbeitete er als selbständiger Anwalt sowie im Alemannischen Institut. Zu Beginn der wissenschaftlichen Karriere Baders boten ihm gerade die beiden Freiburger Geschichtsvereine Möglichkeiten, seine Ergebnisse einer breiteren Öffentlichkeit zu präsentieren; bis dahin hatte Bader meist alleine geforscht. Das änderte sich 1934 durch Theodor Mayer und dessen Übernahme des Alemannischen Instituts. Mayer besaß ein außerordentliches Organisationstalent¹⁷⁸ und stand hinter den Ideologien des Nationalsozialismus, wie aus seiner Rede zur Neueröffnung der Badischen Historischen Kommission ablesbar ist: *Wir [...] danken dem Schicksal, das dem deutschen Volk in größter Not den rechten Mann geschenkt hat, der es auf einen neuen Weg nach vorwärts und aufwärts geführt und ihm ein Haus gebaut hat. Wir Historiker danken unserem Führer Adolf Hitler aber auch für diese Erkenntnis und die Einblicke in das Wesen der deutschen Geschichte.*¹⁷⁹ Mayer war in seiner Freiburger Zeit der führende badische Historiker: Neben der Leitung des Alemannischen Instituts oblagen ihm die der Westdeutschen Forschungsgemeinschaft¹⁸⁰ und der Badischen Historischen Kommission. Seine Bedeutung für das Freiburger Netzwerk schwand mit seinem Umzug nach Marburg 1938. Theodor Mayer erkannte und förderte Baders wissenschaftliches Talent. Bader fand bei Mayer den Kontakt zu anderen Forschern und durch ihn konnte er seine Ergebnisse für Schwaben und

¹⁷⁸ Er war ab 1.4.1942 Leiter des Reichsinstituts für ältere deutsche Geschichtskunde (MGH) und Herausgeber des deutschen Archivs. Für den Kriegseinsatz der Mittelalterhistoriker war Theodor Mayer verantwortlich. Vgl. HAUSMANN (wie Anm. 156), S. 154; vgl. NAGEL (wie Anm. 160), S. 391f. Zu Mayer als Organisator vgl. einleitend JÜRGEN KLÖCKLER: Vom Alemannischen Institut zum „Oberrheinischen Institut für geschichtliche Landeskunde“. Theodor Mayer als Wissenschaftsorganisator im „Dritten Reich“, in: Das Alemannische Institut (wie Anm. 30), S. 135-142.

¹⁷⁹ THEODOR MAYER: Vortrag anlässlich der Festsitzung der Badischen Historischen Kommission vom 14.12.1935, in: ZGO 88 (1936), S. 523-536, hier S. 527. Mayer trat 1937 der NSDAP bei. Trotz seiner Worte und seiner Parteizugehörigkeit gelang es ihm, die mittelalterliche Geschichtsforschung frei von Naziideologien zu halten, und er ließ auch Historiker zu Wort kommen, die von den Nationalsozialisten abgesetzt oder in ihrer Arbeit behindert worden waren, wie z.B. Heinrich Büttner. Vgl. HAUSMANN (wie Anm. 156), S. 167.

¹⁸⁰ Vgl. zur Westdeutschen Forschungsgemeinschaft MICHAEL FAHLBUSCH: Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die „Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften“ von 1931-1945, Baden-Baden 1999, S. 354.

Baden in die vergleichende Landesgeschichte einbringen.¹⁸¹ Dafür war er Mayer immer dankbar und blieb mit ihm, trotz dessen Verankerung im nationalsozialistischen System, dauerhaft in Kontakt.

Nach seiner Ernennung zum Leiter des Fürstlich Fürstenbergischen Archivs in Donaueschingen 1937 baute Bader seine Position im Netzwerk rasch weiter aus. Als gleichzeitiger Erster Vorsitzender des Baarvereins startete er noch im selben Jahr die neue Schriftenreihe „Veröffentlichungen aus dem Fürstlich Fürstenbergischen Archiv“. Unbewusst scharte er ihm lebenslang verbundene Personen um sich: Er versorgte sowohl Heinrich Büttner als auch Joseph L. Wohleb mit weiteren Aufträgen. Wohleb nutzte damals jede Möglichkeit, um sein Ansehen als Wissenschaftler zu verbessern.¹⁸² Auch wenn ihm Bader in historischen Fragen nicht allzu viel zutraute, vermittelte er ihm zum Beispiel die Edition von Leibeigenenlisten.¹⁸³ Umso mehr schätzte er Wohlebs Begabung für organisatorische Dinge, denn in Donaueschingen scheint Wohleb so etwas wie die rechte Hand von Bader gewesen zu sein. Während Baders Militärzeit wurde er ab 1943 sein offizieller Stellvertreter und nach dem Krieg kommissarischer Leiter des Archivs. Bader und Wohleb verkehrten auch privat miteinander, auch wenn die Belege dafür eher spärlich ausfallen.¹⁸⁴

Die größte Anerkennung auf dem Gebiet der Landeskunde Badens erzielte Bader, indem er die Arbeitsgemeinschaft der südwestdeutschen Geschichtsvereine ins Leben rief. Da es dem Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1938 nicht gelang, eine Tagung der Mitgliedsvereine in Ulm und Innsbruck zu organisieren, stieß Bader in diese Lücke mit einer Initiative, die darauf abzielte, die südwestdeutschen Vereine besser zu vernetzen.¹⁸⁵ Am 16. Juni 1938 schrieb er die oberbadischen, schwäbischen und hohenzollerischen sowie die elsässischen und schweizerischen Geschichtsvereine an und lud sie zu seinem Treffen in Donaueschingen ein. Die solchermaßen angestoßene Arbeitsgemeinschaft bot den Heimat- und Geschichtsvereinen die Möglichkeit, sich ohne Kontrollen von Partei- oder Staatsorganisationen zu treffen und zwanglos auszutauschen sowie gemeinsame Projekte anzustoßen. Sie war eine Form des Widerstands gegen die Gleichschaltungsbestrebungen der nationalsozialistischen Machthaber. Gleichzeitig nutzte Bader die Vernetzung, um den weiteren Widerstand gegen den Verband der Oberrheinischen Geschichts- und Altertumsvereine zu organisieren. Bei der ersten Sitzung wurde eine Auskunftsstelle für die südwestdeutschen Geschichtsvereine in Donaueschingen gegründet, wo sich alle beteiligten Vereine über die Aktionen der anderen Vereine informieren oder die Schriften austauschen konnten und Fragen zur Landesgeschichtsforschung beantwortet wurden. Die Stelle wurde von Joseph L. Wohleb geleitet, der zusätzlich als Protokollführer bei den

¹⁸¹ Man findet Bader im Wintersemester 1937/38 unter den Teilnehmern einer Arbeitsgemeinschaft, die sich unter Mayers Leitung mit der Besiedlungsgeschichte des Schwarzwalds beschäftigte. Vgl. MAURER (wie Anm. 116), S. 11.

¹⁸² Nachdem sich Wohleb bereits längere Zeit mit einer Arbeit zu den Schanzen im Schwarzwald beschäftigt hatte, bat er Theodor Mayer um einen nachträglichen Auftrag seitens der Historischen Kommission, damit seine Autorität erhöht werde. Dies gewährte ihm Mayer nach Rücksprache mit Schmitthenner, StAF, U 203/1 Nr. 815, Mayer an Wellmer, 29.5.1938. Wohlebs Arbeit wurde unter dem Titel „Die Anfänge des Erdwehrbaues auf dem Schwarzwald“ in ZGO 92 (1940), S. 256-274, publiziert.

¹⁸³ Vgl. StAF, U 203/1, Allgemeine Korrespondenz A-Z, Bader an Wellmer, 26.5.1940.

¹⁸⁴ Während seiner Zeit im Wehrmachtgefängnis in Freiburg kleidete er sich in der Mittagspause bei J. L. Wohleb in aller Eile für die Vorlesungen um. Vgl. Bader (wie Anm. 106), S. 117.

¹⁸⁵ In einer Denkschrift, die von Bader, Stenzel und Senn (Konstanz) verfasst wurde, wurde ausdrücklich die schleppende Geschäftsführung des Gesamtverbandes deutscher Geschichtsvereine gerügt. Vgl. JOSEPH LUDOLPH WOHLER: Zweite Zusammenkunft südwestdeutscher Geschichtsvereine, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 85 (1939), S. 134-156, hier S. 136f.; REICHEL (wie Anm. 57), S. 100.

Tagungen fungierte, und der somit über alle Aktivitäten der Heimat- und Geschichtsvereine im Südwesten bestens informiert war.¹⁸⁶ Bader hielt mithilfe der Arbeitsgemeinschaft den Kontakt zu wichtigen Forschungsstellen sowie Wissenschaftlern und vermehrte auf diesem Wege seinen Ruf als Wissenschaftsorganisator.¹⁸⁷

Es gelang Bader sogar, Friedrich Metz und das von ihm geleitete Alemannische Institut, die wichtigste Institution für die südwestdeutsche Landesgeschichte, in die Arbeitsgemeinschaft zu integrieren. Gegenüber Metz¹⁸⁸, der seit 1941 ordentliches Mitglied im BVS war, agierten Bader und Wohleb zunächst zurückhaltend. Der innere Zirkel des BVS um Hefele, Bader und Wohleb wusste um die Einflussmöglichkeiten von Metz, doch anscheinend konnten sie ihn bereits damals hinsichtlich seiner nationalsozialistischen Einstellung nur schwer einschätzen.¹⁸⁹ So versuchte man die guten Kontakte von Metz zu nutzen, ohne von ihm benutzt zu werden.¹⁹⁰ Im BVS hinterließ er als Mitglied keine nachweisbaren Spuren. Metz wurde im Wintersemester 1935/36 auf den Geographischen Lehrstuhl berufen,¹⁹¹ 1936 Rektor der Freiburger Universität und 1938 zum Nachfolger Theodor Mayers als Leiter des Alemannischen Instituts ernannt.¹⁹² Friedrich Metz war zwar mit dem Breisgauverein verbunden, doch lässt sich eine Verbindung zum Historischen Verein nicht nachweisen. Karl Siegfried Baders Position im Netzwerk wurde noch einmal verstärkt, als er ab April 1942 eine Dozentur an der Universität Freiburg bekam und wieder nach Südbaden zurückkehrte.¹⁹³

¹⁸⁶ Vgl. WOHLER (wie Anm. 185), S. 137.

¹⁸⁷ Vgl. StadtAF, B1/389a, S. 61. Es folgten in den folgenden Jahren noch weitere Versammlungen: 1939 in Sigmaringen, 1942 in Ulm und 1943 in Freiburg.

¹⁸⁸ Vgl. einführend zu Metz und dem Alemannischen Institut JÖRG STADELBAUER: Kämpfer für Struktur, Standort und Profil des Alemannischen Instituts – Friedrich Metz (1938-1945; 1952-1962), in: Das Alemannische Institut (wie Anm. 30), S. 143-154.

¹⁸⁹ Bereits vor seiner Berufung nach Freiburg auf den Lehrstuhl für Geographie fiel Metz durch seine Bekundungen zum Nationalsozialismus auf. Bis 1926 war Metz Mitglied der Deutsch-Nationalen Partei, 1933 trat er in die österreichische NSDAP ein, woraufhin er seine Professur in Innsbruck verlor, und setzte sich für den Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich ein. Vgl. SILKE SEEMANN: Die politischen Säuberungen des Lehrkörpers der Freiburger Universität nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges (1945-1957) (Rombach Wissenschaften, Reihe Historiae 14), Freiburg 2002, S. 172-174. Andererseits räumte er den Katholiken an der Freiburger Universität einige Schutzmaßnahmen ein. Entsprechend seiner volkstümlichen Denkweise war für ihn der Katholizismus ein wesentlicher Bestandteil der Region.

¹⁹⁰ Scheinbar stand Wohleb diesem näher und sprach mit ihm über aktuelle Bemühungen des Ministeriums für Unterricht und Kultus. Vgl. REICHEL (wie Anm. 57), S. 105. Metz besaß gute Kontakte zu den Reichsinnenministern Heinrich Himmler und Wilhelm Frick. Vgl. SEEMANN (wie Anm. 189), S. 178.

¹⁹¹ Die Hochschule hatte auf die Berufung keinen Einfluss, was dem Grundsatz, dass der Rektor aus der Mitte der Universität zu kommen hatte, grundsätzlich widersprach. Vgl. GRÜN (wie Anm. 131), S. 33.

¹⁹² Als Leiter des Alemannischen Instituts setzte sich Metz als Kenner der Kultur der Oberrheinlande für die Erforschung von Volkstumsfragen und des Grenz- und Auslandsdeutschtums ein. Sein Einsatz für die Volkstumspolitik der NS ist als Hauptgrund der französischen Militärregierung für Metz' Entlassung zu sehen. Vgl. SEEMANN (wie Anm. 189), S. 175.

¹⁹³ Bader wurde mithilfe der Reichshabilitationsordnung habilitiert. Er wurde unterstützt von Theodor Mayer, der damals noch in Marburg war, und Franz Beyerle. Mayer wollte Bader ursprünglich nach Marburg auf den Rechtsgeschichtlichen Stuhl holen, was der heimatverbundene Bader jedoch ablehnte. Seine Prüfung bezeichnete Bader selber als eine *freundschaftliche Unterhaltung zwischen Beyerle, Erik Wolf und mir*. Die Fakultät vermittelte Bader zusätzlich eine Anstellung als Militärgerichtsverteidiger im Freiburger Wehrmachtsgefängnis, während er offiziell noch immer Soldat der Wehrmacht war. Vgl. zu seiner Habilitation u.a. StadtAF, B1/389a, S. 65f. sowie ALEXANDER HOLLERBACH: Karl Siegfried Bader in Freiburg, in: Freiburger Universitätsblätter 170 (2005), S. 85-102, hier S. 90.

Bader nutzte sein immer weiter wachsendes Netzwerk keineswegs nur dazu, um seine persönlichen Ziele zu verwirklichen. Immer wieder gelang es ihm, innerhalb des rigiden NS-Systems gewisse Freiheiten zu verwirklichen. Dafür arbeitete er beinahe unentwegt, sodass man ihn heute als „Workaholic“ bezeichnen würde. Er half auch anderen benachteiligten Personen weiter, wodurch diese sich wiederum ihm zu Dank verpflichtet fühlten. Hier sei noch einmal die Arbeitsgemeinschaft als informelles Netzwerk erwähnt, dessen Bedeutung nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Nach dem Krieg war es für Bader als ausgewiesenen Widerständler dank seiner guten Kontakte ein Leichtes, an einer der vordersten Positionen neue Verantwortung zu übernehmen.

3.5. Umgang mit Verfolgten oder Benachteiligten des nationalsozialistischen Regimes

Da keine Mitgliederlisten des BVS aus der NS-Zeit oder kurz vorher existieren, ist es nicht einfach zu ermitteln, ob unter den Mitgliedern Verfolgte oder Benachteiligte des NS-Regimes waren.¹⁹⁴ Für den Historischen Verein ist die Quellenlage dagegen besser.

Dr. Robert Lais

Zu den Mitgliedern im BVS gehörte Robert Lais, der mit der Jüdin Martha Lais verheiratet war und von der er sich nicht trennte. Die Folge war seine frühzeitige Pensionierung vom Schuldienst an der Hindenburgschule, dem heutigen Goethe-Gymnasium, aufgrund des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ zum 1. Oktober 1937.¹⁹⁵ Aus dem gleichen Grund wurde er aus dem Kuratorium des Alemannischen Instituts (das er mitbegründet hatte) sowie aus den Laboratorien und dem Geologischen Kolloquium ausgeschlossen. Damit war seine wissenschaftliche Karriere nahezu beendet. Geradezu sarkastisch erscheint es da, dass Lais, der ein Experte für chronologische und klimatologische Fragen war, 1938 von der Universität Prag für besondere archäologische Untersuchungen angefordert wurde, die von der „Forschungsgemeinschaft Deutsches Ahnenerbe“, einer Forschungseinrichtung der SS, finanziert wurde.¹⁹⁶ Eine Weigerung seinerseits war unmöglich, da seine Familie verfolgt wurde.¹⁹⁷ Im Frühjahr 1945 wurde er zu Übungen beim Volkssturm eingezogen, wobei er an einer schweren Lungen- und Rippenfellentzündung erkrankte, an deren Folgen er am 28. März 1945 verstarb.

¹⁹⁴ Die letzte Mitgliederliste des BVS vor 1933 datiert aus dem Jahre 1913, veröffentlicht in Schau-ins-Land 40 (1914), Anhang.

¹⁹⁵ Nach § 6 des Gesetzes konnten Beamte ohne Angabe von Gründen in den Ruhestand versetzt werden. Die Entlassung von Robert Lais wurde durch Reichsstatthalter Robert Wagner persönlich angewiesen. Vgl. StAF, F 196/1, Nr. 6245, Rechtsanwalt Schulz an Badisches Kultusministerium, 15.5.1951.

¹⁹⁶ Vgl. zur Biographie von Lais StAF, D 180/2, Nr. 8256, Beiblatt zum Fragebogen. Vom persönlichen Stab des Reichsführers-SS wurde er zudem mit der denkmalpflegerischen Beaufsichtigung der Westwallarbeiten betraut. Vgl. CLAUSING (wie Anm. 146), S. 149.

¹⁹⁷ 1940 wurde seine Schwiegermutter nach Gurs deportiert, sie starb 1943 in einem anderen südfranzösischen Lager. 1942 wurde die Tochter von der Oberschule verwiesen und 1944 zu Landarbeit und Fabrikarbeit in der Schwerindustrie gezwungen. Vgl. <http://www.badische-zeitung.de/freiburg/zu-hause-wurde-klartext-geredet--13273232.html> (zuletzt aufgerufen: 5.7.2013). Seine Frau Martha wurde mehrmals von der Gestapo verhaftet. Scheinbar hatten sich einflussreiche Freunde ihres Mannes für sie verwendet, sodass sie wieder frei kam, als alle weiteren Gefangenen 1945 deportiert wurden. Nach dem Tod ihres Mannes versteckte sie sich bei Verwandten. Vgl. StAF, F 196/1 Nr. 11848, Martha Lais an Landesamt für Wiedergutmachung, 28.1.1939.

Robert Lais wurde – ausgerechnet – im Jahr 1933 als ordentliches Mitglied in den BVS aufgenommen¹⁹⁸ – vielleicht ein Zeichen dafür, dass der regimekritische Lais vom Vorstand des BVS wissenschaftlich nicht fallengelassen wurde. Seine Forschungsergebnisse wurden noch nach seiner Pensionierung 1937 im „Schau-ins-Land“ veröffentlicht.¹⁹⁹

Max Neustädter (1902-?)²⁰⁰

Max Neustädter, der 1925 promoviert hatte, war 1933 außerplanmäßiger Lehrer an der Oberrealschule Singen, als er aufgrund des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ aus dem Staatsdienst entlassen worden war. In der Mitgliederliste²⁰¹ des Historischen Vereins von 1933 ist er unter den „Auswärtigen Mitgliedern“ vermerkt. Am 30. April 1933 schrieb Max Neustädter an den Vorstand des Historischen Vereins: *Da ich aus dem badischen Staatsdienst entlassen worden bin und annehme, daß ich als Jude in ihrem Verein nicht mehr erwünscht bin, sehe ich mich genötigt, meinen Austritt zu erklären.*²⁰² Eine Stellungnahme des Vereins zu seinem Austritt konnte nicht ermittelt werden. Neustädter scheint ebenfalls Mitglied im BVS gewesen zu sein, ohne dass dies konkret nachgewiesen werden könnte. Im Auftrag von Heinrich Brenzinger erforschte Neustädter die Geschichte von dessen Familie.²⁰³ Als Hefele Ende 1945 für den Neubeginn des BVS die Vereinsgeschichte zusammenfasste, erwähnte er, um den paritätischen Charakter zu betonen, dass der Verein während des „Dritten Reiches“ die Verbindung mit einem emigrierten jüdischen Mitglied und Mitarbeiter in Paris gepflegt hätte.²⁰⁴ Dabei schien es sich um Neustädter gehandelt zu haben, der nach Paris emigriert war und dort auch nach Kriegsende blieb.²⁰⁵ Im ersten Nachkriegsband des „Schau-ins-Land“ von 1950 war Neustädter Autor eines Artikels. Dieser Band enthielt die Aufsätze, die wegen Papiermangels in der Kriegszeit nicht mehr hatten veröffentlicht werden können. Der Verein scheint demnach an Neustädter, trotz seiner jüdischen Herkunft, festgehalten zu haben. So führte dieser in seinem ersten Antrag auf Wiedergutmachung seinen *Freund* Hefele an, der ihm zu diesem Antrag riet und den Kontakt zu den Dienststellen herstellte.²⁰⁶

Wolfgang Michael (1862-1945):

Wolfgang Michael war jüdischer Abstammung und wirkte als planmäßiger außerordentlicher Professor für westeuropäische Geschichte im Beirat des HV. Noch nach seiner Emeritierung

¹⁹⁸ Vgl. 37. Vereinsbericht, in: Schau-ins-Land 61 (1934), S. 104.

¹⁹⁹ Im Schau-ins-Land 61 (1934), S. 9-20, erschien „Das nördliche Kaiserstuhlvorland, seine Bodengestalt, Entstehungsgeschichte und frühe Besiedlung“; im Schau-ins-Land 67 (1941), S. 143-147, „Eine Sonnenuhr von Merdingen im Breisgau“. Im 2. Band nach der Neugründung 1947 wurde der Beitrag „Das Dreisamtal als mittelsteinzeitliches Siedlungsgebiet“ veröffentlicht. Die Artikel in Band 69 (1950) lagen bereits ab 1941 vor und konnten aus Papiermangel nicht gedruckt werden.

²⁰⁰ Sein Todesdatum ist unbekannt. Als terminus ante quem dient das Jahr 1951, in dem seine Frau erstmals Rentenansprüche für ihren Mann geltend machte. Vgl. StAF, C5/1, Nr. 2191.

²⁰¹ Alle Mitglieder- und Zeitschriftenabgabelisten aus der NS-Zeit befinden sich in StadtAF, K2/9, Kiste 5.

²⁰² StadtAF, K2/9, Kiste 5, Mappe Anmeldungen/Abmeldungen, Neustädter an Vorstand, 30.4.1933.

²⁰³ Vgl. StAF, L 50/5, Nr. 5443.

²⁰⁴ Vgl. StadtAF, K2/1/94, zusammengefasste Geschichte des Breisgauvereins „Schau-ins-Land“, 1945-1946.

²⁰⁵ Neustädter floh vor der nationalsozialistischen Verfolgungspolitik nach Paris, wo er sich in einer kleinen Privatschule versteckte und Unterricht gab. Vgl. StAF, L 50/5, Nr. 5443, Neustädter an Badisches Ministerium für Kultus und Unterricht, 26.1.1952.

²⁰⁶ Vgl. ebd., Neustädter an Oberstudiendirektor Wohleb, 28.10.1947.

1931 hielt er Vorlesungen an der Freiburger Universität.²⁰⁷ Michael behielt trotz des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ zunächst noch seine Lehrbefugnis.²⁰⁸ Die Freiburger Universität setzte sich dabei für ihn ein. Zum 1. Januar 1936 erfolgte dann seine endgültige Entlassung aus dem Staatsdienst mit Entzug der Lehrerlaubnis und einem Betretungsverbot für Universität und Bibliothek.²⁰⁹ Wolfgang Michael emigrierte ins nahe Basel, wo er im Februar 1945 nach einer Krankheit verstarb.

Sein Name taucht in allen Mitgliederlisten im Nachlass des HV bis 1938 auf. In der Zeitschriftenabgabeliste vom Mai 1939 für Band 45 wurde sein Name hinter die Korporationen gesetzt. Daher ist es ungewiss, ob er noch Mitglied des HV war. Zumindest bekam er weiterhin sein Exemplar zugeschickt, was zeigt, dass der Verein sich ihm verbunden fühlte.

Engelbert Krebs (1881-1950):

Engelbert Krebs war Professor der Dogmatik an der Universität Freiburg (Abb. 4). Er wurde durch den Sicherheitsdienst des „Reichsführer-SS“ beobachtet, weil er sich bereits vor 1933 entschieden gegen antisemitische Tendenzen gewandt hatte. 1935 führte das zunächst zu einem Verbot von Vorträgen im Ausland; ernster wurde seine Lage, als der Oberstaatsanwalt eine Anklage durchsetzte. Im August 1937 wurde er von Reichsstatthalter Robert Wagner in den Ruhestand versetzt. Nur ein ärztliches Attest verhinderte, dass er 1943, nach einem Verhör der Gestapo, nicht in einem Konzentrationslager inhaftiert wurde. Im Dezember 1943 erhielt Krebs ein Redeverbot.²¹⁰ Er ist in beiden Vereinen als aktives Mitglied nachweisbar, im „Schau-ins-Land“ wurde im Jahrgang 1911 ein erster Aufsatz veröffentlicht.²¹¹ Zum 60. Jubiläum des BVS 1933 hielt er den Festvortrag.

Gustav Wolf (1865-1940):

In der Liste der entlassenen Hochschulangestellten der Universität Freiburg ist ein Mitglied des Historischen Vereins vermerkt: Prof. Gustav Wolf, außerordentlicher Professor für Neuere Geschichte. Wegen seiner jüdischen Abstammung wurde er aufgrund des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ in den Ruhestand versetzt.²¹² Wolf ist in der Zeitschriftenabgabeliste des HV vom Mai 1939 unter den Mitgliedern vermerkt und war demnach bis zu seinem Tod 1940 im Verein.

Josef Maria Benedikt Clauß (1868-1949):

In der bereits mehrfach erwähnten Mitgliederliste des Historischen Vereins von 1933 wurde hinter dem auswärtigen Mitglied Josef Maria Benedikt Clauß der Vermerk *ausgetreten* gesetzt. Clauß war von 1925 bis zu seiner fristlosen Entlassung 1933 Stadtarchivar und Leiter der Wessenberg-Bibliothek in Konstanz. Gründe und Anlass waren seine offenen Missfallensäußerungen gegen

²⁰⁷ Vgl. UAF, B 38/264.

²⁰⁸ Er profitierte von dem Zusatz, dass diejenigen verschont blieben, die einen Sohn im Ersten Weltkrieg verloren hatten. Zudem war Wolfgang Michael international bekannt, er bekam 1934 die Ehrendoktorwürde der Universität von Edinburgh verliehen. Vgl. <http://www.freiburg-postkolonial.de/Seiten/Michael-Wolfgang.htm> (zuletzt aufgerufen: 20.07.2013).

²⁰⁹ Vgl. StAF, D 180/2, Nr. 106006, Fragebogen Gouvernement Militaire en Allemagne.

²¹⁰ Vgl. BÄUMER (wie Anm. 141), S. 280f.

²¹¹ Vgl. Schau-ins-Land Registerband 1-125 (2007), S. 101.

²¹² Vgl. GLA, 235/5007, Liste der entlassenen Hochschullehrer in Freiburg; abgedruckt auch bei BERND MARTIN: Die Entlassung der jüdischen Lehrkräfte an der Freiburger Universität und die Bemühungen um ihre Wiedereingliederung nach 1945, in: Freiburger Universitätsblätter 129 (1999), S. 7-46, hier S. 36.



Abb. 4
Prof. Engelbert Krebs (Universitätsarchiv Freiburg,
D 13/805).

die nationalsozialistische Bewegung, sein katholisches Priestertum und schließlich das Vergehen gegen ein Devisengesetz. Von 1934 bis 1947 arbeitete er als Wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Erzbischöflichen Archiv in Freiburg.²¹³ Bei Clauß ist aufgrund dieser Umstände zu vermuten, dass er aus finanziellen Gründen ausgetreten ist. Ein näherer Kontakt zum HV ist nicht nachzuweisen.

Alle diese Beispiele zeigen, dass keiner der beiden Freiburger Geschichtsvereine Mitglieder aus „rassischen Gründen“ ausgeschlossen hat. Besonders die Fälle von Robert Lais und Max Neustädter weisen sogar darauf hin, dass vor allem der BVS benachteiligte oder verfolgte Mitglieder weiterhin unterstützte und Kontakt hielt.

4. Das Ende der Vereinsarbeit 1944 und Neubeginn 1946

Der Beginn des Zweiten Weltkrieges hatte gravierende Auswirkungen auf die Arbeit der Freiburger Geschichtsvereine. Aufgrund der Grenznähe zum Elsass fanden 1940 zunächst keine Vorträge statt. Mit Fortschreiten des Krieges wurde die Herausgabe der Zeitschrift aufgrund der kriegswirtschaftlichen Maßnahmen immer schwieriger. 1941 gelang es dem BVS nur noch unter Schwierigkeiten, ein neues Heft herauszugeben, das wegen des Papiermangels das letzte bis zum Ende des Krieges blieb. Eine weitere Papierlieferung für den 49. Jahrgang

²¹³ Vgl. HELMUT MAURER: Josef Maria Benedikt Clauß, in: *Badische Biographien NF 1*, hg. von BERND OTTNAD, Stuttgart 1982, S. 89f.; vgl. StAF, D 180/2, Nr. 215179. Die Nationalsozialisten führten am 12.06.1933 das „Volksverratsgesetz“ ein. Danach mussten alle Devisen, die den Wert von 200 RM überschritten, abgegeben werden. Wer dagegen handelte, wurde wegen Volksverrat verurteilt.

im Jahr 1941 wurde abgelehnt.²¹⁴ Friedrich Hefele beklagte, dass die elsässischen Vereine und die ZGO mit Papier versorgt wurden, während die badischen Geschichtsvereine leer ausgingen. Auch eine weitere Beschwerde aus dem Jahr 1942 beschied die Wirtschaftsstelle des deutschen Buchhandels abschlägig.²¹⁵ Der HV brachte bereits 1938 sein letztes Heft heraus. Mit dem Wegfallen der Publikationen fehlte den Vereinen die wichtige Verbindung zu ihren Mitgliedern. Als Ersatz bot der Breisgauverein vermehrt Vorträge an²¹⁶ und noch bis 1944 fanden die jährlichen Hauptversammlungen statt, wobei die Protokolle erst nach Kriegsende verfasst wurden.²¹⁷

In einem Rundschreiben vom 11. September 1944 forderte der Verband der Oberrheinischen Geschichts- und Altertumsvereine im Auftrag des badischen Ministers für Kultus und Unterricht dann alle angeschlossenen Vereine auf, ihren Betrieb mit sofortiger Wirkung einzustellen. Der Kriegseinsatz des Volkes sollte als *ein möglichst einheitliches und geschlossenes Bild* erscheinen.²¹⁸ Von den Vereinen wurde erwartet, dass sie ihre Interessen zurückstellten und *sich restlos in die nationale Abwehrfront einreihen*.²¹⁹ Der Historische Verein bestätigte am 16. September 1944 die Anweisung.²²⁰ In Kooperation mit dem Alemannischen Institut konnten der BVS und der Historische Verein für ihre Mitglieder weiterhin Vorlesungen anbieten.²²¹ Am 19. April 1944 referierten Karl S. Bader über „Die Reichsstädte des schwäbischen Kreises am Ende des Alten Reiches“ und am 7. Juni 1944 Friedrich Metz über „Die ländlichen Siedlungen des Breisgaus“.²²² Das waren dann nachweislich die letzten Veranstaltungen der beiden Vereine für die nächsten Jahre. Mit dem Einmarsch der Franzosen in die Stadt am 21. April 1945 hatten der Zweite Weltkrieg und die Zeit des „Dritten Reiches“ jedenfalls für Freiburg ein Ende. Die folgenden Monate waren geprägt durch die Neuordnung der deutschen Gesellschaft. Dabei setzte die französische Besatzungspolitik auf die Wiederbelebung des kulturellen Lebens, mit dessen Hilfe die deutsche Gesellschaft demokratisiert und umerzogen werden sollte. Besonders das Vereinsleben war eine wichtige Stütze, den Zusammenhalt zwischen den Bürgern herzustellen.²²³

²¹⁴ Vgl. StadtAF, K 2/9, Wirtschaftsstelle des deutschen Buchhandels an HV, 20.11.1941.

²¹⁵ Vom Verband der Oberrheinischen Geschichts- und Altertumsvereine forderte Hefele ein stärkeres Engagement für die Mitgliedsvereine, keineswegs wollte man sich mit Sonderdrucken der ZGO abspeisen lassen. Für die Kriegszeit regte Hefele ein Gemeinschaftsheft der oberbadischen Vereine an, jeweils mit Sonderdrucken. Da das Schreiben im Nachlass des Historischen Vereins liegt, ist davon auszugehen, dass Hefele beabsichtigte, den Historischen Verein unterstützend auf seine Argumentationslinie zu ziehen. Vgl. StadtAF, K2/9, Kiste 4, Hefele an Verband der Oberrheinischen Geschichts- und Altertumsvereine, 21.12.1943.

²¹⁶ StadtAF, C4/IX/3/15, Hefele an Oberbürgermeister Kerber, 30.11.1943.

²¹⁷ Bei der letzten Hauptversammlung vor dem vorläufigen Ende wurde Hefele anlässlich seines 60. Geburtstags zum Ehrenmitglied ernannt.

²¹⁸ StadtAF, K2/9, Kiste 4, Rundschreiben des Verbands der Oberrheinischen Geschichts- und Altertumsvereine, 11.9.1944; vgl. GLA, 235/5889, Reichsverteidigungskommissar für den Reichsverteidigungsbezirk Baden an Ministerium für Kultus und Unterricht, o.D.

²¹⁹ Ebd.

²²⁰ Vgl. ebd., Historischer Verein an Verband der Oberrheinischen Geschichts- und Altertumsvereine, 16.9.1944.

²²¹ Das Alemannische Institut durfte seine Tätigkeit fortführen, da es kriegswichtige Aufgaben übernommen hatte. Vgl. QUARTHAL (wie Anm. 30), S. 93.

²²² Damit war der Vortrag von Rechtsanwalt Hermann Kopf „Auf badischen Spuren in der Rheinpfalz“ der letzte Vortrag des BVS, der in Eigenregie organisiert wurde. Vgl. 43. Vereinsbericht, in: Schau-ins-Land 69 (1950), S. 121.

²²³ Vgl. EDGAR WOLFRUM: „Zeit der schönen Not“. Kultur als Umerziehungsmaßnahme und Trostspenderin, in: Krisenjahre und Aufbruchzeit. Alltag und Politik im französisch besetzten Baden 1945-1949, hg. von

Im Sommer 1945 berief Karl Ott, der neue Leiter des Bereiches Kultus und Unterricht, Leo Wohleb zum Hochschulreferenten für den französisch besetzten Teil Südbadens. Nach dem Neuaufbau des Ministeriums am Standort Freiburg leitete Wohleb die Abteilung für Kultus, Hochschulen und Künste.²²⁴ Am 7. November 1945 bat er die Vorsitzenden der badischen Heimatvereine, die in Freiburg wohnten, in sein Dienstzimmer, um zu besprechen, unter welchen Bedingungen die Vereine ihre Arbeit wieder aufnehmen könnten. An dieser Sitzung nahmen für den Historischen Verein Joseph Sauer und für den Breisgauverein Friedrich Hefele teil. Leo Wohleb schlug vor, dass das Alemannische Institut und die Wissenschaftliche Gesellschaft bei den Neugründungen als ein Dachverein fungieren sollten.²²⁵ Das Alemannische Institut war jedoch noch lange nicht so weit, sodass die historischen Vereine bei der Neugründung selbst Initiative zeigen mussten.²²⁶ Doch da die ehemaligen Vorstandsmitglieder mit dem schwierigen Alltag genug andere Sorgen hatten, zog sich die Neugründung noch eine Weile hin. Zwar hatten Bader und Hefele bereits am 13. September 1945 zum ersten Mal über die künftige Arbeit der Geschichtsvereine gesprochen, doch eine Neugründung wurde erst am 23. April 1946 konkreter.²²⁷ Bader war zu dieser Zeit beruflich zu sehr ausgelastet,²²⁸ um sich dabei zu engagieren und Friedrich Hefele berichtete 1946 in einem Brief, er sei müde und hätte sich gerne ins Privatleben und seine Heimat zurückgezogen.²²⁹ Er wurde bereits im April 1945 von Max Keller, dem kommissarischen Leiter der Stadtverwaltung und späteren Oberbürgermeister, zum offiziellen Stadtchronisten ernannt.²³⁰ Erst 1946 kamen die ehemaligen und überlebenden Mitglieder zusammen, um die beiden bisherigen Freiburger Geschichtsvereine neu aufzubauen. Schnell waren sich die wenigen nach Kriegsende noch vorhandenen Mitglieder des Historischen Vereins einig, der Vereinigung mit dem Breisgauverein zuzustimmen.²³¹ Die Fusion vollzog sich friedlich und war eher ein Gebot der Stunde, da der BVS durch den Krieg weniger Verluste an Mitgliedern erlitten hatte und bereits zuvor der mitgliederstärkere Verein war. Außerdem gab es vor 1945 bereits zahlreiche Doppelmitgliedschaften, inhaltlich hatte man sich ohnehin seit Langem angegli-

EDGAR WOLFRUM u.a. (Nationalsozialismus und Nachkriegszeit in Südwestdeutschland 3), München 1996, S. 203-212, hier S. 203f.

²²⁴ Vgl. TOBIAS WÖHRLE: Der Umgang mit dem Badischen Ministerium des Kultus und Unterrichts 1945-1952, in: Freiburger Philosophische Fakultät (wie Anm. 160), S. 829-850, hier S. 832.

²²⁵ Vgl. PAUL-LUDWIG WEINACHT: „Fern aller Politik ... der Heimat dienen“? Der Landesverein von 1945 bis 1970, in: 100 Jahre für Baden, Chronik des Landesvereins Badische Heimat, hg. von SVEN VON UNGERN-STERNBERG und KURT HOCHSTUHL (Schriftenreihe der Badischen Heimat 1), Karlsruhe 2009, S. 385-413, hier S. 386f.

²²⁶ Das Alemannische Institut konnte offiziell erst 1951 neu gegründet werden. Zu den Problemen vgl. Konrad Sonntag: Zur Geschichte des Alemannischen Instituts seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs, in: Das Alemannische Institut (wie Anm. 30), S. 97-124, hier S. 97-99. Doch bereits im Juni 1945 trafen sich im Institut die „Stammgäste“ wieder, um an Vorträgen teilzunehmen. Vgl. StadtAF, B1/328, Nr. 6, S. 27.

²²⁷ Vgl. KARL SIEGFRIED BADER: Der Wiederaufbau. Tagebuch Juli 1945 bis Juni 1946. Mit einer Einführung versehen und kommentiert von ULRICH WEBER, in: Gelb-rot-gelbe Regierungsjahre, hg. von PAUL-LUDWIG WEINACHT, Sigmaringendorf 1988, S. 33-88, hier S. 44 und 63; vgl. StadtAF, B1/389, S. 47.

²²⁸ Bader war seit 1945 bei der Staatsanwaltschaft Freiburg und als Dozent an der Universität Freiburg, arbeitete in einer Reinigungskommission mit und gab ab Juli 1946 die „Deutsche Rechts-Zeitschrift“ heraus. In sein Büro kamen täglich viele Bittsteller, die ihn als „Unbelasteten“ z.B. um Persilscheine baten. Vgl. Baders diverse Eintragungen in seinem Tagebuch z.B. StadtAF, B1/389, S. 19.

²²⁹ Vgl. StAF, U 203/1, Allgemeine Korrespondenz A-Z, Hefele an Wellmer, 5.12.1946.

²³⁰ Hefeles Chroniken aus der Besatzungszeit siehe StadtAF, B1/328, Nr. 6.

²³¹ Vgl. SCHWINEKÖPER (wie Anm. 1), S. VIII und XII.

GOVERNEMENT MILITAIRE
DE FRIBOURG-VILLE

Fribourg, le 194.....

4456/643 Adm. Gén.

MARCELLIN
Le Lieutenant-Colonel MONTEUX,
~~Le Commandant MONTEUX~~
Délégué pour le Stadtkreis de Fribourg
à District

Monsieur le Dr. Hefele
Talstr. 68
F r i b o u r g

Objet: Demande d'autorisation d'association

Référence: Votre demande du 24 Août 1946

Comme suite à votre demande citée en référence, j'ai l'honneur de vous faire connaître que je vous autorise à constituer à Fribourg une association intitulée

Association Schauinsland Breisgau
4 (Breisgauverein Schauinsland) 4

Je vous rappelle que conformément aux dispositions de l'article 5 de l'arrêté No 25 du 12 décembre 1945 vous devez me faire parvenir, en triple exemplaire, par l'intermédiaire de M. l'Oberbürgermeister de Fribourg:

- le procès-verbal de l'assemblée constitutive,
- la liste des membres du comité accompagnée des questionnaires (Fragebogen) de chacun d'eux, s'ils n'ont déjà été fournis au titre de membres fondateurs,
- une déclaration écrite affirmant que le projet de statuts a été adopté tel quel, ou le texte des statuts définitifs.



copie à M. le Dr. Hoffmann
Oberbürgermeister de Fribourg

Abb. 5 Vorläufige Zulassung des Breisgauvereins „Schau-ins-Land“ durch die französische Militärverwaltung vom 22.11.1946 (StadtAF, K2/1/94).

chen.²³² Bei der Neugründung des Vereins, der weiterhin unter dem alten Namen Breisgauverein „Schau-ins-Land“ firmierte, erleichterte Leo Wohleb das Genehmigungsverfahren und half bei der finanziellen Unterstützung.²³³ Am 22. November 1946 erlangte der neue Verein die vorläufige Zulassung der Militärregierung (Abb. 5), am 25. April 1947 erfolgte um 18 Uhr abends in der Vereinstube im Kaufhaus die offizielle Gründungsversammlung.²³⁴ Die ersten Nachweise für die Umbenennung in Breisgau-Geschichtsverein „Schau-ins-Land“ lassen sich für das Jahr 1953 finden, jedoch nicht in den Vorstandsprotokollen.

5. Fazit

Wie andere Geschichtsvereine auch, waren sowohl der BVS als auch der Historische Verein anfällig für die nationalsozialistischen Ideologien, denn beide widmeten sich regionalen Themen, bei denen Begriffe wie „Volk“ oder „Heimat“ im Mittelpunkt standen. Vor allem dem BVS ging es nicht allein um die Förderung der Wissenschaft, sondern auch um die Heimatpflege und -kunde. Darüber hinaus waren sie von finanziellen Zuwendungen des Staates abhängig. Sie mussten sich deswegen den entscheidenden Stellen andienen, damit sie weiterhin ihre teuren Publikationen drucken konnten. Dabei darf keineswegs die Schlussfolgerung gezogen werden, es hätte eine vollständige Übereinstimmung mit der NS-Ideologie oder deren Politik gegeben, obwohl sich der BVS, wie fast alle historischen Vereine, zunächst passgenau in die nationalsozialistische Volkstumspolitik integrierte. Beim Historischen Verein war ebenfalls keine Neuausrichtung festzustellen; er machte so weiter, als sei 1933 nichts geschehen. Auf der Mitgliederebene lassen sich ab etwa 1936 gewisse Widerstandsformen belegen, die darauf hindeuten, dass die Mehrzahl der Mitglieder in den Geschichtsvereinen eher regimekritisch eingestellt war. Durch ihr Schweigen legitimierten sie den NS-Staat jedoch.

Neben der eigentlichen Vereinsarbeit bewegte die Freiburger Geschichtsvereine in der Zeit des Nationalsozialismus vor allem das Thema der eigenen Selbständigkeit, welche durch den badischen Minister für Kultus und Unterricht, Otto Wacker, in besonderer Form geschützt worden war. Die südwestdeutschen Vereine genossen eine besondere Form der Freiheit, die sich im Zusammenschluss in der von Karl Siegfried Bader ins Leben gerufenen Arbeitsgemeinschaft der südwestdeutschen Geschichtsvereine zeigte; einer Organisationsform, für die das Thema „Gleichschaltung“ nicht zur Debatte stand. Nach Wackers Tod einte der Kampf um die Bewahrung ihrer Autonomie die beiden Freiburger Geschichtsvereine, als sie nämlich durch ihren gemeinsamen Widerstand eine funktionierende Arbeit der neu gegründeten Arbeitsgemeinschaft der Badischen Heimatvereine lange Zeit blockierten. Diese Zusammenarbeit war die Grundlage, auf der, nach dem Zusammenbruch des „Dritten Reiches“, das historische Vereinsleben in Freiburg gemeinsam neu belebt werden konnte: im neuen Breisgau-Geschichtsverein „Schau-ins-Land“.

²³² Vgl. BADER (wie Anm. 1), S. 10.

²³³ Vgl. zu seiner Biografie PAUL-LUDWIG WEINACHT: Leo Wohleb, in: Badische Biographien NF 3, hg. von BERND OTTNAD, Stuttgart 1990, S. 301-306.

²³⁴ Der neue Vorstand setzte sich folgendermaßen zusammen: Friedrich Hefe (1. Vorsitzender), Karl S. Bader (2. Vorsitzender), Federer (Kassier), Hertrich (Verwalter), Joseph L. Wohleb (Schriftführer), Friedrich Hefe (Schriftleiter der Zeitschrift) sowie als Beisitzer Leo Wohleb und Karl Martin. Vgl. StadtAF, K2/1/94, Protokoll der Gründungsversammlung.

Der SS-Arzt Josef Mengele zwischen Freiburg und Auschwitz

Ein örtlicher Beitrag zum Banalen und Bösen

Von
MARKUS WOLTER

„Do you know Mengele?“ – eine Revision

Josef Mengele in Freiburg? Folgt man den 2007 veröffentlichten Erinnerungen des Freiburger Alt-Oberbürgermeisters Dr. Rolf Böhme, so glaubte dieser zunächst noch an einen „Irrtum“ oder gar „schlechten Scherz“, als ihn am Samstag, dem 1. Juni 1985 ein Journalist der Washington Post anrief und ihn unvermittelt auf den seit Jahrzehnten weltweit gesuchten NS-Verbrecher und als „Todesarzt“ von Auschwitz berüchtigten SS-Hauptsturmführer Josef Mengele ansprach: „Do you know Mengele?“¹ Ob er denn wisse, dass dieser sich „in der Nazizeit in Freiburg aufgehalten hatte, hier verheiratet gewesen sei und seine Verwandten heute noch hier leben würden“? Böhme musste dem Journalisten wie sich selbst damals eingestehen, dass er von einem biografischen Bezug Mengeles zu Freiburg keinerlei Kenntnis gehabt hatte. Einigermaßen konsterniert habe er dem Journalisten am Telefon noch das Versprechen gegeben, sich über diese Angelegenheit zu informieren. Bereits am selben Abend hätten sich allerdings bei einem Treffen mit Freiburger Gemeinderatsmitgliedern eine „altgediente Stadträtin“ und einer ihrer Amtskollegen als unerwartet informierte Zeitzeugen erwiesen und inoffiziell bestätigt, was offenbar nicht nur dem US-Journalisten längst bekannt gewesen war: Der „hier verheiratete“ Mengele sei tatsächlich „während des Krieges“ mehrfach in Freiburg gewesen und war bei der Zeitzeugin – befremdlich genug – überdies als „sehr guter Tänzer“ in Erinnerung geblieben. Ferner wurde von einem der älteren Stadträte gesprächsweise bestätigt, dass sowohl Mengeles erste, wiederverheiratete Frau Irene Hackenjos als auch deren 1944 in Freiburg geborener Sohn Rolf Mengele in Freiburg lebten; dieser als Rechtsanwalt mit Kanzlei in der Rotlaubstraße und mit Eintrag im Freiburger Telefonbuch. „Das Ganze war nicht zu fassen“, so Böhme weiter: „Innerhalb von 12 Stunden bestätigten sich die Beziehungen Mengeles zu Freiburg und ich hatte als Bürgermeister von dieser Verbindung keine Ahnung gehabt.“² Schon am darauffolgenden Montag habe er deshalb umgehend „die zuständigen Amtsleiter“ ins Rathaus kommen lassen und einen „Schnellbericht nach Aktenlage“ zur Causa ‚Mengele in Freiburg‘ angeordnet. Jetzt hatte man offenbar keine Zeit mehr zu verlieren und wollte der Peinlichkeit abhelfen, ausgerechnet vor Ort ahnungslos zu sein. Und tatsächlich: Ein Blick in die Einwohnermeldekartei des zuständigen Einwohnermeldeamtes genügte offensichtlich und es fanden sich u.a. die Freiburger Meldekarten von Josef, Irene und Rolf Mengele. Wenn auch erst nach 1949 angelegt, belegen sie nicht nur die ordentliche Anmeldung der Familie Mengele in Freiburg für die Jahre 1943 und 1944, sondern auch die Wiederanmeldung Irene und Rolf Mengeles im Jahr 1949, die Ehescheidung von Josef und Irene

¹ ROLF BÖHME: Orte der Erinnerung – Wege der Versöhnung. Vom Umgang mit dem Holocaust in einer deutschen Stadt nach 1945, Freiburg/Basel/Wien 2007, hier das Kapitel „Do you know Mengele?“, S. 10-14, hier S. 11.

² Ebd., S. 12.

Mengele 1954 und im selben Jahr die erneute Eheschließung Irene Mengeles mit dem Freiburger Kaufmann Alfons Hackenjös.³

Der von Böhme in Auftrag gegebene „Schnellbericht“ erwies sich im Kontext einer neuen Sach- und Nachrichtenlage im Juni 1985 dennoch als schon bald überholt. Die journalistische Anfrage vom 1. Juni erging, kaum zufällig, nur wenige Tage vor einer in den amerikanischen und europäischen Medien verbreiteten Sensationsnachricht. Am 6. Juni 1985 wurde vor laufenden Fernsehkameras auf dem Friedhof „Nossa Senhora do Rosario“ der brasilianischen Stadt Embu bei São Paulo eine männliche Leiche exhumiert, bei der es sich, wie es hieß, um die sterblichen Überreste des seit 1959 wegen tausendfachen Mordes und medizinischer Verbrechen in Auschwitz, mit internationalem Haftbefehl zuletzt von der Staatsanwaltschaft Frankfurt 1981 gesuchten, ehemaligen SS-Arztes handelte. Dieser sei bereits 1979 bei einem Badeunfall im Küstenort Bertioga gestorben und unter dem falschen Namen seines Fluchthelfers Wolfgang Gerhard beerdigt worden. Augenblicklich überschlugen sich die Ereignisse und auch Freiburg geriet in den grellen Fokus der internationalen Medien. Amerikanische, englische, belgische, französische, schweizerische und deutsche Fernsehteams, Fotografen und Zeitungsjournalisten belagerten am 11. Juni 1985 die Kanzlei Rolf Mengeles in der Rotlaubstraße, um ein Interview, Bilder oder am besten beides zu bekommen.⁴ Angesichts der Ereignisabfolge an den Tagen davor musste den sogenannten „gut informierten Kreisen“ der Freiburg-Bezug Mengeles längst bekannt gewesen sein, vor allem aber die Tatsache, dass sowohl der Mengele-Sohn als auch dessen Mutter in Freiburg lebten. Von Rolf Mengele, von dem nun post festum zu lesen war, dass er seinen Vater 1977 – mit einem gefälschten Reisepass – in seinem brasilianischen Versteck besucht hatte,⁵ sah und hörte man an diesem Tag in Freiburg freilich nichts. Stattdessen ließ er in einer Presseerklärung aus München verlauten, er habe *keinen Zweifel, dass der Leichnam, der auf dem Friedhof in Embu, Brasilien, am 6. Juni 1985 exhumiert wurde, die sterblichen Überreste [s]eines Vaters* seien. Und wie beiläufig fügte er noch hinzu, dass er sich bereits 1979 in Brasilien *persönlich über die Umstände seines Todes vergewissert* habe. Den fragwürdigen Umstand, dass die Mitglieder der Mengele-Familie in Freiburg und Günzburg auch noch den Tod Josef Mengeles über Jahre geheimzuhalten versucht hatten, entschuldigte Rolf Mengele 1985 lapidar mit der Rücksichtnahme auf Mengeles südamerikanische Fluchthelfer, Sympathisanten und Asylgeber *for the last 30 years*, zuletzt Gitta und Geza Stammer, sowie Lieselotte und Wolfram Bossert. Die späte und knappe Erklärung, die Rolf Mengele in Vertretung durch seine Sprecherin und Schwägerin Sabine Hackenjös vor Journalisten verlesen ließ, endete – sechs Jahre nach dem Tod Mengeles – mit bloßen Worthülsen: Alle Opfer seines Vaters und deren Angehörige hätten sein *tiefstes Mitgefühl*.⁶

Dass die neue Sachlage Freiburg und seinen Oberbürgermeister 1985 so unvermittelt und unvorbereitet traf, mag daran gelegen haben, dass dem Thema ‚Mengele in Freiburg‘ davor nur

³ Heute Stadtarchiv Freiburg (StadtAF), Einwohnermeldekarte Josef Mengele, geb. 16.3.1911 in Günzburg; die Karte wurde vermutlich im Zusammenhang mit der Wiederanmeldung Irene Mengeles erst 1949 oder später angelegt; Einwohnermeldekarte Irene Mengele, geb. Schoenbein, wiederverheiratete Hackenjös, geb. 4.8.1917 in Leipzig, vermutlich anlässlich der Neuanmeldung 1949 angelegt und bis etwa 1985 aktualisiert; Einwohnermeldekarte Rolf Mengele, geb. 16.3.1944 in Freiburg.

⁴ Vgl. JOACHIM STERZ: Warten auf Rolf Mengele, in: *Badische Zeitung* v. 15.6.1985.

⁵ Darüber hatte der französische Rechtsanwalt und Historiker Serge Klarsfeld die Staatsanwaltschaft in Frankfurt bereits 1984 informiert, ohne dass diesem Hinweis nachgegangen worden war; vgl.: JAMES M. MARKHAM: Body is Mengele's his son declares, in: *New York Times* vom 12.6.1985.

⁶ Zit. nach: *New York Times* (wie Anm. 5). Vgl. ferner die von Rolf Böhme angelegte Sammlung der Presseartikel zum Fall Mengele im Jahr 1985: StadtAF, K1/146a Sammelband 1, Mengele in Freiburg.

geringe oder gar keine Bedeutung zugemessen worden war. Zur allgemein erst spät einsetzenden Aufarbeitung der NS-Zeit gehörte es in den ersten Nachkriegsjahrzehnten auch in Freiburg nicht, sich der hier geborenen oder niedergelassenen „Söhne und Töchter der Stadt“ im Rahmen einer lokalgeschichtlichen NS-Täterforschung anzunehmen. Zwar wurden 1985 einige der notwendigen Fragen unter dem Eindruck der Ereignisse gestellt; sie blieben aber, folgt man Böhmes knappen fünf Seiten Erinnerungen, bis heute ohne hinreichende Antworten: „Was hatte sich in unserer idyllischen (!) Stadt abgespielt? Wie nahe waren alltägliche Wohlanständigkeit und Normalität und der Abgrund unmenschlicher Grausamkeit und krimineller Verwerfung beieinander gewesen? Und wie konnte dies alles verdrängt worden sein?“⁷ Der karge Freiburger Aktenbericht zur Causa Mengele gab darauf sicher keine Hinweise, beschränkte sich wohl auch nur auf die Feststellung des Freiburger Wohnsitzes der Familie 1943 und 1944 und gab vor allem keinen Anlass, weitere Recherchen anzustellen. Vollkommen unbemerkt, jedenfalls unerwähnt blieb die Tatsache, dass Freiburg in der Chronologie der Strafverfolgung und Suche nach Josef Mengele bereits in den späten 1950er-Jahren an prominenter Stelle zu finden war. Die Staatsanwaltschaft am Freiburger Amtsgericht war es nämlich, die 1959 gleich zwei internationale Haftbefehle gegen den ehemaligen KZ-Lagerarzt erlassen hatte. Es waren die ersten Bemühungen der bundesdeutschen Justiz überhaupt, Josef Mengele – 14 Jahre nach der Befreiung von Auschwitz und im Vorfeld des Frankfurter Auschwitzprozesses 1963 bis 1965 – ausfindig zu machen und für seine Taten strafrechtlich zur Verantwortung zu ziehen.⁸ Doch wie war es dazu gekommen? Die Freiburger Haftbefehle sind Ausdruck und Ergebnis einer – inzwischen gut recherchierten – Ermittlungsgeschichte der Umwege, Flüchtigkeitsfehler und Nachlässigkeiten.⁹ Sie sei im Folgenden skizziert: Die Ulmer Nachrichten hatten in ihrer Ausgabe vom 1. Juli 1958 einen Auszug aus Ernst Schnabels Buch „Anne Frank, Spur eines Kindes“ vorabgedruckt, der folgende Frage nach Mengele enthielt: *Keiner weiß zum Beispiel, wo Dr. Mengele ist, ob er umkam oder ob er heute noch irgendwo lebt. Dr. Mengele war der Arzt, der bei den Selektionen [in Auschwitz] unter dem Scheinwerfer stand und nach rechts schickte oder nach links, je nachdem.*¹⁰ Daraufhin war in einem Brief einer anonym gebliebenen jungen Leserin an die Zeitungsredaktion die Vermutung zu lesen, in Mengeles Geburtsstadt Günzburg wüssten einige, wo er sich aufhalte; mit Sicherheit aber Mengeles Vater Karl Mengele, der es einer ehemaligen Hausgehilfin anvertraut habe.¹¹ Die Redaktion leitete diesen Brief weiter an Schnabel und dieser schickte ihn mit einem Begleitschreiben an die Staatsanwaltschaft in Ulm. Schnabels Begleitbrief wurde dabei als Strafanzeige gewertet und an die Staatsanwaltschaft in Memmingen abgegeben, die für Günzburg zuständig war. Noch im gleichen Monat wandte sich die Memminger Staatsanwaltschaft an die „Kriminals-Außenstelle“ Günzburg mit dem Ersuchen, *die Personalien des Beschuldigten*

⁷ BÖHME (wie Anm. 1), S. 14.

⁸ Der erste Haftbefehl der Staatsanwaltschaft am Amtsgericht Freiburg datiert vom 25.2.1959, der zweite, in den Anklagepunkten erweiterte Haftbefehl vom 5.6.1959. Vgl. Archiv der Staatsanwaltschaft beim Landgericht Frankfurt (Staatsanwaltschaft LG F/M), AZ 4.Js 340/68, Ermittlungsakten Mengele, Bd. 1, S. 277ff. und S. 493ff. Haftbefehl des Amtsgerichts Freiburg vom 25.2.1959, Bl. 287. Zit. nach SVEN KELLER: Günzburg und der Fall Josef Mengele. Die Heimatstadt und die Jagd nach dem NS-Verbrecher, München 2003, S. 122. Heute lagern die 292 Einzelbände der Ermittlungsakten zu Mengele im Hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, Abt. 631a.

⁹ Vgl. KELLER (wie Anm. 8), S. 120–122; vgl. auch IRMTRUD WOJAK: Fritz Bauer 1903–1968. Eine Biographie, München 2009, S. 309ff.

¹⁰ Zit. nach ULRICH VÖLKLEIN: Josef Mengele. Der Arzt von Auschwitz, Göttingen 1999, S. 252.

¹¹ Staatsanwaltschaft LG F/M, AZ 4.Js 340/68, Ermittlungsakten Mengele, Bd. 1, Bl. 7. Zit. nach KELLER (wie Anm. 8), S. 121.

und, wenn möglich, seinen derzeitigen Wohnsitz [...] festzustellen. Die Ermittlungen sollten im Übrigen so durchgeführt werden, dass sie den Angehörigen nicht zur Kenntnis kämen.¹² Den Kriminalisten dürfte es in ihren Ermittlungen 1958 unter Heranziehung amtlicher Meldekarten aus Günzburg und Autenried nicht unbekannt geblieben sein, dass Irene und Rolf Mengele im November 1944, aus Freiburg kommend, im Stammhaus der Mengeles in Günzburg, Am Stadtbach 4, untergekommen und 1949 aus dem nahegelegenen Autenried auch wieder nach Freiburg zurückgezogen waren. So lag es nahe, die Freiburger Behörden um Amtshilfe zu bitten und die Causa Mengele zu einer Freiburger Angelegenheit zu machen. Schon Ende August 1958 konnten die Günzburger Beamten das Ergebnis ihrer, wie sich noch herausstellen sollte, keineswegs verdeckten und überdies fehlerhaften Ermittlungen verkünden, dass *der letzte polizeiliche Meldeort des Dr. Josef Mengele von 1943 bis 1944 der Wohnsitz seiner Familie in Freiburg/Breisgau, Sonnenhalde [!]. Nr. 87 war, und dass sich dieser zuletzt im Jahre 1954 aus der Hauptstadt von Argentinien, Buenos Aires, Sarmiento 1875 Olivos, meldete.*¹³ Wegen der letzten, Freiburger Melde- und Wohnadresse in Deutschland vor 1945 wurde der Fall postwendend an die Staatsanwaltschaft in Freiburg abgetreten, was dem Memminger Staatsanwalt sicher nicht ganz unrecht war. In dem am 25. Februar 1959 von der Freiburger Staatsanwaltschaft erlassenen Haftbefehl gegen *den sich an unbekanntem Ort aufhaltende[n], geschiedene[n] Arzt Dr. phil., Dr. med Josef Mengele* war wie auch im zweiten, erweiterten Freiburger Haftbefehl vom 5. Juni 1959 zu lesen, was schon im Ermittlungsergebnis der Günzburger Polizei stand: Mengele sei *früher wohnhaft gewesen in Freiburg im Breisgau, Sonnhalde Nummer 87*. Diese Adressangabe stützte sich mit ziemlicher Sicherheit auf die fraglichen Freiburger Einwohnermeldekarten von Josef und Irene Mengele, sofern sie 1958 vorlagen. Auf beiden Karten findet sich als Wohnadresse der Eheleute Mengele entsprechend *Sonnhaldestr. 87* eingetragen. Eine genauere Sichtung und Überprüfung der Dokumente und Eintragungen war indessen unterblieben, sonst hätte sich ihre Fehlerhaftigkeit leicht erkennen lassen. Vor allem die nachträglich, um 1950 maschinenschriftlich angelegte, handschriftlich mehrfach ergänzte Meldekarte von Josef Mengele hält einer näheren Überprüfung nicht stand. Unter *Zu- und Abgang* finden sich hier, trotz des Verweises auf die *besondere Karte* Irene Mengeles, eigentümliche Mischangaben: Irene Mengeles Neuanmeldung vom 1. Mai 1949 – *von Autenried, Kreis Günzburg, Haus 36 [heute: Benno-Bichler-Platz 4] kommend* – mit dem bereits zu diesem Zeitpunkt zumindest sehr zweifelhaften Vermerk *Ehemann unbekannter Aufenthalt* sowie deren vorübergehende Abmeldung nach Düsseldorf am 3. Dezember 1953 und schließlich die korrekten Angaben zur Ehescheidung vor dem dortigen Landgericht am 25. März 1954. Als unerklärliche Falschangaben erweisen sich die Einträge zum Tod von Mengeles Vater, Karl Mengele sen., der 1959 starb und seiner Mutter Walburga („Wally“), die 1946 starb; beide jedoch in Günzburg und nicht, wie in der Meldekarte geschrieben, in Freiburg. Ebenso unerklärlich bleibt, dass als Glaubensbekenntnis des Zeit seines Lebens katholischen Josef Mengele von der Freiburger Meldebehörde *ev.[angelisch]* eingetragen worden war.

Nicht zuletzt ist es die in beiden Meldekarten angegebene Wohnadresse der Eheleute Mengele 1943 bis 1944, die nachweislich falsch ist: *Sonnhaldestr. 87*. Dem ausstellenden Einwohner-

¹² Ebd., Bl. 11. Zit. ebd.

¹³ Ebd., Bl. 33-36. Zit. ebd. Simultan mit den Memminger Ermittlungen stellte das Internationale Auschwitz Komitee (IAK) unter seinem Generalsekretär Hermann Langbein eine erste Strafanzeige gegen Mengele. Dem Auschwitz-Überlebenden Langbein war es gelungen, die Düsseldorfer Scheidungsunterlagen Mengeles von 1954 und damit u.a. dessen damalige Adresse in Argentinien ausfindig zu machen (vgl. Anm. 107). Langbein wurde aufgrund des in den Scheidungspapieren erwähnten letzten Freiburg-Aufenthalt ebenfalls beim Freiburger Staatsanwalt vorstellig. Vgl. Staatsanwaltschaft LG F/M, AZ 4 Js 340/68, Ermittlungsakten Mengele, Bd. 1, S. 282. Vgl. WOJAK (wie Anm. 9), S. 310.

meldeamt um 1950 und den Ermittlungsbehörden 1958 muss entgangen sein, dass diese Adresse für die angegebene Zeit gar nicht stimmen konnte. Dass der offizielle Straßename bereits seit 1938 *Sonnhalde* lautete, kann in diesem Zusammenhang unberücksichtigt bleiben. Es hätte nur eines Blickes in die Freiburger Adressbücher bedurft, um festzustellen, dass die erstmals im Jahr 1936 ausgewiesene *Sonnhaldestraße* anfänglich nur aus vier Wohnhäusern bestand und erst in den folgenden zwanzig Jahren langsam den Hang aufwärts erschlossen und bebaut worden war.¹⁴ In den zur Rede stehenden Jahren 1943 und 1944 hatte es das Haus Sonnhalde Nummer 87 jedenfalls noch gar nicht gegeben; es ist erstmals im Adressbuch 1954 zu finden und wurde frühestens im Jahr 1953 gebaut und bezogen. Dass dies in Freiburg übersehen wurde und als Fehler in die zwei Haftbefehle 1959 Eingang fand, wirft ein insgesamt ungünstiges Licht auf Güte und Nachdruck der Ermittlungsarbeit vor Ort. Auch wurde dieser Fehler in allen einschlägigen Mengele-Monographien bis in die Gegenwart fortgeschrieben und bislang weder bemerkt noch berichtet.¹⁵ Wann und wo aber lebte die Familie Josef und Irene Mengele dann in Freiburg?

Sonnhalde 81 / bei Schoenbein – Familie im Fronturlaub

Dass die Polizei- und Justizbehörden 1958 die Stimmigkeit der Freiburger Meldeadresse Mengeles 1943 bis 1944 nicht genauer oder gar nicht überprüften, hatte seinen Grund vermutlich in der Fokussierung auf die ermittelten und mutmaßlich aktuellen Fluchtadressen des gesuchten SS-Arztes in Buenos Aires. Was sie sich offenbar gar nicht fragten: Warum war Josef Mengele während des Krieges überhaupt nach Freiburg gekommen und (nur) in den fraglichen Jahren dort gemeldet? Zuvor war sein mehrjähriger Wohnsitz Frankfurt a.M. gewesen, wo er seit Anfang 1937 am Institut für Erbbiologie und Rassenhygiene an der Frankfurter Universität unter dessen Direktor Otmar Freiherr von Verschuer (1896-1969) an seiner fragwürdigen wissenschaftlichen Karriere arbeitete; zunächst als Medizinalpraktikant und Volontär, dann als Assistent seines Doktorvaters Verschuer, bei dem er im Juni 1938 *summa cum laude* zum Dr. med. promoviert wurde.¹⁶ Es sind offenkundig familiäre Bande, die Mengeles Orientierung nach Freiburg motiviert haben. Der Umzug der auf der Meldekarte mit *Harry Sch.* und *Elise Sch., geb. Stöckle* eingetragenen Schwiegereltern 1940 von Leipzig nach Freiburg – beide mit dem jeweiligen Zusatz *lebt in Freiburg* versehen – und der gleichzeitige Studienortwechsel seiner Frau Irene Mengele nach

¹⁴ Vgl. die von der Universitätsbibliothek Freiburg erstellten Digitalisate der überlieferten Adressbücher der Stadt Freiburg 1798-1970 im Internet unter <http://www.ub.uni-freiburg.de/?id=adressbuecher>.

¹⁵ So zu finden in VÖLCKLEIN (wie Anm. 10), S. 253, zuletzt auch in KELLER (wie Anm. 8), S. 121.

¹⁶ Tag der mündlichen Prüfung: 24.6.1938. Thema der 42-seitigen Dissertation: „Sippenuntersuchungen bei Lippen-Kiefer-Gaumenspalte“. Veröffentlicht in: Zeitschrift für menschliche Vererbungs- und Konstitutionslehre 23 (1939). Die Frankfurter Promotion im Fach Medizin war Mengels zweiter akademischer Abschluss. Bereits 1935 war er unter Prof. Theodor Mollison an der Universität München im Fach Anthropologie – ebenfalls *summa cum laude* – zum Dr. Phil. promoviert worden. Thema der Dissertation: „Rassenmorphologische Untersuchungen des vorderen Unterkieferabschnittes bei vier rassischen Gruppen“. Veröffentlicht in: Gegenbaurs Morphologisches Jahrbuch. Eine Zeitschrift für Anatomie und Entwicklungsgeschichte 79 (1937), S. 60-116. Zum Frankfurter Institut für Erbbiologie und Rassenhygiene unter Verschuer allgemein vgl. PETER SANDNER: Das Frankfurter „Universitätsinstitut für Erbbiologie und Rassenhygiene“. Zur Positionierung einer „rassenhygienischen“ Einrichtung innerhalb der „rassenanthropologischen“ Forschung und Praxis während der NS-Zeit, in: „Beseitigung des jüdischen Einflusses ...“. Antisemitische Forschung, Eliten und Karrieren im Nationalsozialismus, hg. vom Fritz Bauer Institut, Frankfurt a.M./New York 1999, S. 73-100. Zu Josef Mengeles Frankfurter Zeit als Assistent von Verschuer vgl. BENJAMIN ORTMAYER: Jenseits des Hippokratischen Eids: Josef Mengele und die Goethe-Universität, Frankfurt 2014.

Freiburg im selben Jahr waren letztlich der Grund dafür, dass Freiburg auch für Josef Mengele zur „Wahlheimat“ in Zeiten des Krieges werden sollte.

Kennengelernt hatte Mengele seine spätere Ehefrau und deren Eltern während der ersten vier Monate seines Medizinalpraktikantenjahres von September bis Dezember 1936 an der Medizinischen Universitätsklinik in Leipzig. Die damals 19-jährige Abiturientin Irene Maria Schoenbein (1917-1995) war die Tochter des technischen Direktors Heinrich („Harry“) Schoenbein (1883-1966)¹⁷ und seiner in Freiburg geborenen Gattin Elise Stöckle (1888-1983). Nach bestandenerm Abitur an der Leipziger Aufbauschule zu Ostern 1937 und nach absolviertem Reichsarbeitsdienst in Mecklenburg schrieb sich Irene Schoenbein im Wintersemester 1937/38 im Fach Französisch an der Universität Neuchâtel, Schweiz, ein.¹⁸ Das Paar heiratete am 28. Juli 1939 in Oberstdorf und war ab 26. August 1939 mit gemeinsamer Adresse in der Eysseneckstr. 49 im Frankfurter Nordend gemeldet (Abb. 1).¹⁹ Für das Mitglied der NSDAP (1. Mai 1937, Nr. 5574974) und Allgemeinen SS (1. Mai 1938, SS-Nr. 317885), den promovierten Anthropologen und Arzt Josef Mengele, änderte der Kriegsausbruch 1939 an der beruflichen und privaten Situation zunächst einmal nichts. Seine Promotion 1938 fiel in die Zeit seines Antritts der besagten Assistentenstelle an Verschuers Institut am 1. Juni 1938, die laut Schreiben des Universitätskuratoriums vom 12. April 1940 sogar nochmals bis zum 31. Mai 1942 hätte verlängert werden sollen.²⁰ Spätestens mit Mengeles Einberufung in die Wehrmacht 1940 muss aber Frankfurt als Wohnsitz des Paares zur Disposition gestanden haben bzw. aufgegeben worden sein.²¹ Irene Mengele hatte zu diesem Zeitpunkt ihr Französisch-Studium in der Schweiz abgebrochen und ein Studium im Fach Kunstgeschichte aufgenommen. Immatrikuliert war sie in ihrem neuen Fach erstmals zum 15. April 1940 an der Universität Freiburg.²² Die Entscheidung für Freiburg als Studienort mag dabei

¹⁷ Die von der „Neuen Deutschen Biographie“ (NDB) (<http://www.deutsche-biographie.de/sfz61659.html>) und einigen Mengele-Biografen für Harry Schoenbein angegebene Berufsbezeichnung (Universitäts-) „Professor“ entbehrt jeglicher Grundlage. Der als Heinrich Schoenbein am 1.10.1883 im schweizerischen Fribourg zur Welt gekommene Schriftsetzer brachte es zu einem (technischen) Direktor und Kaufmann. Er war, aus Genua kommend, erstmals 1907 in Freiburg gemeldet. Die Eheschließung mit der gebürtigen Freiburgerin Elise Stöckle (1888-1983) erfolgte am 17.8.1912 in Freiburg. Im Freiburger Eheregistereintrag Nr. 366/1912 (StadtAF) lautet seine Berufsangabe noch *Buchdruckereifaktor*. In den Leipziger Adressbüchern der Jahre 1917 und 1924 wird er als *Korrespondent* ausgewiesen. Schließlich findet sich in Harry Schoenbeins Freiburger Einwohnermeldekarte (StadtAF) die Berufsangabe *Rentner* und *Direktor i.R.*, letztere Bezeichnung auch in den Freiburger Adressbüchern 1941ff. Harry Schoenbein starb am 3.9.1966 in Freiburg und liegt in einem Familiengrab zusammen mit seiner Frau Elise Schoenbein und der Tochter Irene Hackenjös auf dem Freiburger Hauptfriedhof begraben.

¹⁸ Matrikelkartei, Universitätsarchiv Freiburg (UAF), B 16, Irene Mengele.

¹⁹ Institut für Stadtgeschichte (Stadtarchiv) Frankfurt a.M., Hausstandsbuch 362, Eysseneckstr. 49, Josef und Irene Mengele. Vermerkt ist im Hausstandsbuch ferner, dass Josef Mengele aus Bonn und Irene Mengele aus Westerland/Sylt kommend sich mit diesem Datum in Frankfurt angemeldet haben.

²⁰ Vgl. die Personalakte Mengele im Universitätsarchiv Frankfurt; vgl. hierzu vor allem Udo BENZENHÖFER: Bemerkungen zum Lebenslauf von Josef Mengele unter besonderer Berücksichtigung seiner Frankfurter Zeit, in: Hessisches Ärzteblatt 4/2011, S. 228–239, hier S. 229.

²¹ Mengeles Einberufung zur 6. Kompanie, Sanitäts-Ersatz-Bataillon 9, Kassel, erfolgte zum 15.6.1940. Im Frankfurter Hausstandsbuch (wie Anm. 19) ist seine Frankfurter Abmeldung am 14.6.1940 vermerkt: *Zum Heeresdienst abgem.*, während die Angaben zu Irene Mengele noch bis zu deren „Ummeldung“ nach München am 11.1.1941 reichen, den Wohnsitzwechsel nach Freiburg indessen nicht registrieren.

²² Irene Mengele ist zum 2. Trimester 1940 (15.4.-31.7.1940) und bis Ende des 3. Trimesters Anfang 1941 an der Universität Freiburg im Fach Kunstgeschichte immatrikuliert (vgl. Matrikelkartei, UAF, B 16, Irene Mengele). Lehrstuhlinhaber war das NSDAP-Mitglied Prof. Kurt Bauch.



Abb. 1

Irene und Josef Mengele auf Hochzeitsreise, August 1939, Sylt (Fotografie Sammlung Hermann G. Abmayr).

durch den zeitnahen Umzug ihrer Eltern von Leipzig nach Freiburg beeinflusst worden sein. In deren neuen Domizil, einer geräumigen Dreizimmer-Mietwohnung mit Balkon in einem 1937/38 gebauten Haus in der Sonnhalde Nr. 81 (nicht 87!), konnte auch die verheiratete Studentin Irene Mengele in ihren beiden Freiburger Trimestern 1940 ohne größere Umstände und eigene Meldeadresse unterkommen.²³ Wären die Meldekarten und die dort eingetragene Freiburger Wohnadresse von Irene Mengeles Eltern in den Jahren 1940 bis 1944 berücksichtigt worden, hätte die Abweichung der Hausnummer in den Meldekarten von Irene und Josef Mengele sicher für eine Überprüfung Anlass gegeben. Die Fehler bei der Anfertigung dieser Karten wären womöglich aufgefallen oder gar nicht erst entstanden.²⁴ Es gehört im Zusammenhang dieser Nachlässigkeiten bei Bestimmung der Freiburger Wohnadresse der Mengeles zu den unerklärlichen Befunden der digitalen Bildverbreitung, dass ausgerechnet die bekanntesten der überlieferten Fotografien,

²³ Das Haus Sonnhalde 81 und das baugleiche Nachbarhaus Sonnhalde 83 wurden erstmals in das Adressbuch des Jahres 1938 aufgenommen, das den Stand des Jahres 1937 wiedergibt (Drucklegung Anfang 1938). Die drei Wohnetagen bewohnten in den Folgejahren jeweils wechselnde Mietparteien. Bauherr und Eigentümer beider Häuser war bis weit in die Nachkriegszeit der Gastwirt Willi Feist, der selbst bis 1940 in der dritten Etage des Hauses Nr. 81 wohnte. Als Harry und Elise Schoenbein 1940 zusammen mit Irene Mengele in der zweiten Etage einzogen, war die Wohnung der ersten Etage an den Kaufmann Hans Berndt, später an den Arzt Dr. med. Woldemar Mobitz vermietet. Über den Schoenbeins lebte in diesen Jahren die Konrektorin a. D. Anna Henrichs.

²⁴ Vgl. StadtAF, Einwohnermeldekarten von Harry Schoenbein, geb. 1.10.1883 in Fribourg, Schweiz, gest. 3.9.1966 in Freiburg und Elise Schoenbein, geb. Stöckle, geb. 22.11.1888 in Freiburg, gest. 31.5.1983 in Freiburg.



Abb. 2

Dr. med. et Dr. phil. Josef Mengele in Freiburg, Balkon des Hauses Sonnhalde 81, vermutlich erster Aufenthalt in Freiburg, Frühsommer 1940 (Foto in unbekanntem Privatbesitz, Urheberrechte nicht zu ermitteln).



Abb. 3

SS-Obersturmführer Josef Mengele in Freiburg, Balkon des Hauses Sonnhalde 81, vermutlich im Fronturlaub, August 1942 (Foto in unbekanntem Privatbesitz, Urheberrechte nicht zu ermitteln).

die Josef Mengele privat oder in SS-Uniform zeigen, bis auf wenige Ausnahmen bislang weder lokalisiert noch datiert wurden. Gleichwohl fanden sie im Internet ohne Provenienz- oder Quellenangaben durch Privatnutzer und diverse Geschichts-Foren weiteste Verbreitung. Mit hinreichender Orts- und Biografiekenntnis und sensibilisiert durch die entsprechende Fragestellung gelang es nun erstmals, sie im Vorfeld dieser Recherchen örtlich und – mit geringer Unschärfe – auch zeitlich zuzuordnen bzw. zu erschließen. Bei mindestens zwei der fraglichen Mengele-Fotografien ist das Ergebnis eindeutig: Die frühere zeigt Josef Mengele in Zivil, vermutlich vor seiner Einberufung zur Wehrmacht bei seinem ersten Freiburgaufenthalt im Frühsommer 1940; die später entstandene ist eine der verbreitetsten und zugleich beklemmendsten Mengele-Fotografien überhaupt und zeigt ihn daselbst im Hochsommer 1942 in der Uniform der Waffen-SS im Rang eines SS-Obersturmführers. Beide sind, wie sich zweifelsfrei bestimmen lässt, mit gleicher Kameraausrichtung zur Eichhalde hin auf dem Balkon der Schoenbein-Wohnung in der zweiten Etage des Hauses Sonnenhalde 81 aufgenommen. Hinreichend belegt wurde dies zuletzt durch einen Ortstermin 2013 und eine vergleichende Dokumentation des Altbaus aus den 1930er-Jahren mit seinem einzelnen, rückseitig gelegenen Balkon, der charakteristischen Dachtraufe und dem Fenstergewände. Die Fotografien sind vermutlich Privataufnahmen von der Hand Irene Mengeles und stammen aus dem Nachlass der Familie(n) Schoenbein-Mengele, dessen Provenienz und Verbleib allerdings unbekannt sind (Abb. 2 und 3).

Um diese Fotografien im Rahmen unserer Untersuchung mit Erkenntnisgewinn zu lesen, ist ihr geschichtlicher und biografischer Kontext zu rekonstruieren.²⁵ Unter seinem akademischen Mentor Otmar von Verschuer am Frankfurter Institut für Erbbiologie und Rassenhygiene ausgebildet und als dessen „wissenschaftlicher Assistent“ mit besten Aussichten für eine akademische Karriere in der im Nationalsozialismus besonders ideologisierten und von der NS-Rassenlehre infiltrierten und beherrschten Leitwissenschaften „Anthropologie“ und „Eugenik“ tätig, muss die Einberufung in die Wehrmacht für den noch nicht 30-jährigen Mengele zur Unzeit gekommen sein. Sie drohte die Karriereplanung des überehrgeizigen Rassenhygienikers mit NSDAP- und SS-Mitgliedsausweis zu durchkreuzen. „Weltanschaulich“ und rassenideologisch mit seinem Vorgesetzten Verschuer davon überzeugt, dass in diesem Krieg „die mit uns geführten vereinten Völker mehr und mehr erkennen, dass die Judenfrage eine Rassenfrage ist, und dass sie deshalb eine Lösung finden muss, wie sie von uns zunächst für Deutschland eingeleitet wurde“,²⁶ sollte sich der bisherige „Arbeiter der Stirn“ nun fern von Katheder und Institutsschreibtisch bei der kämpfenden Truppe im ausgerufenen „Weltanschauungs- und Vernichtungskrieg“ bewähren. Zwar führte ihn das Personal- und Vorlesungsverzeichnis der Universität Frankfurt vom Wintersemester 1938/39 noch bis ins Wintersemester 1943/44 (!) als Assistent des Instituts für Erbbiologie und Rassenhygiene, doch wurde Mengele zum 15. Juni 1940 zur Frontausbildung in

²⁵ Bei drei weiteren Fotografien, die aus Platzgründen hier nicht abgebildet werden können, ist es aufgrund der identischen Zivil-Kleidung Mengeles, des gleichen Aufnahmемusters und der örtlichen Gegebenheiten ebenfalls möglich, sie zeitnah der im Frühsommer 1940 aufgenommenen Fotografie zuzuordnen. Zwei davon zeigen Mengele vermutlich im Freiburger Stadtgarten. Eine Fotografie zeigt Mengele auf einem Fahrrad, lt. BYHAN (wie Anm. 47) bei einem Urlaubsaufenthalt 1938 im Glottertal, wahrscheinlicher aber ebenfalls im Jahr 1940 und möglicherweise in Alt-Herdern. Auf einer späteren Fotografie sieht man ihn, wie auch auf dem Porträt vom August 1942, als SS-Obersturmführer mit Eisernem Kreuz II. Klasse in einem Zugabteifenster vor Abfahrt des Zuges. Denkbar wäre, dass sie am Ende seines Freiburger Fronturlaubs 1942 von seiner Frau aufgenommen wurde. Vgl. Digitalisate: StadtAF, M2/541.

²⁶ OTMAR VON VERSCHUER in: Der Erbarzt, Januar 1940, zit. nach BENNO MÜLLER-HILL: Das Blut von Auschwitz und das Schweigen der Gelehrten, in: Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus, hg. von DORIS KAUFMANN, Göttingen 2000, S. 189-227, hier S. 193.

einer Ersatzeinheit der Wehrmacht, der 6. Kompanie des Sanitäts-Ersatz-Bataillons 9 in Kassel zugewiesen. Nach eigenen Angaben von einem Ausbilder „schikaniert“ und um die Wehrmacht so schnell wie möglich wieder verlassen zu können, meldete sich Mengele nach nur vier Wochen im Juli 1940 freiwillig zur Waffen-SS. Mit den ideologischen Vorgaben eines „nationalsozialistischen, soldatischen Ordens nordisch bestimmter Männer“²⁷ konnte sich Mengele in der Waffen-SS fortan als NS-„Weltanschauungskämpfer“ sehen, was seinem gestiegenen Selbstbewusstsein und Selbstverständnis zu Beginn seiner Karriere im nationalsozialistischen Wissenschaftsbetrieb eher entsprach. Zugleich aber wurde er so zu einem per SS-Treueeid „bis in den Tod“ eingeschworenen Angehörigen dieser für eine Vielzahl schwerer Kriegsverbrechen verantwortlichen Einheiten, die zusammen mit den 1940 organisatorisch eingegliederten SS-Totenkopfverbänden die Exekutivorganisation des Konzentrationslagersystems und des Holocaust bildeten. In letzter Konsequenz sollte Mengeles Waffen-SS- und Wissenschafts-Karriere 1943 in Auschwitz-Birkenau kulminieren.

Mengele, der im Rang eines SS-Hauptscharführers der Reserve in die Waffen-SS aufgenommen und rückwirkend zum 1. August 1940 zum SS-Untersturmführer befördert worden war, durchlief bis zum 4. November 1940 zunächst die übliche militärärztliche Ausbildung bei der Sanitätsinspektion der Waffen-SS.²⁸ Im November 1940 erfolgte die vorübergehende Versetzung des SS-Offiziers zum Rasse- und Siedlungshauptamt (RuSHA) der SS, Abteilung II des Sippenamtes, in Berlin, das für Angelegenheiten der „Erbgesundheitspflege und für Erbgesundheitsprüfungen“ zuständig war.²⁹ Worin Mengeles Tätigkeit für das RuSHA bzw. Sippenamt in der Folgezeit genau bestand, ist nicht bekannt. In der Mengele-Literatur wird angenommen, dass er in Posen Gutachten für den „Reichskommissar für die Festigung deutschen Volkstums“ (Heinrich Himmler) über die „rassische Einstufung volksdeutscher Rückwanderer“ aus der damals noch mit dem Deutschen Reich verbündeten Sowjetunion erstellte.³⁰ Mengele wurde daraufhin und noch vor dem Angriff Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 zu der am 20. November 1940 aufgestellten Waffen-SS-Division „Wiking“ versetzt. Für Mengele, der es gar nicht habe erwarten können, zur Front abkommandiert zu werden und seinen Gestellungsbefehl freudig begrüßte, bedeutete dieser Krieg nach eigenen späteren Aufzeichnungen den „letzten Verzweiflungskampf der deutschen Nation um ihre gefährdete Existenz“.³¹ Dass er ihn in den Reihen von Himmlers „Elitetruppen“, in einer Division der Waffen-SS gegen die Sowjetunion führte, hat er neben seinen späteren Orden und Ehrenzeichen vermutlich als die größte Auszeichnung empfunden. Die Überlieferungssituation zu Mengeles Fronteinsatz in der Ukraine und in Russland 1941/42 ist auf Grundlage von Mengeles SS-Offizierspersonalakte (SSOA) insgesamt ungünstig

²⁷ So die Definition des Reichsführers SS Heinrich Himmler; erstmals in: Die Schutzstaffel als antibolschewistische Kampforganisation, München 1936, S. 31.

²⁸ Bundesarchiv Berlin, SS-Offizierspersonalakte Mengele, Bl. 395. Zit. nach ACHIM TRUNK: Zweihundert Blutproben aus Auschwitz. Ein Forschungsvorhaben zwischen Anthropologie und Biochemie (1943-1945), Berlin 2003.

²⁹ Der Eintrag in Mengeles SS-Mitgliedskarte lautet: *Kdt. R. u. S. Abt. Sip. II*. Das Datum ist einem Brief der Sanitätsinspektion der Waffen-SS an das RuSHA vom 5. November 1940 zu entnehmen. Vgl. ebd., SSOA Mengele, Bl. 403, zit. nach TRUNK (wie Anm. 28), S. 12.

³⁰ So TRUNK (wie Anm. 28), S. 12 und VÖLKLEIN (wie Anm. 10), S. 90. Ferner erwähnt Völklein ohne Quellenangabe eine vorübergehende Tätigkeit an der „Umsiedlungsstelle“ in Lodz. Zu den in der Literatur genannten möglichen Tätigkeiten Mengeles nach seiner Versetzung an das RuSHA siehe allgemein die Zusammenstellung in BENZENHÖFER (wie Anm. 20), S. 230.

³¹ Vgl. GERALD L. POSNER/JOHN WARE: Mengele. Die Jagd auf den Todesengel, Berlin/Weimar 1993, S. 34f. Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel: Mengele. The Complete Story, New York 1986.

und teils widersprüchlich. Auch wenn in der Personalakte erst mit dem Beförderungsvorschlag zum SS-Obersturmführer vom 24. November 1941 ein Dokument vorliegt, das Mengele als *Arzt SS-Division ,Wiking‘* bestätigt³², spricht vieles dafür, dass er in der Division „Wiking“ schon von Beginn an am Russlandfeldzug teilnahm.³³ Im zugehörigen SS-Pionier-Bataillon 5 war Mengele als Truppenarzt und SS-Sanitätsoffizier am Vormarsch der SS-Division „Wiking“ von Galizien durch die Ukraine und über den Dnjepr nach Rostow am Don beteiligt. Die Stadt am Asowschen Meer, die bereits im November 1941 von deutschen Wehrmachts- und Waffen-SS-Verbänden vorübergehend eingenommen worden war, wurde im Rahmen der Operation „Fall Blau“ am 24. Juli 1942 von Einheiten der SS-Division „Wiking“ zum zweiten Mal besetzt. Den Kaukasus erreichte Mengeles Pionierbataillon schließlich Anfang November 1942 am Fluss Terek. Die Personalakte verzeichnet weitere Daten: Bereits am 14. Juli 1941 war Mengele mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse ausgezeichnet worden, das aufgrund einer Verordnung Hitlers von 1939 „für besondere Tapferkeit vor dem Feind“ in diesem Krieg millionenfach verliehen wurde. Nachweislich zum 30. Januar 1942 erfolgte seine Beförderung zum SS-Obersturmführer und auf den 17. Juli 1942 datiert ein „Personalbefehl“: Mengele sollte mutmaßlich nach einer Verwundung im Juli 1942 zum 23. Juli 1942 den Posten mit einem anderen SS-Arzt tauschen und von der Front in Rostow an die Dienststelle „Reichsarzt SS“ in Berlin versetzt werden. Die bislang verbreitete Annahme, Mengele habe diesen Dienst tatsächlich angetreten, wird durch die neue Quellensituation (siehe unten) widerlegt. Als gesichert kann nunmehr gelten, dass er seinen seit 1941 kontinuierlichen Einsatz in der SS-Division „Wiking“ auch nach seiner Verwundung, für die ihm wahrscheinlich noch im Juli 1942 das Verwundetenabzeichen in Schwarz verliehen wurde, fortsetzte und im Herbst 1942 mit dem SS-Pionierbataillon weiter bis an den Kaukasus vorrückte.³⁴ Obwohl die Offiziersakte keine Hinweise darauf enthält, dass Mengele zwischen Juni 1941 und Januar 1943 Front- oder Genesungsurlaub bekommen und sich in Freiburg aufgehalten hat, ermöglicht die Verleihung des Verwundetenabzeichens in Verbindung mit den bekannten Beförderungsdaten eine hinreichend genaue Datierung der fraglichen Fotografie aus Freiburg (Vgl. Abb. 3). Sie zeigt Mengele im Rang eines SS-Obersturmführers (30. Januar 1942), ausgezeichnet mit dem EK II und bereits mit dem besagten Verwundetenabzeichen an der linken Brusttasche (terminus post quem: Juli 1942) und dokumentiert somit Mengeles ersten, möglicherweise einzigen Freiburger Fronturlaub als SS-Truppenarzt im August 1942.³⁵ Bereits Anfang September 1942 wieder an der

³² Zit. nach TRUNK (wie Anm. 28), S. 13; Bundesarchiv Berlin, SSOA Mengele, Bl. 404f.

³³ So wird in seiner Beurteilung durch den SS-Standortarzt von Auschwitz, SS-Hauptsturmführer Eduard Wirths, vom August 1944 festgestellt: *Vor dem Feinde hat er sich während des Ostfeldzuges von Juni 1941 bis Juni (!) 1943 glänzend bewährt.* Vgl. HELENA KUBICA: Dr. Mengele und seine Verbrechen im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau, in: Hefte von Auschwitz 20 (1997), S. 414f. Ein Studienfreund Mengeles, der damalige Truppenarzt Kurt Lambertz (vgl. Anm. 124), erinnerte sich an ein Zusammentreffen mit Mengele in Dnepropetrowsk (Ukraine) im Sommer 1941; vgl. VÖLKLEIN (wie Anm. 10), S. 91. Vgl. ferner KELLER (wie Anm. 8), S. 19-21.

³⁴ Vgl. auch KELLER (wie Anm. 8), S. 22-25. Der spätere SS-Lagerarzt von Auschwitz, Horst Fischer (vgl. Anm. 119), der Mengele bei der Division „Wiking“ kennengelernt hatte, erklärte, Mengele habe den *Vormarsch [...] als Truppenarzt der Pionierabteilung bis zum Fluss Terek [am Kaukasus] miterlebt*, Zit. ebd., S. 24.

³⁵ Eine spätere Entstehung der Fotografie kann ausgeschlossen werden. In den Sommern der beiden Folgejahre 1943 und 1944 war Mengele bereits zum SS-Hauptsturmführer (20.4.1943) befördert und versah seinen „Dienst“ in Auschwitz-Birkenau. POSNER/WARE (wie Anm. 31), die diese Fotografie in der Originalausgabe von 1986 erstmals abbilden – sie fehlt in der deutschen Ausgabe von 1993 – datieren sie auf „just prior to his 1942 departure for the eastern front“, aber ohne sie zu lokalisieren.

Front zurückgemeldet,³⁶ wurde Mengele – vom Kommandeur seines Pionierbataillons und vom Divisionsarzt unterstützt – am 13. Oktober 1942 zur Beförderung zum SS-Hauptsturmführer vorgeschlagen, dem ein halbes Jahr später, am 20. April 1943, auch entsprochen wurde. Mengele, so hieß es im Beförderungsvorschlag, sei ein *besonders tüchtiger Truppenarzt* und hätte mit der *vollen Erfüllung seiner Dienststellung als Truppenarzt des SS-P.-Batl. 5* die Voraussetzungen zu dieser Beförderung erfüllt.³⁷ Und noch weitere Auszeichnungen „verdiente“ sich der SS-Truppenarzt während des Russlandfeldzugs: zum einen die für alle Betroffenen ab August 1942 obligatorische „Medaille Winterschlacht im Osten 1941/42“ und schließlich das Eiserne Kreuz erster Klasse (EK I), das ihm für seinen Einsatz in Rostow/Bataisk (Juli 1942) ebenfalls im Jahr 1942 verliehen wurde.³⁸ Die Auszeichnungen trug Mengele später auch als Lagerarzt von Auschwitz-Birkenau an seiner Uniform, obschon ihm das besagte EK I bei einem Motorradunfall (!) im Lagerbereich im Juni 1943 verloren gehen sollte.³⁹ Vermutlich nach einer neu-erlichen Verwundung wurde Mengele am 14. Februar 1943 zum SS-Infanterie-Ersatz-Bataillon „Ost“ nach Berlin versetzt, was für seine weitere „Verwendung“ folgenreich sein sollte.⁴⁰ Denn zu dieser Zeit arbeitete auch sein Frankfurter Mentor und Vorgesetzter Verschuer in Berlin. Er hatte dort bereits am 1. Oktober 1942 die Nachfolge des Freiburger Anthropologie-Professors Eugen Fischer (1874-1967), des langjährigen Direktors des Kaiser-Wilhelm-Instituts (KWI) für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik (1927-1942), angetreten und scharte nun am KWI seine ehemaligen Frankfurter Assistenten um sich – Heinrich Schade, Hans Grebe, später Fromme und Mengele.⁴¹ Der Rassenhygieniker Eugen Fischer, einer der entschiedens-ten Verfechter der NS-Rassenideologie, hatte sich als Emeritus 1942 ins Altenteil nach Frei-burg zurückgezogen, blieb aber über die Vorgänge am Berliner KWI bestens informiert: Ver-schuer schrieb ihm am 25. Januar 1943: *Vor wenigen Tagen ist mein Assistent Mengele in 2 Tagen von Salsk im Flugzeug nach Deutschland gekommen. Er hat bei der SS-Division ‚Wiking‘ die ganzen Kämpfe mitgemacht, ist mit dem EK I ausgezeichnet und zunächst zu einer Dienststelle hier nach Berlin versetzt, so daß er daneben am Institut etwas tätig sein kann.*⁴²

³⁶ Vgl. den Feldpostbrief von der Front vom 2.9.1942 im Anhang (Brief 4); vgl. ebd. Abb. 6, die wenig später aufgenommene und rückseitig auf *Oktober 1942* datierte Fotografie aus der Sammlung Hermann G. Abmayr.

³⁷ Zit. nach TRUNK (wie Anm. 28), S. 13, Bundesarchiv Berlin, SSOA, Bl. 412. Beförderungsvorschlag und Beiblatt zum Beförderungsvorschlag, 13.10.1942. Zum Nachweis der Beförderung zum *SS-Hauptsturmführer der Reserve* vgl. auch SS-Verordnungsblatt vom 20.04.1943: Unter *Reserveführer: Mengele, Dr. Josef / SS-Nr. 317885 / SS-Sanitätsamt*.

³⁸ Mengele soll zwei verwundete Soldaten unter Feindbeschuss aus einem brennenden Panzer gerettet haben; so Irene Mengeles Erinnerungen zufolge in POSNER/WARE (wie Anm. 31), S. 36.

³⁹ Kommandanturbefehl Nr. 26/43, Auschwitz: *Dr. Mengele hat bei seinem Motorradunfall im Lagerbereich sein EK I verloren. Der ehrliche Finder wird gebeten, dasselbe bei der Kommandantur abzugeben.* In: Darstellungen und Quellen zur Geschichte von Auschwitz, Bd. 1: Standort- und Kommandanturbefehle des Konzentrationslagers Auschwitz 1940-1945, hg. im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte von NORBERT FREI u.a., München 2000, S. 297.

⁴⁰ Versetzungsbefehl lt. SSOA zit. nach KELLER (wie Anm. 8), S. 25. Lt. SS-Verordnungsblatt vom 20.04.1943 war Mengeles Dienststelle zu diesem Zeitpunkt bereits das SS-Sanitätsamt Berlin, das für sämtliche me-dizinischen Belange der Waffen-SS und damit auch für die SS-Lagerärzte in den Konzentrationslagern zuständig war (vgl. Anm. 37).

⁴¹ Vgl. MÜLLER-HILL (wie Anm. 26), S. 112f. Zum KWI unter Eugen Fischer und Verschuer grundlegend: HANS-WALTER SCHMUHL: *Grenzüberschreitungen. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik, 1927-1945*, Göttingen 2005.

⁴² Universitätsarchiv Münster, Nachlass Verschuer; zit. nach NIELS C. LÖSCH: *Rasse als Konstrukt. Leben und Werk Eugen Fischers*, Frankfurt 1997, S. 406.

Von März bis Mai 1943 datieren denn auch mehrere von Mengele unterzeichnete *Erlaubnisscheine* des KWI, Abteilung Rassenhygiene, *zum Erwerb von Gift* (Skopolamin und Luminal) *zur Sedierung*.⁴³ Die unheilvolle Zuarbeit Mengeles für das Berliner Kaiser-Wilhelm-Institut unter Verschuer im Vorfeld seiner Versetzung als Lagerarzt nach Auschwitz-Birkenau hatte begonnen.

Zurück zur Familie Mengele-Schoenbein nach Freiburg: Für Mengele, der seit seiner Einberufung zur Wehrmacht im Juni 1940 zunächst weder eine eigene noch eine gemeinsame Meldeadresse mit seiner Ehefrau Irene gehabt hatte, waren Freiburg und die Schoenbein-Wohnung in der Sonnhalde 81 zur faktischen „Heimatadresse“ geworden. Dort verbrachte er nicht nur seine(n) Besuch(e) 1940 und den Fronturlaub 1942, dorthin schrieb er aus den jeweiligen Einsatzorten an der Ostfront die zahlreichen Feldpostbriefe an Irene Mengele. Sie war nach ihren zwei ersten Freiburger Semestern zum I. Trimester 1941 (20. Februar 1941) an die Universität München gewechselt, dort auch im Sommersemester 1941 (31. Mai 1941) im Fach Kunstgeschichte immatrikuliert und hatte in der Münchner Elisabethstr. 15/2 eine eigene Wohnung zur Miete bezogen.⁴⁴ Sie muss unmittelbar danach aber wieder zu ihren Eltern in die Sonnhalde 81 gezogen sein, zumal sie im Wintersemester 1941/42 (3. November 1941 bis 28. Februar 1942) ihr Kunstgeschichtsstudium an der Universität Freiburg fortsetzte.⁴⁵ Auch als sie zum Sommersemester 1942 und dann noch einmal zum Wintersemester 1942/43 an einer italienischen Universität im Fach Kunstgeschichte eingeschrieben war, blieb die elterliche Wohnung in Freiburg der eigentliche Wohnsitz Irene Mengeles.⁴⁶ Dem Ehepaar Mengele, das sich nach dem mutmaßlich ersten Freiburg-Aufenthalt Josef Mengeles im Sommer 1940 bis zu seinem Dienstantritt als Truppenarzt der SS-Division „Wiking“ 1941 wenig und danach bis zu seinem Fronturlaub im Sommer 1942 und dem Dienstantritt in Auschwitz im Mai 1943 kaum mehr gesehen haben dürfte, blieben für seine – nach heutigem Sprachgebrauch – „Fernbeziehung“ nur Briefe, um sich auszutauschen, zumal es keine Hinweise darauf gibt, dass das Telefon als Kommunikationsmedium häufiger genutzt wurde. Irene und Josef Mengele, die auf diese Weise von 1941 an in Parallelwelten lebten, versuchten die Unmöglichkeit gemeinsamen Lebens durch einen regelmäßigen Briefwechsel zu kompensieren. Anzunehmen sind überaus zahlreiche, mitunter tägliche Feldpostbriefe Josef Mengeles an seine Frau und die „Heimatadresse“ in Freiburg und umgekehrt, obwohl die Briefe Irene Mengeles aus dieser Zeit nicht überliefert sind.

⁴³ Dokumente in unbekanntem Privatbesitz, zuletzt abgebildet in diversen Auktionskatalogen und im Online-Autographenhandel in den USA, u.a. Alexander Historical Auctions, Alexander Autographs, USA, Auktionskatalog der Auktion, 10.9.2013, Nr. 200, Dok. KWI, 6.4.1943; Paper Trails. Charlton, MA, Nr. WW 0013: Dok. KWI, 3.3.1943, Dr. Josef Mengele, signed document.

⁴⁴ Vgl. Universitätsbibliothek München, Studentenverzeichnis I. Trimester 1941, im Internet unter <http://epub.ub.uni-muenchen.de/9728/>.

⁴⁵ Matrikelkartei, UAF, B 16, Irene Mengele.

⁴⁶ Matrikelkartei, UAF, B 16, Irene Mengele. Die italienische Universität (Florenz) ist dort nicht namentlich eingetragen. Rückkehr Irene Mengeles nach Freiburg wahrscheinlich im März 1943.

Butzele und Butz – Mengeles Feldpostbriefe nach Freiburg

Bislang schien in der Mengele-Literatur das Diktum Gerald L. Posners von 1986 uneingeschränkt gültig: Zu seiner Zeit als Truppenarzt und zu den knapp zwanzig Monaten, die Mengele in Auschwitz gewesen war, fanden sich im gesamten Nachlass keine schriftlichen Dokumente oder Hinweise: „Briefe aus der Zeit waren von der Familie Mengele vernichtet worden.“⁴⁷ Posner musste es wissen, hatte er doch während der Vorarbeiten für seine Monographie mit Irene und Rolf Mengele korrespondiert und mehrere Gespräche über den handschriftlichen Nachlass und dessen Erschließungsmöglichkeiten mit ihnen in Freiburg geführt. Keine der seitdem erschienenen Mengele-Monographien konnte folglich auf vor 1945 geschriebene private Schriftstücke zurückgreifen; insbesondere die Korrespondenz Josef und Irene Mengeles, von der Posner geschäftsweise erfahren hatte, musste entweder als vernichtet oder verschollen gelten. Erst zwischen 2010 und 2013 gelangten bei Autographen-Auktionen u.a. in London und Los Angeles insgesamt zehn bislang unbekannte Original-Feldpostbriefe Josef Mengeles aus den Jahren 1942 bis 1944 zum Verkauf, die bis auf zwei Briefe, die eine private Holocaust-Stiftung in den USA 2010 sichern und dokumentieren konnte, nach Zuschlägen von jeweils mehreren Tausend US-Dollar wieder in unbekanntem Privatbesitz verschwanden. Den nahezu vollständigen Abbildungen, Beschreibungen und Teilübersetzungen in den gedruckten und digital publizierten Auktionskatalogen ist es jedoch zu verdanken, dass sie im Rahmen dieser Recherche erstmals transkribiert, als neue Quellentexte herangezogen und ausgewertet werden konnten. Fünf dieser so überlieferten SS-Feldpostbriefe Josef Mengeles wurden zwischen dem 4. Januar 1942 und dem 2. September 1942 an der Ostfront geschrieben, fünf von ihnen sind zwischen dem 24. April 1944 und dem 14. Dezember 1944 in Auschwitz entstanden. Adressiert sind sie ausnahmslos an Irene Mengele in Freiburg, Sonnhalde 81 (Briefe 1 bis 6) beziehungsweise in Günzburg, Am Stadtbach 4 (Briefe 7 bis 10), wohin Irene und Rolf Mengele im November 1944 unter dem Eindruck der alliierten Bombenangriffe zogen. Wenn es noch eines Nachweises bedurft hätte, so wird mit diesen Briefen die Freiburger Wohnadresse der Mengeles endgültig bestätigt (vgl. Abb. 4).⁴⁸

⁴⁷ Vgl. POSNER/WARE (wie Anm. 31), S. 13f. Den mehrere Tausend Seiten umfassenden handschriftlichen Nachlass seines Vaters hatte Rolf Mengele 1979 in Brasilien persönlich an sich genommen und im Sommer 1985 kurzerhand dem Burda-Verlag, München, zu dessen Verfügung überlassen und verkauft; ein kleiner Teilnachlass wurde von Wolfram Bossert, Josef Mengeles Helfer in Brasilien, erst zurückgehalten und dann an das Magazin „Stern“ in Hamburg verkauft (vgl. ebd., S. 380 und 387; zum Nachlassverkauf an Burda vgl. auch GISELA FREISINGER: Hubert Burda – Der Medienfürst, Frankfurt 2005, S. 202f.). Auszüge des Nachlasses veröffentlichte Burda 1985 in einer Exklusiv-Artikelserie von Inge Byhan in der Zeitschrift „Die Bunte“ (Ausgaben Nr. 26-30). Am 21.7.2011 kam das Hauptkonvolut, die zwischen 1960 und 1975 entstandenen Tagebücher und Journale Josef Mengeles, durch das Auktionshaus Alexander Autographs, USA, bei anonym bleibendem Anbieter, zur Versteigerung. Den Zuschlag erhielt ein ebenso unbekannter Bieter. Vgl. Alexander Historical Auctions, Auktionskatalog der Auktion vom 21.7.2011, Nr. 4.

⁴⁸ Feldpostbrief vom 4.1.1942, Nate D. Sanders Auctions, Los Angeles, Auktion vom 14.7.2010, Nr. 231; Feldpostbrief vom 17.1.1942, Nate D. Sanders Auctions, Los Angeles, Auktion vom 20.5.2010, Nr. 466; Feldpostbrief vom 18.2.1942, ebd., Auktion vom 18.10.2010, Nr. 143 und 6.2.2013, zuletzt Regency Superior Auctions, Saint Louis, Auktion vom 24.5.2013, Nr. 826; Feldpostbrief vom 20.2.1942, Bloomsbury Auctions, London, Auktion vom 8.7.2010, Nr. 33; Feldpostbrief vom 2.9.1942, N.N. Auktion oder Privatverkauf in den USA 2010; Feldpostbriefe aus Auschwitz vom 26.4.1944 und 14.12.1944, The Florence & Laurence Spungen Family Foundation, Santa Barbara, USA; Feldpostbrief aus Auschwitz vom 1.12.1944, Alexander Historical Auctions, Stamford, USA, Auktion vom 21.1.2010, Nr. 651; Feldpostbrief aus Auschwitz vom 3.12.1944, Nate D. Sanders Auctions, Los Angeles, Auktion vom 26.9.2013, Nr. 970;

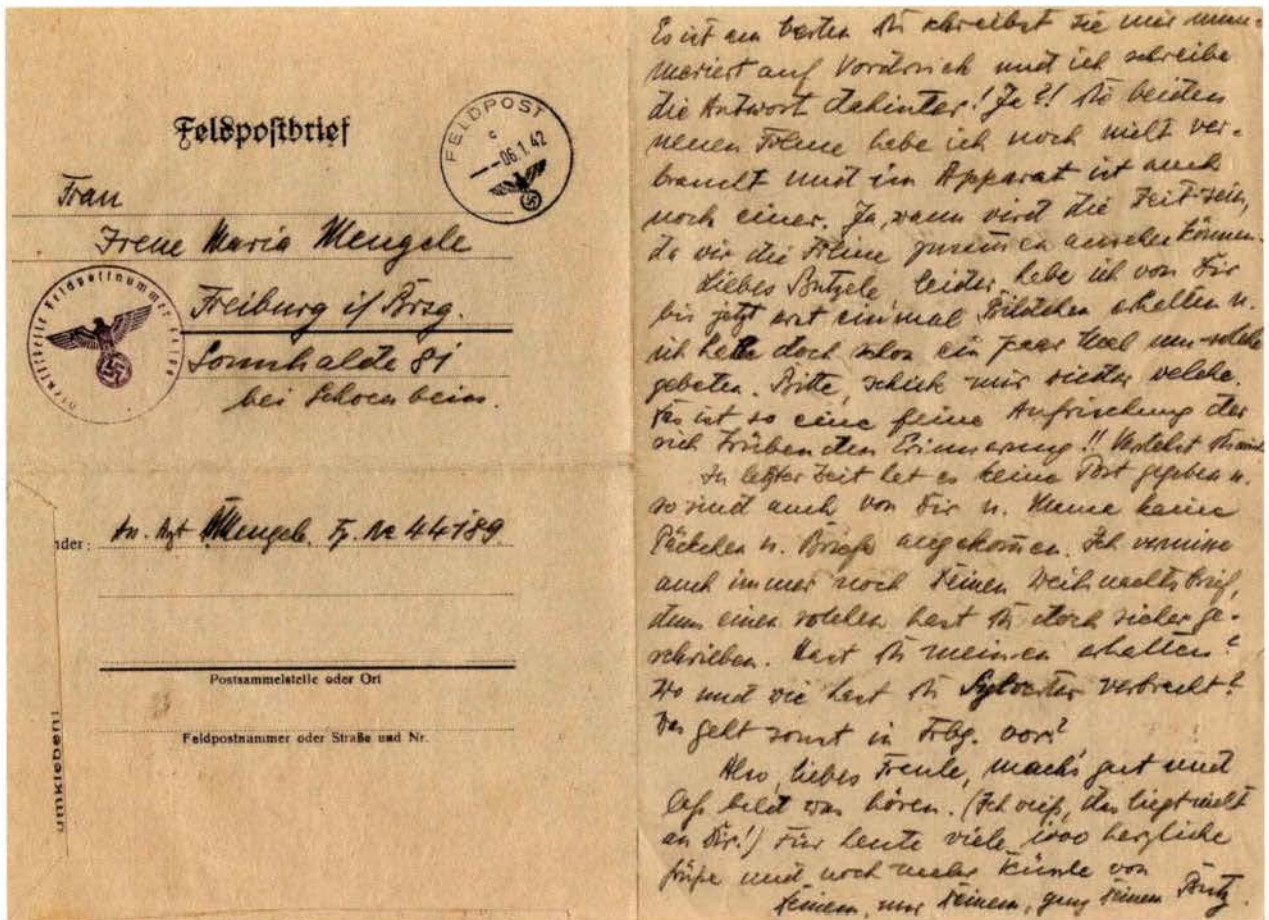


Abb. 4 Was geht sonst in Frbg. vor? Feldpostbrief von Ass. Arzt J. Mengele, FP. Nr. 44189 vom 4.1.1942, gestempelt 6.1.1942, an Irene Maria Mengele / Freiburg im Brsg. / Sonnhalde 81/ bei Schoenbein. (Brief 1 im Anhang S. 180)

Die Feldpostbriefe Mengeles nach Freiburg unterscheiden sich nicht wesentlich von unzähligen anderen Beispielen dieser zwischen „Front“ und „Heimat“ vermittelnden Textsorte.⁴⁹ Sie bedienen sich grundsätzlich bekannter Stereotype und Rollenzuweisungen: des Mannes, der sich an der fernen Front, allen Gewalten und abverlangten Einschränkungen zum Trotz, stoisch behauptet; der Frau, die sich in der vermeintlich sicheren „Heimat“ um sein Leben sorgt und ihm, wenn möglich, seine Wünsche nach Fotografien, Mitteln zur Körper- und Ausrüstungspflege (*Kamm, Nagelschere, Schuhcreme*), zusätzlichen Kleidungsstücken (*Pelzmantel*), Büchern und sonstigen Gegenständen des täglichen Bedarfs erfüllt. Schnittmenge der gemeinsamen Verständigung des Privaten bildet die ritualhafte Versicherung gegenseitiger „Liebe“ und „Sehnsucht“. Später wird Mengele in einem Brief aus Auschwitz nach Günzburg vom Glück schreiben, *so ein*

Briefkarte aus Auschwitz vom 6.12.1944, Alexander Historical Auctions, Stamford, USA, Auktion vom 8.5.2012, Nr. 9. Die vollständigen Brieftranskriptionen sind mit den Quellenangaben ihrer Vorlagen im Anhang zu diesem Aufsatz wiedergegeben.

⁴⁹ Vgl. u.a. die Sammlung der Feldpostbriefe von der Ostfront 1941 bis 1943 in WALTER KEMPOWSKI: *Das Echolot. Barbarossa '41. Ein kollektives Tagebuch*, München 2002; DERS.: *Das Echolot. Ein kollektives Tagebuch. Januar und Februar 1943*, München 1993.

*bescheidenes Mittel des Austausches heimlichster Gefühle und Gedanken zu haben.*⁵⁰ Auch mit der Einschränkung, dass mit diesen zehn Briefen nur ein Bruchteil der Mengele-Korrespondenz überliefert ist, die Briefe Irene Mengeles darüber hinaus vollständig fehlen und also nur die eine Seite dieses Briefdialogs bekannt ist: Die bloße Tatsache des häufigen Schreibens und Empfangens solcher Briefe scheint dem getrennt voneinander lebenden Ehepaar Mengele ausreichend, jedenfalls wichtiger gewesen zu sein als ein inhaltlich tiefer, existenzieller Austausch. Die oberflächlich und redundant bleibenden Brieftexte beschränken sich oft auf die kindlich-naive Paarrhetorik des Banalen. „Es ist gerade diese Redundanz, die der Herstellung von Einvernehmen dient.“ Was die Herausgeber in der jüngst veröffentlichten Privatkorrespondenz des Ehepaars Heinrich und Marga Himmler erkennen, gilt ähnlich auch für die Feldpostbriefe Mengeles.⁵¹ Bereits die gewählten Koseworte, die fast ausnahmslos die Namen in Anrede, Brieftext und Briefschluss ersetzen, sind für diese Korrespondenz und womöglich für Mengeles Ehe überhaupt kennzeichnend. Sie drängen einen Vergleich mit den regressiven Sprachritualen der Himmlers auf. Die Anreden entwickeln sich dort von *Liebste, allerliebste kleine Frau*, über *liebes geliebtes Mengele* bis *Meine liebe Mami* (!) für Marga Himmler und deren *Mein liebes Liebchen* bis *Mein lieber Guter* für Heinrich Himmler. Auch für Josef Mengele kam seine Ehefrau sprachlich nur im Diminutiv vor: manchmal als sein *liebes Fraule*, *liebes Schlingele* oder *kleines Dummerle*, fast immer aber als sein *allerliebstes / kleines Butzele* oder *liebes Butzel*; das schwäbische Dialektwort zur Bezeichnung eines Kleinkinds, das er später auch für das tatsächliche *Butzele* Rolf Mengele verwendete, der am 33. Geburtstag seines Vaters, am 16. März 1944 in Freiburg zur Welt kam. Josef Mengele selbst unterzeichnete seine Briefe zwischen Anfang 1942 und Ende 1944 in geringer Abwandlung entsprechend mit dem stets gleichen *Dein Butz* - gelegentlich überboten in einem Crescendo aus *Deinem, nur Deinem, ganz Deinem Butz*; und dies scheinbar unabhängig davon, wo und in welcher Situation an der Ostfront oder in Auschwitz sie geschrieben wurden. Mit dieser sprachlichen Regression korrespondiert inhaltlich die weitgehende Ausblendung der Wirklichkeit(en): Der von SS-Einheiten der Division „Wiking“ in Russland verübten Kriegsverbrechen ebenso wie der von Mengele selbst zu verantwortenden, im Wortsinn – unsäglichen – Verbrechen an seiner neuen „Dienststelle“ im Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau. Selbst wenn er seiner Frau beiläufig einmal von den tatsächlichen Kampfbedingungen an der Front berichtet und die Kälte des russischen Winters 1941/42 ebenso erwähnt⁵² wie die unerwartet hohen *eigenen* Verluste der SS-Division, den unterschätzten russischen Gegner, dessen tägliche Angriffe aus der Luft oder die Überfälle in einem Waldgelände, einem *Paradies für Partisanen*, das *täglich Opfer* fordere, wenn er erstaunlicherweise einräumt, man sei *gegen diese Art Kriegsführung machtlos* und schließlich auf die von ihm zu behandelnden Verletzungen und die unter den SS-Soldaten grassierenden Krankheiten eingeht – *viele hochfieberhafte Infekte und viele Furunkel und solches Zeug*⁵³ – immer sucht er im Anschluss zu relativieren und zu beschwichtigen – ihm persönlich gehe es *gut*. Die Verpflegung, die Ausrüstung, der von Irene Mengele zugeschickte *Pelzmantel* seien ausgezeichnet, die eigene Gesundheit im Übrigen robust: *Das wichtigste dabei ist, du erfährst, daß es mir gut geht und Also keine Bange, wir erfrieren schon nicht. Mir geht es gut und wir haben ein erträgliches Leben.*⁵⁴ Stattdessen schreibt Mengele lieber im Konjunktiv ins ferne Freiburg: von möglichen Begegnungen und möglichen Erlebnissen in der Zukunft, stellt sich den nächsten Fronturlaub in Freiburg vor, von dem er doch

⁵⁰ Anhang, Brief 8 (3.12.1944).

⁵¹ KATRIN HIMMLER/MICHAEL WILDT: Himmler privat. Briefe eines Massenmörders, München/Zürich 2014.

⁵² Anhang, Brief 1 (4.1.1942), Anm. 116 und Brief 3 (18.2.1942).

⁵³ Anhang, Brief 5 (2.9.1942).

⁵⁴ Anhang, Brief 3 (18.2.1942) und Brief 4 (20.2.1942).

annehmen muss, dass es ihn in absehbarer Zeit nicht geben wird, den er deshalb auch als seine *Utopie* bezeichnet. Er beschwört Vergangenes oder vertröstet seine Frau ungelentk auf später: *Ja und was macht denn so das Alleinsein? [...] Soll ich eigentlich mit Dir ein bißchen Mitleid haben? Aber es geht ja so vielen deutschen Frauen so! Zudem weiß ich, daß Du tapfer bist und alles geduldig erträgst. Einmal werd' ich schon wieder kommen und dann müssen wir eben alles nachholen.* Mengeles Brief vom 18. Februar 1942 beginnt mit der banalisierenden Feststellung, dass sich an der Front *wenig Berichtenswertes (!)* ereigne. Das gebe ihm Gelegenheit, sich mit *Gedanken an zu Hause zu beschäftigen.* Mengeles Erinnerung an Oberstdorf, wo das Paar 1939 geheiratet hatte, lässt ihn wieder in Konjunktive abschweifen. Mit bieder apostrophierten Andeutungen kommt er dabei unverhohlen auch auf seine (unerfüllten) sexuellen Bedürfnisse zu sprechen: *Heute scheint übrigens die Sonne und ich könnte mir vorstellen, daß es jetzt in Oberstdorf oder sonst wo im Gebirge sehr schön ist. Leider müßte man diesmal ohne Ski zurechtkommen. Aber ich war auch schon 2 x (1924 u. 1929) ohne Skier in O. Es war auch sehr nett [...] Ich war damals auch noch ein passionierter Schlittschuhläufer. Du läufst doch auch. Vielleicht werden wir diesen Sport wieder in unser Winterprogramm aufnehmen?! Später! 1943? 1944? 1945? Wer weiß wann! Nun[,] wenn [wir] jetzt zusammen in O. sein könnten, würden wir auch ohne Ski sehr glücklich sein. Ja? Ja, was täten wir denn dann? Nun: Lange „Schlafen“, Spaziergehen, gut Mittag essen, wieder „Schlafen“, Kaffee trinken im Luitpold, Bauer, Bergkristall, usw., Spaziergehen, gut Abend essen, ins Bauerntheater oder Kino gehen und wieder „Schlafen“. Ja? Bist du damit einverstanden? Nun wir stellen uns halt vor, es wäre so.⁵⁵*

Wenig deutet in diesen Frontbriefen aus Russland darauf hin, dass sich hier ein im Sinne des Nationalsozialismus ideologisch fanatisierter SS-Obersturmführer im „Vernichtungskrieg“ gegen den „jüdisch-bolschewistischen Weltfeind“ befindet oder sich in diesem Sinne versteht. Noch sparte Mengele seine SS-ideologischen Überzeugungen und „Wahrheiten“ gegenüber seiner Frau weitestgehend aus. Konnte er ihr Einverständnis stillschweigend voraussetzen oder wollte er ihr den Überzeugungstäter, der er nachweislich war, nicht zu erkennen geben? Nach außen änderte sich seit seiner Tätigkeit am Frankfurter Institut für Erbbiologie und Rassenhygiene unter Verschuer, die sein Selbstverständnis prägte, zunächst ohnehin wenig. Im Gegensatz zu den späteren Briefen aus Auschwitz, in denen er mit *SS-Hstuf.* (SS-Hauptsturmführer) im Absenderfeld zeichnete, wählte er für seine Feldpostbriefe von der Ostfront 1942 das unverfängliche *Assistenzarzt* beziehungsweise *Oberarzt* vor seinem Namen und der Feldpostnummer. Das in seinen Studenten- und Institutszeiten einmal zurechtgemachte Selbstbildnis als Arzt und *Rassenhygieniker (!)* überstand den „Weltanschauungskrieg“ gegen Russland seltsam unbeschadet: *Da mir meine Fachbücher [...] verloren gingen, wäre ich Dir sehr dankbar, wenn Du mir das „Diagnostische und Therapeutische Vademecum“ antiquarisch besorgen könntest. Man soll hier alle Fachrichtungen beherrschen und das ist für einen Rassenhygieniker etwas zu viel. Wenn man so ein kleines Nachschlagewerk hat, kann man sich doch wenigstens über besondere Erkrankungen schnell informieren.⁵⁶*

Auch scheint es die Kriegswirklichkeit diesem SS-Offizier, der sein Abitur zwölf Jahre zuvor am humanistischen Gymnasium von Günzburg gemacht hatte, an der ukrainischen und russischen Front 1942 erstaunlicherweise erlaubt zu haben, weiter einem „humanistischen“ Restbildungsprogramm nachzugehen und *Schöne Literatur* zu goutieren, nicht ohne seiner Frau das Unzureichende des Schögeistigen und Ästhetischen, dieser *anderen Welt* des *Nur-Schönen* aufzuzeigen: *Gestern Abend habe ich Stifters „Waldsteig“ in einem Zuge ausgelesen. Beim Licht einer Autobatterie geht das sehr gut. Welch eine andere Welt. So zart, lieblich, anmutig, schön,*

⁵⁵ Anhang, Brief 3 (18.2.1942).

⁵⁶ Anhang, Brief 2 (17.1.1942).

gut und rein, aber auch weich und unmännlich. Nun[,] nach dem Krieg kann man sich vielleicht – auch mit Recht – dieser Welt des Nur-Schönen mehr hingeben. Aber unsere Zeit wird doch nur wenig Raum lassen für solche Dinge. Wir sind eben keine Romantiker oder gar Biedermaierianer (!)! Die Zeit Friedrichs des Großen liegt näher bei einem Vergleich.⁵⁷ Hier zeigt sich Mengeles weltanschauliche Übereinstimmung mit Versatzstücken der nationalsozialistischen Ideologie und Kriegsapotheose zumindest angedeutet. Entsprechend einschlägige Lektüre empfiehlt er seiner Frau und schickt ihr 1944 aus Auschwitz ein Buch des für seine kriegsverherrlichenden Texte bekannten NS-Schriftstellers Kurt Eggers.⁵⁸ Mengele inszeniert sich im dozierenden Tonfall dessen, der *unsere Zeit* – des Krieges – auf den gültigen Begriff zu bringen glaubt: Härte und „Männlichkeit“ werden vor der Ehefrau als die wahren Tugenden des Krieges ausgewiesen, die der mitleidlosen Gewalt des Stärkeren das Wort reden. An anderer Stelle beschwört er den Krieg, wenn nicht mit Heraklit als den „Vater aller Dinge“, so doch als großen Lehrmeister, der selbst das Ehepaar Mengele zu Sachlichkeit und Vernunft gebracht haben soll: *Nein, ein Mißverstehen gibt es in Zukunft überhaupt nicht mehr. Wir sind ja durch den Krieg viel klüger geworden und werden über alles viel sachlicher und vernünftiger urteilen können* – um dann doch gleich wieder den angeschlagenen hohen Ton der „Vernunft“ aufzugeben und sprachlich in die bekannten Regressionen und Tautologien zu verfallen: *Du liebes, kleines, gutes Fraule. Ich hab dich ja so lieb. Du weißt das ja gar nicht! Nun sag ich es Dir! Denn man muß das wohl ab und zu seiner Frau sagen, damit sie auch weiß, warum sie so lange warten muß. Ach Quatsch, das weiß doch meine Frau schon von ganz alleine. Aber hören möchte sie es doch gerne! Ja??! Also, liebes, gutes Fraule-Butzele, sei weiterhin tapfer und mach Deine Sache gut. Grüß die Eltern recht herzlich von mir und nimm selbst ungezählte Küssle und so weiter von Deinem, nur Deinem, stets Deinem Butz.*⁵⁹

Eingestreut in diese Briefftexte mit ihren Aus- und Ablendungen, Andeutungen, Beschwichtigungsformeln und Diminutiven sind allerdings auch herausfordernde, ungeduldig wirkende Fragen nach der Lebensplanung und dem Freiburger Studienverlauf Irene Mengeles. *Was geht sonst in Freiburg vor?*⁶⁰ – Wie um nicht den Anspruch und die Einwirkungsmöglichkeit auf die persönliche und berufliche Entwicklung seiner jungen Frau in Freiburg zu verlieren, möchte er von ihr gelegentlich Genaueres wissen: *Was macht das Studium? Hast du schon etwas über Deine Münchner Arbeit gehört? Hast Du den Schein gekriegt?*⁶¹ und: *Im wievielten Semester bist Du denn jetzt eigentlich? Wie lange bräuchtest [Du] denn jetzt noch zum Abschluß mit Dr.-Prüfung? Schreib mir doch mal über all diese Dinge und Deine Absichten! Bei der Dauer des Krieges muß man da auch planvoll weiterdenken.*⁶² Im Gestus ähneln diese rapportähnlichen Anfragen dem jahrelangen brieflichen Drängen und den wiederholten Kommentaren zur persönlichen und beruflichen Entwicklung des erwachsenen Sohnes Rolf in Freiburg, den er zur Promotion antrieb und dessen Privat- und Eheleben er aus der Ferne kritisch beurteilen zu müssen glaubte.⁶³ Ohne jegliche Selbstzweifel und Schuldeinsicht meinte selbst noch der weltweit geächtete Kriegsverbrecher in seinem südamerikanischen Versteck, die moralische Kompetenz und persönliche Integrität hierfür zu besitzen.

⁵⁷ Anhang, Brief 3 (18.2.1942).

⁵⁸ Anhang, Brief 8 (3.12.1944), vgl. Anm. 130.

⁵⁹ Anhang, Brief 4 (20.2.1942).

⁶⁰ Anhang, Brief 1 (4.1.1942).

⁶¹ Anhang, Brief 2 (17.1.1942).

⁶² Anhang, Brief 4 (20.2.1942).

⁶³ Vgl. die auszugsweisen Zitate einiger dieser Mengele-Briefe aus den 70er-Jahren an seinen Sohn Rolf Mengele in POSNER/WARE (wie Anm. 31), S. 287ff.

Das Banale und das Böse – Mengele zwischen Freiburg und Auschwitz

Josef Mengele wartete nach seiner Versetzung zum SS-Ersatzbataillon „Ost“ in Berlin seit Februar 1943 vermutlich auf einen weiteren Einsatzbefehl an die Ostfront. Nach seiner letztmaligen Beförderung zum SS-Hauptsturmführer (20. April 1943) wurde er jedoch vom Führungshauptamt der Waffen-SS am 24. Mai 1943 und mit Wirkung zum 30. Mai 1943 zum Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt (WVHA), Amtsgruppe D III, Lagerhygiene und Sanitätswesen, versetzt, was für Mengele bedeutete: *Inmarschsetzung zum K.L. Auschwitz b. Kattowitz, Meldung beim Lagerkommandanten.*⁶⁴ Im neu eingerichteten „Zigeunerlager“ B IIe in Auschwitz-Birkenau war der ab März 1943 eingesetzte Lagerarzt Benno Adolph erkrankt ausgefallen. Mengele, der im Einflussbereich Verschuers am KWI zumindest „daneben“ beschäftigt war, mag mit Unterstützung seines Mentors und Förderers für diese „Dienststelle“ ins Gespräch gebracht und positioniert worden sein, hat sich möglicherweise aber auch selbst dafür beworben.⁶⁵ Mit Geldern der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) setzte Verschuer in Berlin seine Frankfurter Eugenik-Projekte am KWI fort, für die er nun das Ansehen des KWI und die Unterstützung durch den Reichsgesundheitsführer Leonardo Conti und Hitlers Begleitarzt Karl Brandt auszunutzen wusste. Schließlich wurden sieben Projekte Verschuers bei der DFG geführt, darunter *Erbpathologische Forschung, Spezifische Eiweißkörper, Augenfarbe* und *Zwillingslager.*⁶⁶ Seinen von der Front zurückgestellten Frankfurter Assistenten Mengele, dessen sich Verschuer nun wieder annahm, muss er irgendwann zu Beginn des Jahres 1943 von den „eugenischen“ und „anthropologischen“ Forschungsmöglichkeiten überzeugt haben, die er im KZ Auschwitz-Birkenau offenkundig gegeben sah und die das Vernichtungslager nachgerade als Außenstelle des KWI erscheinen ließen. Dem alten und neuen Verschuer-Assistenten Mengele dürfte Auschwitz dabei als großes und außerdem bestens ausgestattetes „Versuchslabor“ anempfohlen worden sein, das ihm im Rahmen seines projektierten Habilitationsvorhabens uneingeschränkt zur Verfügung stünde, um das für seine Menschenversuche nötige „Material“ bedenkenlos zu gewinnen. Dass sich Mengele in Auschwitz in besonderem Maße der *Zwillingsforschung* und *Spezifischen Eiweißkörpern* widmen sollte, ist kaum zufällig und spricht ebenfalls für die Einflussnahme Verschuers, der seine Forschungsaufträge in diesem Bereich wie erwähnt über Forschungsgelder der DFG finanzierte und an Mengele in Auschwitz weiterleiten sollte.⁶⁷ In seiner Tätigkeit als Truppenarzt der SS-Division „Wiking“ im Dienst für verwundete und erkrankte SS-Soldaten an der Front, auch noch in seiner wie auch immer zu bewertenden Nebentätigkeit am KWI in Berlin Anfang 1943 hätte man Mengele, abgesehen von seiner „geistigen Täterschaft“ als Vertreter der NS-Rassenideologie und Eugenik, mehr oder weniger noch in Übereinstimmung mit der grundsätzlichen ärztlichen Ethik begreifen können, an die er als Arzt nach dem auch von ihm geleisteten Eid des Hippokrates gebunden war.⁶⁸ Als Lagerarzt in Auschwitz-Birkenau jedoch vollzog SS-Hauptsturmführer Dr. phil. et Dr. med. Mengele den endgültigen und irreversiblen Bruch mit den Prinzipien des

⁶⁴ Zit. nach VÖLKLEIN (wie Anm. 10), S. 92.

⁶⁵ Vgl. BENZENHÖFER (wie Anm. 20), S. 239.

⁶⁶ Vgl. ERNST KLEE: *Auschwitz. Täter, Gehilfen, Opfer und was aus ihnen wurde. Ein Personenlexikon*, Frankfurt a.M. 2014, S. 414f.

⁶⁷ Vgl. ZDENEK ZOFKA: *Der KZ-Arzt Josef Mengele. Zur Typologie eines NS-Verbrechers*, in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte*, Jahrgang 34, 2/1986, S. 245-267, hier S. 254f.

⁶⁸ Der Wortlaut: „Ich werde die Grundsätze der Lebensweise nach bestem Wissen und Können zum Heil der Kranken anwenden, dagegen nie zu ihrem Verderben und Schaden.“ Vgl. HIPPOKRATES: *Von der Heiligen Krankheit und andere ausgewählte Schriften. Eingeleitet und neu übertragen von WILHELM CAPELLE*, Zürich 1955, hier S. 211f. („Hippokratischer Eid“).

Humanen. Im Rahmen dieser Recherche können Art und Dimension von Mengeles nachweislichen – im Wortsinn – *Verbrechen gegen die Menschlichkeit* weder im Einzelfall noch systematisch thematisiert werden.⁶⁹ Dennoch werden sie die Fragestellung nach den Voraussetzungen und biografischen Aspekten dieser Tätertypologie bestimmen, eines der abgründigsten der Täter von Auschwitz, der zwischen seiner „Familie“ in Freiburg und der SS-„Dienststellung“ in Auschwitz-Birkenau ein weniger gespaltenes als vielmehr doppeltes⁷⁰, das Banale *und* das Böse umfassendes, letzten Endes *unmenschliches* Leben führte. Josef Mengeles Täterschaft im System des größten deutschen Konzentrations- und Vernichtungslagers erfüllte dabei nicht nur den von amerikanischen Militärgerichten 1945/46 erstmals formulierten Strafgrund des *common design*, wonach es bei Angehörigen des SS-Lagerpersonals des Nachweises einer individuellen Schuld, persönliche Exzesstaten oder einzelner, direkter Mordnachweise nicht bedurfte, um sie schuldig zu sprechen und zu verurteilen. Das bei angeklagtem KZ-Personal hinreichende Tatmerkmal innerhalb des KZ-Systems sah das amerikanische Militärgericht bereits in der allerdings nachzuweisenden Tatsache gegeben, dass „jeder der Angeklagten sich über dieses System im Klaren war, dass er wusste von dem, was mit den Häftlingen geschah, und es musste jedem nachweisen, dass er an seinem Platz der Verwaltung, der Organisation des Lagers durch sein Verhalten, seine Tätigkeit, das Funktionieren dieses System unterstützte, an diesem Funktionieren teilhatte“.⁷¹ Das traf nahezu ausnahmslos auf alle Angehörigen der Lager-SS- und Totenkopfverbände zu, sofern sie das Personal der einzelnen Lagerabteilungen stellten – Kommandantur, Schutzhaftlagerführung, Verwaltung, Sanitätswesen (Standortarzt) und die SS-Totenkopfwachkompanien – und organisatorisch wie funktional den „Betrieb“ eines Konzentrationslagers ermöglichten. Mengele hingegen war über diese „gemeinschaftliche Beihilfe zum gemeinschaftlichen Mord“⁷² hinaus nachweislich persönlich für einzelne (Massen-) Mordaktionen in Auschwitz verantwortlich. Als einer von etwa 15 SS-Lagerärzten des Lagerkomplexes Auschwitz (Stammlager, Auschwitz-Birkenau und Monowitz), die mit den Lagerzahnärzten und Apothekern die Abteilung V, „Sanitätswesen“ (Standortarzt) bildeten, war Mengele 1943 und 1944 laut „Dienstplan“ turnusmäßig an den großen Rampenselektionen eingesetzt, bei denen er und seine „Kollegen“ die ankommenden Judentransporte des RSHA in „Arbeitsfähige“ und „Nichtarbeitsfähige“ trennten. Zehntausende Menschen, ältere Männer und Frauen, Kinder unter 14 Jahren, Mütter mit Kleinkindern, Schwangere, Schwache, Kranke und Behinderte wurden so nach Mengeles, per oberflächlicher,

⁶⁹ Als synoptische Lektüre zur Auschwitz-„Biografie“ Mengeles unentbehrlich: DANUTA CZECH: Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939-1945, Reinbek 1989. Zum Täterpersonal von Auschwitz-Birkenau grundlegend: KLEE (wie Anm. 66).

⁷⁰ Vgl. hierzu den psychohistorischen Erklärungsansatz von ROBERT JAY LIFTON: *Ärzte im Dritten Reich*, Stuttgart 1988. Um die psychischen Mechanismen der Selbstimmunisierung zu erklären, die speziell SS-Lagerärzte zum gewissenlosen Morden befähigte, entwickelte der amerikanische Psychiater das analytische Modell der „Dopplung“ („doubling“), wonach ein Täter-„Selbst“ in Auschwitz „zwei unabhängig voneinander funktionierende Ganzheiten“ aufgewiesen habe. Neben seinem „früheren Selbst“ hätte der SS-Lagerarzt unter den „Extrembedingungen“ des Lagers und letztlich zur Selbstentschuldigung ein „Auschwitz-Selbst“ unbewusst ausgebildet: „Der Nazi-Arzt brauchte sein Auschwitz-Selbst, um in einer Umgebung funktionieren zu können [...] Zur gleichen Zeit bedurfte er aber seines früheren Selbst, um sich weiterhin als humanen Arzt, Ehemann und Vater ansehen zu können. Das Auschwitz-Selbst musste also von diesem früheren Selbst, aus dem es entstand, zugleich unabhängig und mit ihm verbunden sein.“ Ebd., S. 491f., bes. auch 500f.

⁷¹ ROBERT SIEGEL: *Im Interesse der Gerechtigkeit. Die Dachauer Kriegsverbrecherprozesse 1945-1948*, Frankfurt a.M. 1992, S. 44.

⁷² So die Terminologie für diesen Straftatbestand in den Anklage- und Urteilsschriften des 1. Frankfurter Auschwitzprozesses 1963-1965; mit deutlich geringerer Zeitstrafe als jene Fälle belegt, bei denen den Angeklagten (Massen-)Mord im Einzelfall nachzuweisen war und sie zu lebenslanger Haft verurteilt wurden.

kurzer Augenscheinnahe durchgeführten Selektionen ausgesondert und zur Ermordung in den Gaskammern bestimmt, die er als Lagerarzt aus sicherer Distanz zu beaufsichtigen hatte. In seiner Funktion als Lagerarzt führte Mengele außerdem Krankenblock-Selektionen im „Zigeunerlager“ B IIe (1943/44) und im Häftlingskrankenbaulager (HKB) B IIf durch, bei denen er ebenfalls viele Tausende kranke Frauen und Männer ohne Behandlung ließ und in den Tod schickte. Mengele war ferner bei der Auflösung beziehungsweise „Lagerselektion“ des „Zigeunerlagers“ B IIe und des damaligen „Theresienstädter Familienlagers“ B I Ib im Juli und August 1944 maßgeblich beteiligt. Er selektierte dabei persönlich sämtliche zu diesem Zeitpunkt im Lagerabschnitt B I Ib befindlichen jüdischen Häftlinge, von denen er lediglich 3.000 als „arbeitsfähig“ einstuftete, und aus dem „Zigeunerlager“ 1.400 Sinti und Roma zur Verlegung nach Buchenwald und in andere Konzentrationslager. Die übrigen 4.000 Juden des „Familienlagers“ und 3.000 Sinti und Roma wurden in Folge von Mengeles Selektionen in den Gastod geschickt.⁷³

Neben seiner Tätigkeit als Lagerarzt, dessen offizielle Aufgaben die „Organisation und Überwachung des Gesundheitswesens“ in den ihm unterstellten Lagerbereichen von Auschwitz-Birkenau waren, zeigte Mengele mindestens ebenso großen Ehrgeiz bei seinen „anthropologischen Forschungen“ – schwerste medizinische Verbrechen – im Auftrag und mit Zuarbeit für Verschuers KWI in Berlin: Menschenversuche zur Augenheterochromie und Farbveränderung der Iris durch Injektion chemischer Substanzen, Blutreihenuntersuchungen zur Reaktion und Vererbung spezifischer Eiweißkörper bei Typhusinfektionen, willkürlich vorgenommene Tuberkulose- und Flecktyphus-Infektionen von „Zigeuner“-Zwillingen, dilettantische chirurgische Eingriffe, Vivisektionen, Autopsien und Blutaustauschexperimente bei Zwillingkindern, die oft tödlich endeten oder tödlich enden sollten. Mengele schickte Organe, Gewebeproben, Körperteile und Skelette der von ihm getöteten „Probanden“ nach Berlin und legte in seinem im Gebäude von Krematorium II eingerichteten „Labor“ riesige Material- und Datensammlungen zu seinen „Forschungsgebieten“ an: u.a. zur Zwillingforschung, Vererbung unterschiedlichster Krankheiten, Entstehung und Behandlung der Mangelkrankheit Noma, Ursachen des Zwerg- und Riesenwuchses und Verkrüppelung.⁷⁴

Unter Berücksichtigung der umfassenden Aussagen überlebender Auschwitzhäftlinge, denen Mengele an der Rampe oder im Häftlingslager begegnete, ergibt sich ein komplexes, mitunter widersprüchliches Täterbild:⁷⁵ Mengele, der vom Ehrgeiz getriebene „Wissenschaftler“ und „intellektuelle“ Gesinnungstäter, der aus Einsicht in die „Notwendigkeit der Endlösung“, in ideologischer Übereinstimmung mit dem nationalsozialistischen Vernichtungsprogramm gegen die Juden handelte, der „Mörder mit den weißen Handschuhen“, der persönlich Distanz zu seinen Opfern hielt und nichts an sich heranließ, immer gepflegt, Opernmelodien pfeifend, seinen „Dienst“ an der Rampe und im HKB verrichtete oder verrichten ließ und dabei – im Wortsinn der Posener Rede seines obersten Dienstherrn, Reichsführer SS Heinrich Himmler vom 4. Oktober 1943 – „anständig geblieben“ ist.⁷⁶ Mengeles extreme Grausamkeit zeigte sich dabei weniger in einer ausgeprägt sadistischen Lust am Töten und Quälen – auch wenn es Zeugen gab, die genau diese bestätigten – als in seiner völligen Empathielosigkeit gegenüber Menschen, die er als seine „Probanden“ und bloßes Versuchs-„Material“ bedenkenlos dem Kalkül

⁷³ Zum Gesamtkomplex der Rampen-, Lager- und HKB-Selektionen Mengeles vgl. ZOFKA (wie Anm. 67), S. 255f. und VÖLKLEIN (wie Anm. 10), S. 126-143.

⁷⁴ Zu den medizinischen Verbrechen Mengeles im Besonderen vgl. KUBICA (wie Anm. 33), S. 369-455.

⁷⁵ Vgl. VÖLKLEIN (wie Anm. 10), das Einleitungskapitel „Der Todesarzt“, S. 9-32.

⁷⁶ Heinrich Himmler. Geheimreden 1933-1945, hg. von BRADLEY F. SMITH und AGNES F. PETERSON, Frankfurt a.M. 1974. Vgl. RAPHAEL GROSS: Anständig geblieben. Nationalsozialistische Moral, Frankfurt a.M. 2010.

seiner „Forschungen“ opferte.⁷⁷ Gab es, so ist zu fragen, neben dem SS-Lagerarzt und außerhalb des Vernichtungssystems von Auschwitz-Birkenau überhaupt eine „Privatperson“, einen Ehemann und Vater, den *menschlichen* Menschen Josef Mengele? Die Analyse der Feldpostbriefe erbrachte den Befund, dass sich Mengeles Privatleben seit 1941 fast ausschließlich auf seine Korrespondenz mit Irene Mengele in Freiburg beschränkte, auf Briefe, die hinter rhetorischer Oberflächlichkeit mehr verbargen und ausblendeten als zur Sprache brachten. Der Primat des „Dienstes“ gab auch in Mengeles Auschwitz-Jahren 1943 bis 1945 die strengen Rahmenbedingungen des Privaten vor. Irene und Josef Mengele setzten dabei ihre in den Jahren 1941 bis 1943 erprobte Briefkorrespondenz und Besuchsrhythmik fort; mit dem Unterschied allerdings, dass jetzt auch Irene Mengele ihren Mann besuchen konnte und diese Möglichkeit auch nutzte. Zwischen Mai 1943 und Januar 1945 kam es – wie im Folgenden dargestellt – zu zwei kürzeren Urlaubsbesuchen Josef Mengeles in Freiburg, denen zwei jeweils mehrwöchige Aufenthalte Irene Mengeles in Auschwitz gegenüberstanden. Die Lagerkommandantur von Auschwitz-Birkenau ermöglichte diesbezüglich den Ehefrauen des SS-Lagerpersonals tages- bis wochenlange, mitunter bis zu zwei Monate dauernde Aufenthalte, bei denen sie mit offizieller Aufenthaltsgenehmigung und eigens ausgestellten Lagerausweisen in der am Rand des Stammlagers (Auschwitz I) für einige Tausend SS-Männer und deren Familien eingerichteten SS-Siedlung wohnten. Es gehört zu den wenig bekannten Aspekten des Systems von Auschwitz, dass sogar dauerhafte „Zuzüge“ von Ehefrauen und Kindern in diese SS-Siedlung möglich waren und in zunehmendem Maße von der Kommandantur gewünscht und genehmigt wurden; Impfungen der Säuglinge, „Kinderturnstunden“ und „Familiensprechstunden“ bei den SS-Ärzten inklusive. Diese besuchsweisen oder dauerhaften Aufenthalte von Familienangehörigen des SS-Lagerpersonals dokumentieren die fast vollständig überlieferten Kommandanturbefehle, die insgesamt ein sehr präzises Bild von der bürokratischen Monstrosität der Lagerverwaltung in Auschwitz vermitteln. Die Lagerleitung war sich der zu „dienstlicher“ Verschwiegenheit schriftlich verpflichteten SS-Angehörigen offenbar ebenso sicher wie sie von einer „seelischen“ Unterstützung im „schweren Dienst“ durch deren Ehefrauen und andere Familienmitglieder auszugehen schien.⁷⁸ Unklar bleibt, warum Irene Mengeles Auschwitz-Besuche 1943 und 1944 sich nicht in den Kommandanturbefehlen verzeichnet finden. Ausgerechnet Josef Mengele taucht in den Hunderten von Lager-Dokumenten namentlich nur ein einziges Mal auf, und zwar im schon erwähnten Kommandanturbefehl 26/43 vom 24. Juni 1943: „Dr. Mengele hat in seinem Motorradunfall im Lagerbereich [21. Juni 1943] sein EK I verloren. Der ehrliche Finder wird gebeten, dasselbe bei der Kommandantur abzugeben.“⁷⁹ Nur drei Wochen nach seinem „Dienstantritt“ fiel der neue SS-Lagerarzt Mengele – zumindest dienstlich – durch eine bei diesem Unfall erlittene Hüftfraktur für mehrere Wochen aus. Als Ehemann erfüllte er seine „Pflichten“ offenbar, denn just in diese Zeit fiel der Besuch seiner aus Freiburg angereisten Frau Irene. Zwar lässt sich mit Dokumenten nicht belegen, wann dieser erste Auschwitz-Besuch genau stattgefunden hat und wie lange er dauerte, doch unter Voraussetzung des bekannten Geburtsdatums Rolf Mengeles, der am 16. März 1944 in Freiburg zur Welt kam, müssen

⁷⁷ Vgl. ZOFKA (wie Anm. 67), S. 259f.

⁷⁸ Vgl. FREI (wie Anm. 39). Lt. Zeugenaussage des zur Fahrbereitschaft in Auschwitz gehörenden Günzburger SS-Unterscharführers Richard Böck (1906-1973) im Frankfurter Auschwitzprozess wurde Josef Mengele auch einmal von seinem Vater in Auschwitz besucht: *Und sein Vater [Karl Mengele sen.] war einmal drei Wochen droben, in Auschwitz, und hat ihn besucht. Der verstorbene Mengele.* Vgl. Tonbandmitschnitt des 1. Frankfurter Auschwitz-Prozesses, hg. vom Fritz Bauer Institut, Audiofiles und Transkriptionen unter: www.auschwitz-prozess.de, hier: Aussage von Richard Böck, 3.8.1964.

⁷⁹ Vgl. FREI (wie Anm. 39), S. 297.

Irene und Josef Mengele – cum grano salis – bereits in der zweiten Junihälfte 1943 in der SS-Siedlung in Auschwitz zueinandergefunden haben.⁸⁰ Familie Mengele sorgte in Sichtweite des größten deutschen Vernichtungslagers für Nachwuchs; zu einer Zeit, als die vier neuen Gaskammern und Krematorien in Auschwitz-Birkenau gerade ihren „Betrieb“ aufgenommen hatten und Tag um Tag die Züge des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA) mit Tausenden von deportierten Juden aus ganz Europa ankamen. Rolf Mengeles Erinnerung an Gespräche mit seiner Mutter über deren Auschwitz-Besuch 1943 sei zitiert: „Woher kommt dieser Gestank?“ soll Irene ihren Mann gefragt und dabei den Blick nach oben zum Schornstein und den dahinter hängenden Rauchschwaden gerichtet haben. ‚Frag mich nicht danach‘, habe Mengele ungehört erwidert. Wie Mengeles Sohn Rolf berichtet, soll ihm seine Mutter später erzählt haben, das sei der Moment gewesen, da ihr die ersten Zweifel kamen und die Ehe zu bröckeln begann. ‚Infolge des Krieges führten sie nie eine richtige Ehe‘, sagte Rolf. ‚Meine Mutter war fröhlich, lustig, voller Leben, ein gefühlsbetonter Mensch‘.⁸¹ In Freiburg zurück, gab wohl die festgestellte Schwangerschaft Irene Mengele Anlass, das Kunstgeschichtsstudium ohne Abschluss abzubrechen und sich stattdessen auf ihre neue Rolle als Mutter vorzubereiten. Im Sommersemester 1943 (29. April bis 31. Juli 1943) war sie jedenfalls letztmals an der Freiburger Universität immatrikuliert.⁸² Nach den fehlerhaften, späteren Meldekarten erfolgte im selben Jahr nun auch ganz offiziell die Wohnsitzmeldung Irene und Josef Mengeles in Freiburg, *Sonnhaldestr.* 87 (recte *Sonnhalde* 81); warum erst jetzt und nicht schon 1940, bleibt unklar. Einen gemeinsamen „Lebensmittelpunkt“ hatten sie damit nicht gefunden. Josef Mengele schien eher bemüht, bei Dienstbesprechungen und anschließenden Gesprächen in Auschwitz Persönliches, Freiburg und die Familie Betreffendes grundsätzlich auszuklammern, so als gehörte es gar nicht zu ihm selbst. Die Gespräche hätten sich immer und ausschließlich um den Lageralltag in Auschwitz gedreht. Seine Familie habe er dabei grundsätzlich ausgespart, nicht einmal von der Geburt seines Sohnes 1944 sei in Auschwitz gesprochen worden, so jedenfalls nach der Erinnerung des in Freiburg geborenen SS-Untersturmführers Hans Münch (1911-2001), stellv. Leiter des Hygiene-Instituts der Waffen-SS in Auschwitz-Rajsko, der mit Mengele etwas näheren Umgang gehabt haben will.⁸³ In den Auschwitz-Briefen deutet sich lediglich ein – vermutlich oberflächlich gebliebener – Austausch mit dem aus Freiburg stammenden und in Freiburg verheirateten SS-Lagerzahnarzt Elimar Precht und dessen Frau Charlotte Stiefvater an, die bei der Familienpost der Mengeles zwischen Auschwitz, Freiburg und Günzburg vermittelten.⁸⁴ Erschien ihm das „Persönliche“ angesichts der „Größe“ seiner „Forschungsvorhaben“ und der

⁸⁰ POSNER/WARE (wie Anm. 31), S. 49, terminieren den Besuchsbeginn hingegen auf „Ende August 1943“ und beziehen sich darin auf ein Gespräch mit Rolf Mengele 1985: „Ende August 1943 reiste Mengeles Frau Irene von Freiburg, wo sie den Krieg über zu bleiben gedachte, zu Besuch nach Auschwitz. Quarantänemaßnahmen gegen Typhus hielten sie länger fest als beabsichtigt.“ Gehäufte Fälle von Flecktyphus traten in Auschwitz allerdings ab Mitte Juni und nicht Ende August, Anfang September 1943 auf; vgl. CZECH (wie Anm. 69), u.a. S. 521 (15.6.) und S. 525 (21.6.).

⁸¹ POSNER/WARE (wie Anm. 31), S. 49.

⁸² Matrikelkartei, UAF, B 16, Irene Mengele.

⁸³ Vgl. POSNER/WARE (wie Anm. 31), S. 49 und ZOFKA (wie Anm. 67), S. 262. Dass es diesbezüglich Ausnahmen gab, belegt der überlieferte Auschwitz-Brief Mengeles vom 26.4.1944 an Irene Mengele, der u.a. die kleine SS-Feierlichkeit anlässlich der Verleihung seines Kriegsverdienstkreuzes zum Gegenstand hat (siehe unten), bei der *auch auf das Wohl von Rolf und seinem lieben Mutterle* [!] *angestoßen* worden sei. Vgl. Anhang, Brief 6 (26.4.1944).

⁸⁴ Vgl. Anhang, Brief 9 (6.12.1944) und Brief 10 (14.12.1944). Noch im Adressbuch des Jahres 1943 wird Elimar Precht, damals SS-Lagerzahnarzt im KZ Natzweiler-Struthof, mit seiner Freiburger Praxis in der Belfortstr. 4 geführt.

„Schwere“ des alltäglichen Dienstes in Auschwitz weiter nicht der Rede wert? Seiner Frau wiederum erzählte er angeblich, doch wenig glaubhaft, zu keiner Zeit, worin genau sein „Dienst“ in Auschwitz-Birkenau bestand und welchen „Forschungen“ er tatsächlich nachging. Auch über die Art und Dimension des systematischen und fabrikmäßigen Mordens in Auschwitz ließ er sie angeblich im Ungewissen, indem er ihre Fragen blockierte. Mengeles Schweigen über sein „Privatleben“ gegenüber seinen SS-Kollegen korreliert dabei in auffälliger Weise mit dem Verschweigen seines mörderischen Dienstalltags gegenüber Irene Mengele, sofern dies nicht nur deren spätere Schutzbehauptung war. Nachdem das Paar sich zu Weihnachten 1943 nicht gesehen hatte,⁸⁵ wurde dem diensteifrigen SS-Lagerarzt erst Ende März oder Anfang April 1944 anlässlich der Geburt seines Sohnes Rolf Familienurlaub genehmigt und eine Reise nach Freiburg möglich gemacht. Der früheste der fünf Auschwitzbriefe datiert vom 26. April 1944 und belegt diesen wahrscheinlich ersten Freiburg-Aufenthalt nach Mengeles Dienstantritt in Auschwitz 1943. Der Besuch, über den sonst nichts Näheres bekannt ist, dürfte etwa vier Wochen, von Mitte oder Ende März bis mindestens 21. April 1944 gedauert haben.⁸⁶ Nichts deutet darauf hin, dass sich Mengeles Selbstverständnis durch die Geburt seines Sohnes oder auch nur die Art der Verständigung mit seiner Familie im Anschluss geändert hätten. Obwohl der Brief unmittelbar nach der Rückkehr aus Freiburg geschrieben wurde, nahm Mengele darin bereits keinerlei Bezug mehr auf die gemeinsamen Freiburger Wochen mit seiner Frau und dem neugeborenen Kind und kam sofort wieder auf seine dienstliche Situation in Auschwitz und seine „Arbeit“ zu sprechen. Retardiert und kryptisch deutete er Irene indessen Probleme mit der *Öde des Alltags und K.-L.-Betriebs (!)* an: *Die Arbeit geht so weiter, aber ich habe doch die Absicht, im Ganzen verhaltener zu sein.* Andererseits zeigte er sich durch eine launige kleine SS-Feier unter Lagerärzten nebst deren Ehefrauen nach Verleihung des Kriegsverdienstkreuzes (KVK) II. Klasse mit Schwertern durch Lagerkommandant Arthur Liebehenschel schnell wieder versöhnt. Zur Illustration und als Ausdruck unverhohlener Genugtuung zeichnete Mengele das KVK sogar mit Bleistift in den Brieftext der ersten Seite hinein: *Wenn es nun auch kein seltener Orden mehr ist und ich auch noch einige wertvollere schon besitze, so hat mich die damit verbundene Anerkennung meiner Arbeit und des Einsatzes, der manchmal und immer wieder die Gefährdung der Gesundheit und des Lebens / bedeutet, doch sehr gefreut. (Also, liebes Butzele, Du siehst[,]) die Orden sammeln sich so allmählich auf meiner Heldenbrust!!) [...] Man nennt [das K.V.K.] hier den „Fleckfieberorden“.*⁸⁷ Keine Auskunft gab er über den wahren Hintergrund des angedeuteten *Einsatzes*: Mengele, der sich in Auschwitz-Birkenau durch seine besonders menschenverachtende Art der „Behandlung“ der dort grassierenden Krankheiten und Epidemien hervortat, hatte Ende 1943 eine Typhusepidemie im Frauenlager B Ia dadurch „bekämpft“, dass er 600, halb verhungerte und kranke Frauen eines ganzen Lagerblocks vergasen ließ, um ihn anschließend reinigen zu können und die Frauen aus dem nächsten Block nach ihrer Desinfektion in diesen „sauberen“ Block zu verlegen und so

⁸⁵ Vgl. die Bemerkung in Brief 10 (14.12.1944): *Zudem sind wir dann wieder (!) ein Weihnachten nicht zusammen.* Nach Aussage von Felix Amann im 1. Frankfurter Auschwitzprozess befand sich Mengele allerdings „über den Winter“ 1943/44 in Urlaub und nicht in Auschwitz; vertreten habe ihn als Lagerarzt Franz Lucas. Vgl. FRIEDRICH MARTIN BALZER/WERNER RENZ: *Das Urteil im Frankfurter Auschwitz-Prozess (1963-1965)*, Bonn 2004.

⁸⁶ Unmittelbar nach der Rückkehr in Auschwitz berichtete Mengele seiner Frau am 26.4.1944 u.a. von einem Zwischenaufenthalt in Berlin, wo es auch zur Begegnung mit seinem *Chef* (Verschuer) gekommen war und über die Verleihung des Kriegsverdienstkreuzes in Auschwitz: *Es sollte am 20.4.44 (Führers Geburtstag) verliehen werden, doch ich war nicht da, sondern bei Dir [in Freiburg].* Vgl. Anhang, Brief 6 (26.4.1944).

⁸⁷ Ebd.

fort. Diese Methode wurde von ihm auch bei Ausbruch von Scharlach in den Lagerabschnitten B IIc für ungarische Jüdinnen und B IIa im Block für jüdische Kinder sowie im „Zigeunerlager“ zur Anwendung gebracht, allerdings schickte Mengele dort alle Kranken in die Gaskammern.⁸⁸

Dass Mengele sein larmoyantes Klagen über die *Öde des Alltags und K.-L.-Betriebs* in Auschwitz und die vage Absicht, dort *im Ganzen verhaltener* zu agieren, ausgerechnet zu einer Zeit zum Ausdruck brachte, als durch Adolf Eichmann die organisatorischen Vorbereitungen auf die bevorstehenden Massendeportationen und die Vernichtung der ungarischen Juden in den Gaskammern von Auschwitz-Birkenau längst angelaufen waren, ist ein weiteres Indiz seines zynischen Kalküls. Bereits am 16. Mai 1944 kamen an der neuen Rampe von Birkenau die ersten drei von 140 Zügen des RSHA an, mit denen bis zum 9. Juli 1944 insgesamt 437.402 Jüdinnen und Juden aus Ungarn deportiert wurden. Abwechselnd zwei und drei, manchmal auch fünf Züge mit jeweils vier- bis fünftausend Menschen trafen so täglich in Auschwitz-Birkenau ein.⁸⁹ Abertausende Menschen wurden in diesen zwei Monaten von Mengele und den anderen Lagerärzten und Lagerzahnärzten turnusmäßig selektiert. Die Jungen und Gesunden wurden, ohne dass sie in die Lagerregister aufgenommen wurden, als sogenannte „Depothäftlinge“ ins Lager eingewiesen. Die übrigen Deportierten, mindestens 370.000 Frauen, Kinder und ältere Menschen, wurden sofort nach ihrer Ankunft in den Gaskammern ermordet.⁹⁰ Den differenzierten Aussagen von Auschwitz-Überlebenden, die dem letzten revidierten Haftbefehl gegen Mengele 1981 zu Grunde liegen, ist zu entnehmen, dass Mengele allein zwischen April und August 1944 bei mindestens 39 verschiedenen Transportselektionen an der Rampe in Birkenau im Einsatz gewesen ist. Er entschied so persönlich über das Leben und den Tod von Zehntausenden Menschen.⁹¹ Nicht zuletzt griff Mengele während der sogenannten „Ungarn-Aktion“ bei seinem Rampendienst gezielt Zwillingspaare aus den Deportationszügen heraus und ließ sie zu seiner ausschließlichen Verfügung ins Lager einweisen, wo sie in der Folge seinen „Experimenten“ zum Opfer fielen. Die Chronik der einzelnen Vernichtungsaktionen in Auschwitz im Sommer 1944 verzeichnet signifikant häufige Einträge, die den persönlichen Verantwortungsbereich von Josef Mengele betreffen. Mengele wurde in dieser Zeit neben seinem „Rampendienst“ im eigens für ihn eingerichteten Laboratorium und Sektionsraum des Krematoriums III in Lagerabschnitt B IIc verstärkt „tätig“.⁹² So wurde am 10. Juli 1944 im aufzulösenden „Familienlager“ der aus Theresienstadt nach Auschwitz deportierten Juden im Lagerabschnitt B IIb eine Lagersperre angeordnet, in deren Verlauf Mengele die „Lagerselektion“ selbst durchführte und am 11. Juli 1944 4.000 jüdische Frauen und Männer in den Gaskammern ermordet wurden.⁹³ Im HKB für Männer in B IIc und im Frauenlager befanden sich zu dieser Zeit rund 100 männliche und etwa 400 weibliche Kinder und Erwachsene, darunter je 50 männliche und weibliche Zwillingspaare

⁸⁸ Vgl. KUBICA (wie Anm. 33), S. 412f. und POSNER/WARE (wie Anm. 31), S. 45.

⁸⁹ Darunter ein Deportationszug aus dem jüdischen Getto Berehovo in Transkarpatien (damals ungarisch: Beregszász), der am 26. Mai 1944 in Birkenau eintraf. Dessen Ankunft, die Selektion an der Gleisrampe, die Registrierung und Entlassung der Arbeitsfähigen, die Plünderung der Habseligkeiten bis hin zum Weg zu den Gaskammern zeigen die 193 Fotografien des sogenannten „Lilly-Jacob-Albums“. Es sind die einzigen überlieferten Bilddokumente dieser Art. Josef Mengele ist unter den auf den Fotografien zu erkennenden SS-Tätern nicht zu identifizieren. Vgl. Das Auschwitz-Album. Die Geschichte eines Transports, hg. von ISRAEL GUTMAN UND BELLA GUTTERMAN, Göttingen 2005.

⁹⁰ Vgl. CZECH (wie Anm. 69), S. 776ff.

⁹¹ Vgl. POSNER/WARE (wie Anm. 31), S. 51f.

⁹² Vgl. CZECH (wie Anm. 69), S. 788 und 855.

⁹³ Vgl. ebd., S. 820.

zur besonderen Verfügung Mengeles.⁹⁴ Am 2. August 1944 erfolgte schließlich die Auflösung des „Zigeuner-Familienlagers“ (B IIe), dessen verantwortlicher Lagerarzt Josef Mengele seit seinem Dienstantritt in Auschwitz im Mai 1943 gewesen war. Hans Münch zufolge habe Mengele, der anfangs zu den „Zigeunern“ ein noch „deutlich positiveres Verhältnis“ (!) als zu den restlichen Lagerinsassen gehabt hätte, die Liquidierung des Lagers „mit Nachdruck“ befürwortet. Nach Mengeles Selektion wurden an einem Tag schließlich 2.897 Frauen, Männer und Kinder zu den Gaskammern gefahren und dort ermordet.⁹⁵

Im Kontext dieser Vernichtungsaktionen trägt der zweite, offiziell genehmigte Aufenthalt Irene Mengeles in Auschwitz geradezu bizarre Züge. Die Reise und ihre Eindrücke hielt die 27-Jährige in ihrem damaligen Tagebuch fest,⁹⁶ begreiflicher wird dadurch nichts. Die junge Mutter ließ den gerade fünf Monate alten Sohn Rolf bei ihren Eltern in der Sonnhalde oder bei den Schwiegereltern in Günzburg zurück und fuhr am 8. August 1944 von Freiburg über Katowice zu ihrem Gatten nach Auschwitz, wo sie am 10. August 1944 eintraf und wieder, wie schon ein gutes Jahr zuvor, in der SS-Siedlung an der Peripherie des Stammlagers wohnte. Im Tagebuch beschrieb sie diese zwar als „langweilige, trostlose Gegend mit primitiven Unterkünften“, doch müssen die ersten drei Wochen mit Josef „idyllisch“ und komfortabel gewesen sein, wozu auch die eigens für das Paar abgestellten Bediensteten – „Zeugen Jehovas in gestreifter Gefängnis-kluft“ – und Ausflüge in die Umgebung beitrugen. Ihre gemeinsamen Tage verbrachten Irene und Josef Mengele – nur schwer vorstellbar – mit Baden im nahen „Erholungsgebiet“ des Flusses Sola, wo Irene auch Brombeeren sammelte, aus denen sie in der SS-Unterkunft Marmelade zubereitete.⁹⁷ Um sich ein Bild des Unvorstellbaren zu machen: Zwischen Juni und Dezember 1944 entstanden 116 Fotografien, die im Jahr 2006 in den USA als „Höcker-Album“ bekannt wurden. Es handelt sich um eine zeitgenössische Fotosammlung für den damaligen Adjutanten des Lagerkommandanten SS-Sturmbannführer Richard Baer, SS-Obersturmführer Karl-Friedrich Höcker, der am 25. Mai 1944 seinen Dienst in Auschwitz angetreten hatte. Darunter befinden sich insgesamt acht Fotografien, die Josef Mengele in der Zeit des Besuchs seiner Frau zusammen mit dem hauptverantwortlichen SS-Führungspersonal von Auschwitz – Rudolf Höß, Richard Baer, Josef Kramer u.a. – bei Freizeitaktivitäten an der Sola-Hütte im August/September 1944 zeigen (Abb. 5). Das Höcker-Album enthält neben einer weiteren Einzelfotografie, aufgenommen auf dem Lagergelände im Jahr 1943, die einzigen bislang bekannten Aufnahmen von Josef Mengele aus seiner Zeit als Lagerarzt in Auschwitz.⁹⁸

Dem Tagebuch Irene Mengeles ist zu entnehmen, dass sie von den Selektionen durchaus wusste und sie die ankommenden Züge in den Wochen ihres Aufenthalts natürlich wahrnahm, doch Näheres, vor allem die „dienstlichen“ Belange ihres Mannes Betreffendes, vermeintlich nicht erfahren habe. In Auschwitz habe sie lediglich ein großes Lager für politische Häftlinge und Kriegsgefangene gesehen. Im Tagebuch hielt sie das für sie Augenscheinliche fest: dass das mit Stacheldraht eingezäunte Gebiet von vielen Wachen umgeben war und dass es ohne Lagerausweise unmöglich gewesen sei, sich innerhalb und zwischen den Postenketten zu bewegen.

⁹⁴ Vgl. ebd., S. 836 und KUBICA (wie Anm. 33), S. 437ff.

⁹⁵ Zit. nach ZOFKA (wie Anm. 67), S. 256. Vgl. CZECH (wie Anm. 69), S. 838.

⁹⁶ POSNER/WARE (wie Anm. 31), S. 78f., zitieren aus diesem Tagebuch, wobei fraglich bleibt, ob sie es für ihre Monographie selbst haben einsehen können oder auf Irene Mengeles „schriftlichen Aussage“ hierüber im September 1985 rekurrieren, die sie den Autoren zukommen ließ. Über den Verbleib dieses Tagebuchs ist nichts bekannt.

⁹⁷ Zit. nach ebd.

⁹⁸ United States Holocaust Memorial Museum in Washington, D.C.; vgl. die Einzelfotografie von 1943, in: BYHAN (wie Anm. 47), Nr. 27 (1985).



Abb. 5 Gruppenbild mit Massenmördern: Der lachende Josef Mengele zusammen mit Richard Baer (links), Josef Kramer (halb verdeckt), Rudolf Höß und einem unbekanntem SS-Hauptsturmführer (rechts). Nähe Sola-Hütte, August/September 1944 (United States Holocaust Memorial Museum in Washington, D.C., Höcker-Album).

Außerdem sei ihr auch wieder der „süßliche Gestank“ aufgefallen, den sie schon bei ihrer ersten Reise 1943 bemerkt hatte. Ihr Mann sei den entsprechenden Fragen jedoch wie gewohnt ausgewichen. Undenkbar jedoch, dass ihre diesbezüglichen Wahrnehmungen und Gespräche in nächster Nähe des Geschehens derart beschränkt geblieben sein konnten oder sollten.⁹⁹ Folgt man den Tagebucheinträgen, hat Irene Mengele andererseits durchaus genaue Wahrnehmungsfähigkeit bewiesen und beispielsweise eine Veränderung der Gemütslage ihres Mannes festgestellt. Josef Mengele habe im August 1944 einen „niedergeschlagenen und depressiven Eindruck gemacht“ und sich gefragt, „wer das alles zu verantworten“ habe, sei aber darauf bedacht gewesen, sich nichts anmerken zu lassen. Sonst sei ihr Josef Mengele nämlich „stets charmant“, „lustig“ und „sehr gesellig“ erschienen, wenn auch eitel und traurig darüber, dass er „seines Erachtens zu klein“ gewesen sei. Seinen „Dienst“ habe er im Sinne der nationalsozialistischen Überzeugung und SS-Ideologie als „Fronteinsatz“ verstanden und seine Pflicht darin gesehen, ihn in soldatischem Gehorsam zu verrichten.¹⁰⁰ Angesichts der für das Deutsche Reich im Sommer 1944 längst aussichtslosen militärischen Lage – im Westen der Fortgang der alliierten Invasion und die Befreiung Frankreichs, im Osten die fast vollständige Zerschlagung der Heeresgruppe Mitte durch die sowjetische Sommeroffensive (Operation Bagration) und die in kurzer Zeit von allen

⁹⁹ Vgl. POSNER/WARE (wie Anm. 31).

¹⁰⁰ Ebd., S. 79.

Seiten über Hunderte von Kilometern an das „Altreich“ heranrückenden Fronten – dürften selbst Josef Mengele Zweifel an seinem „Frontdienst“ in Auschwitz und dem propagierten „Endsieg“ gekommen sein. Nicht zuletzt die Sorge um das eigene Fortkommen, die schleichende Angst vor dem Ende des Nationalsozialismus und die zu befürchtenden persönlichen Konsequenzen als Täter mussten bei Mengele und der Lager-SS in Auschwitz überhaupt ein zunehmend dunkles und panisches Endzeitbewusstsein erzeugt haben. Gleichzeitig setzte man das Vernichtungsprogramm bis in den Spätherbst 1944 uneingeschränkt fort und prolongierte den Anschein des „normalen“ Lageralltags. Dazu gehörte, sich der eigenen „Verdienste“ zu versichern und den Verantwortungsträgern beste Zeugnisse auszustellen. So erhielt Josef Mengele am 19. August 1944 durch Standortarzt SS-Hauptsturmführer Eduard Wirths eine dienstliche Beurteilung, die sich in Superlativen ergeht. Sie bescheinigt dem weltanschaulich *festen* und *einwandfrei auftretenden*, *bei den Kameraden besonders beliebten* SS-Führer und Lagerarzt, selbst *unter schwierigsten Voraussetzungen zur vollsten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten alle an ihn gestellten Aufgaben erfüllt* zu haben. Außerdem wird dem in seiner knappen außerdienstlichen Zeit *eifrigst sich weiterbildenden* „Anthropologen“ lobend versichert, für seine *Wissenschaft einen bedeutenden Beitrag geleistet* zu haben. Die Beurteilung schließt mit der den Dienst in Auschwitz und künftige Aufgaben umfassenden Bestnote: *Mengele erscheint für jede anderweitige Verwendung und auch für die nächsthöhere Verwendung durchaus geeignet.*¹⁰¹ Einen entsprechenden Nachweis erbrachte Mengele aus Sicht seiner stolzen Frau nur zwei Wochen später, als er in ihrem Beisein bei einer „wissenschaftlichen Tagung“ anlässlich der Einweihung des neuen SS-Reviers am 1. September 1944 als Hauptredner auftrat und über „Beispiele aus anthropologisch erbbiologischen Arbeiten im KL Auschwitz“ referierte.¹⁰² Irenes Aufenthalt in Auschwitz dauerte indessen länger als die beabsichtigten vier Wochen. Sie erkrankte kurz vor der für den 11. September geplanten Rückreise an Diphtherie und einer daraus resultierenden, lebensbedrohlichen Herzmuskelentzündung. Bis Mitte Oktober 1944 war sie im neu eingeweihten SS-Lagerlazarett stationär in Behandlung, wovon sie die meiste Zeit im Fieberwahn zubrachte. Der in privaten Angelegenheiten durchaus Besorgnis und Mitgefühl zeigende Mengele soll sie dort dreimal täglich besucht und – wiederum bildungsbürgerliche Belesenheit demonstrierend – aus Honoré de Balzacs Novelle „Der Diamant“ (!) vorgelesen haben.¹⁰³ Als Irene Mengele schließlich Ende Oktober oder Anfang November nach fast drei Monaten Auschwitz wieder nach Freiburg zu Sohn und Eltern zurückgekehrt war, stand im Eindruck der zunehmenden Luftbombardements der Alliierten ihr Entschluss fest, die Stadt in Richtung Günzburg zu verlassen. Josef Mengele, der sie nach Freiburg entweder schon begleitet hatte oder Anfang November zu seinem „Kurzurlaub“ in Freiburg eintraf, dürfte ihr dazu geraten und seine Hilfe bei den Vorbereitungen angeboten haben. Auch in Freiburg mehrten sich im Spätherbst 1944 die Anzeichen einer wachsenden Bedrohung durch Luftangriffe. Bei seinem letzten, kurzen Freiburg-Aufenthalt, zeigte *Papili* Mengele in den Kellerräumen des Hauses Sonnhalde 81 unvermittelt väterlich-sentimentale Besorgnis. Er, der als Lagerarzt noch wenige Tage zuvor – und auch wieder danach und bis zuletzt – Kinder in Auschwitz seinen Versuchen opferte, sie mitunter als seine *Meerschweinchen* (!)¹⁰⁴ bezeichnete, schrieb in einem späteren Brief: *Ich entsinne mich sehr wohl, wie ich mit dem sechs Monate alten Ro (Rolf) an-*

¹⁰¹ Vgl. KUBICA (wie Anm. 33), S. 414f.

¹⁰² Vgl. POSNER/WARE (wie Anm. 31), S. 79. Im erwähnten Höcker-Album (wie Anm. 98) finden sich zahlreiche Fotografien, die bei der Einweihung dieses SS-Lazaretts am 1. September 1944 entstanden sind und u.a. SS-Lagerärzte und das Führungspersonal der Abteilung Sanitätswesen zeigen (Eduard Wirths, Enno Lolling). Josef Mengele ist unter diesen allerdings nicht zu erkennen.

¹⁰³ Vgl. POSNER/WARE (wie Anm. 31), S. 79.

¹⁰⁴ Vgl. ZOFKA (wie Anm. 67), S. 260.

lässlich eines Kurzurlaubs in Frbg. (Freiburg) mehrmals täglich – wahrscheinlich meist unnötig – bei Fliegerwarnungen in den Keller rannte. Die Sorge und Verantwortung um das Kind sind mir in ihrer ganzen Erlebnistiefe bis heute gegenwärtig.¹⁰⁵ Irene Mengele zog mit ihrem Sohn Rolf am 23. November 1944 – und damit noch vor dem verheerenden Luftangriff auf Freiburg am 27. November – nach Günzburg in das Haus von Mengeles Eltern.¹⁰⁶ Heinrich und Elise Schoenbein blieben vorerst in der Sonnhalde 81 wohnen, bevor auch sie, am 5. Dezember 1944, vorübergehend in das Stammhaus der Mengeles nach Günzburg umzogen. Über den letzten Aufenthalt Josef Mengeles an seiner Freiburger Meldeadresse wird es im Düsseldorfer Scheidungsurteil 1954 unter *Tatbestand* lapidar heißen: *Der letzte eheliche Verkehr der Parteien hat im November 1944 stattgefunden. Die Klägerin hat vorgetragen, dass der Beklagte nach seinem letzten Urlaub im November 1944 nicht mehr zu ihr zurückgekehrt sei.*¹⁰⁷

In mehreren, im Dezember 1944 in Auschwitz geschriebenen Briefen an Irene Mengele in Günzburg versuchte Mengele, seine Frau für einen letzten, geradezu aberwitzigen Lebensentwurf *en famille* zu gewinnen.¹⁰⁸ Nicht mehr in Freiburg oder Günzburg sah er die Zukunft für sich und seine Familie, sondern in einer womöglich dauerhaften, jedenfalls längerfristig gedachten *Übersiedlung* Irene und Rolf Mengeles in die SS-Wohnsiedlung nach Auschwitz. Nur wenige Wochen vor der Befreiung des Vernichtungslagers durch die Rote Armee am 27. Januar 1945 muss Mengeles „Familienplanung“ jeglichen Wirklichkeitssinn verloren haben. Hintergrund war ein halbherziger und letztlich gescheiterter Intervenierungsversuch, über Standortarzt Wirths und eine Personalbesprechung mit Enno Lolling im Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt seine *Freigabe zur Feldtruppe* zu erwirken; ob er dies versuchte, um sich von seinen Mordpflichten in Auschwitz zu entbinden, bleibt dahingestellt. Jedenfalls versöhnte sich Mengele Ende 1944 nicht nur mit der Aussicht, auch im kommenden Jahr seinen Dienst in Auschwitz zu verrichten, sondern glaubte trotz der unaufhaltsam heranrückenden Roten Armee noch immer daran, dass die Kriegsentwicklung dies überhaupt zulassen werde: *Die Angriffe hier betrafen das Industriegebiet [Auschwitz III, Monowitz]. Wir kamen bis jetzt ungeschoren davon. Natürlich rauschen die Geschwader nur so über uns weg. Aber sie werden sich ja nicht gerade K.L. zur Bombardierung aussuchen.*¹⁰⁹ Dass Mengele in dieser Hinsicht Recht behalten sollte und Auschwitz-Birkenau und die Zufahrtsgleise zur Rampe tatsächlich kein einziges Mal Ziel alliierter Angriffe wurden, gehört zu den unerträglichen Zynismen der Geschichte. Ein Meister der Verdrängung und Abspaltung, erschien Mengele im Dezember 1944 Auschwitz jedenfalls als der für seine Familie richtige und einstweilen sichere Ort: *So denke ich, dass ich jetzt nicht so schnell hier loskomme, wenigstens bis zum Frühjahr nicht. Aber dann könnten wir doch wenigstens die paar Monate noch zu einem Zusammensein en famil[i]e nützen. Das glaubte ich auch aus Deinen Briefen herauszuhören! Also überleg Dir die Sache und schreib mir schnell, was du denkst [...] Diesmal darfst Du aber wirklich ganz frei entscheiden und ich werde Dir auch im ablehnenden Fall keine „Schwierigkeiten“ machen! Du kannst nun diese Frage auch besser als im Sommer beurteilen.*

¹⁰⁵ Mengele-Nachlass, Sammlung Burda, undatiert. Zit. nach ZOFKA (wie Anm. 67), S. 266.

¹⁰⁶ Das Datum nennen POSNER/WARE (wie Anm. 31), S. 80, und berufen sich vermutlich auf Aussagen Irene Mengeles. Die Anmeldung Irene und Rolf Mengeles in Günzburg, Am Stadtbach 4, erfolgte nachweislich am 28.11.1944 (Einwohnermeldekarte Irene Mengele, Einwohnermeldeamt Günzburg). Am 20.4.1945 meldeten sich Irene und Rolf Mengele dann im nahegelegenen Autenried, Hausnummer 36, an, wo sie bis zu ihrem Wegzug zurück nach Freiburg am 20.4.1949 gemeldet waren (Meldekarte Irene und Rolf Mengele, Einwohnermeldeamt Ichenhausen).

¹⁰⁷ Scheidungsurteil Irene und Josef Mengele, 3. Zivilkammer am Landgericht Düsseldorf, 25.3.1954.

¹⁰⁸ Vgl. Anhang, Briefe 7 bis 10.

¹⁰⁹ Anhang, Brief 8 (3.12.1944).

*Dass ich Dich sehr lieb hab und mich jetzt schon auf das noch „imaginäre“ Beisammensein freue, weißt du. Liebes Kleines, nimm viele heiße Küsse von Deinem Butz.*¹¹⁰

Die in Abständen weniger Tage im Dezember 1944 an Irene geschriebenen Briefe forderten diese immer drängender zu einer Stellungnahme und raschen Entscheidung auf. Um den Druck auf sie zu erhöhen, ließ er sie – nun erstmals auch namentlich mit *Liebe Irene* angeredet – wissen, dass er in der SS-Siedlung bereits erste Vorkehrungen getroffen habe: *Ich bin schon fest am Einrichten der Wohnung. Die Nachricht eilt auch, weil ich für Rolf ein Bettchen kaufen muss (Bei DAW [Deutsche Ausrüstungswerke]).*¹¹¹ Den inzwischen erfolgten Luftangriff auf Freiburg nahm Mengele am 3. Dezember zum Anlass, Irenes Sorgen zu beschwichtigen und – in eklatanter Fehldeutung der tatsächlichen militärischen Lage – sein offenbar unerschütterliches Vertrauen in die *neuen Waffen* und den „Endsieg“ zum Ausdruck zu bringen: *Wie mag es den guten Eltern gehen? Nun sind schon Kämpfe in Schlettstadt! Aber das ist nicht so schlimm. Man wird eben auf den Rhein zurückgehen müssen, wie 1939. Die neuen Waffen sind nun schon im Frontkampf wohl eingesetzt und sie werden ihre Wirkung schon haben. Aber wir müssen vielerlei Vertrauen in unsere eigene Kraft haben und dann werden wir es schon meistern.*¹¹² Unbegreiflicher noch als der von Mengele vorgeschlagene finale Familien-Umzug selbst ist die Tatsache, dass Irene Mengele ihren und Rolfs Zuzug nach Auschwitz für Ende 1944 tatsächlich erwog: *Deine Wünsche habe ich bereits bei unserem Unterkunftsman [Martin] (Wilks) angemeldet. Sie werden wohl alle befriedigt werden können. Schade, daß Du nicht schon rascher Dich entschieden hast. Eigentlich wolltest Du schon da sein.*¹¹³

Dabei sollte es allerdings bleiben: Am 17. Januar 1945 liquidierte Lagerarzt SS-Hauptsturmführer Dr. Josef Mengele seine Versuchsstation im Lager B IIf, packte sein aus seinen Versuchsreihen an Zwillingen, Zwergwüchsigen und Krüppeln gewonnenes „Material“ hastig zusammen und verließ Auschwitz-Birkenau fluchtartig vor der Roten Armee in Richtung Westen. Seine Frau sollte er erst wieder bei geheimen Treffen in Autenried und in der Nähe von Rosenheim im Sommer 1946 sehen, wo Mengele unter falschem Namen und als Hilfsarbeiter bis zu seiner Flucht nach Argentinien 1949 bei einem Landwirt in Mangolding untergetaucht war. Freiburg, wohin Irene Mengele, zeitgleich mit Beginn der Flucht ihres Mannes, am 20. April 1949 von Autenried zurückging, besuchte der bis zu seinem Tod in Brasilien 1979 flüchtige und weltweit per Haftbefehl gesuchte Josef Mengele nicht mehr. Irene Mengele, die sich ein Leben an der Seite eines Flüchtlings in Südamerika offenbar nicht vorstellen konnte, hatte entschieden, sich von Josef Mengele zu trennen. Am 1. Mai 1949 meldete sie sich mit dem nun fünfjährigen Rolf in der Franz-Liszt-Str. 1 in Freiburg an; nur wenig entfernt von der letzten gemeinsamen Wohnadresse der Familie in der Sonnhalde 81.

Die abschließend zu rekapitulierende und skizzierte Täter-Typologie Josef Mengeles darf weder den Anschein der Dämonisierung noch Banalisierung erwecken. Hannah Arendts über den SS-Täter Adolf Eichmann geprägtes Wort von der „Banalität des Bösen“,¹¹⁴ das von Beginn an umstritten und vielfachen Missverständnissen ausgesetzt war, gab die maßgebliche Terminologie vor. Arendts Analyse des Eichmann-Prozesses aus dem Jahr 1964 formulierte die für viele Angehörige und Hinterbliebene von Holocaustopfern brüskierende Beobachtung, ein „Phänomen, das zu übersehen unmöglich war“: Eichmann sei als Mensch und Täter von einer geradezu „erschreckenden Normalität“ gewesen. „Außer einer ganz ungewöhnlichen Beflissenheit, alles

¹¹⁰ Anhang, Brief 7 (1.12.1944).

¹¹¹ Anhang, Brief 9 (6.12.1944).

¹¹² Anhang, Brief 8 (3.12.1944).

¹¹³ Anhang, Brief 10 (14.12.1944).

¹¹⁴ HANNAH ARENDT: Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen, München 2013.

zu tun, was seinem Fortkommen dienlich sein konnte, hatte er überhaupt keine Motive [...] Es war gewissermaßen schiere Gedankenlosigkeit [...], die ihn dafür prädisponierte, zu einem der größten Verbrecher jener Zeit zu werden. Und wenn dies „banal“ ist [...], wenn man ihm beim besten Willen keine teuflisch-dämonische Tiefe abgewinnen kann, so ist es darum noch lange nicht alltäglich.“¹¹⁵

In diesem Sinne ist es nicht die „Banalität des Bösen“, die in den Briefen und den anderen hier wiedergegebenen Dokumenten aus Josef Mengeles Täterbiografie kenntlich wurde. Zwar mag auch Josef Mengele von teilweise „erschreckender Banalität“ gewesen sein, aber er war es als ein wie auch immer zu denkender „Mensch“, diesseits seiner selbstgewählten und vorsätzlichen Grenzüberschreitung zum SS-Täter in Auschwitz-Birkenau. Geradezu peinlich „banal“ war Mengele im Besonderen *en famille*, als Ehemann und Vater, als Autor regressiver Front- und Liebesbriefe an seine Frau, als Kurzurlauber in seiner „Wahlheimat“ Freiburg, wo er vermutlich lange noch das „richtige Leben im falschen“ (Adorno) für möglich hielt. Am Ende „banal“ noch im Scheitern an der Umsetzung seines Entwurfs eines „normalen Lebens“, in seinem abwegigen Versuch, den Spagat zwischen Freiburg und Auschwitz, Familienwohnsitz und Dienststellung, damit zu beenden, dass er die Familie im Dezember 1944 zu einem Umzug nach Auschwitz zu überreden suchte. Keineswegs aber „banal“ erwies sich Mengele als der von Ehrgeiz getriebene, mit skrupellosem Kalkül ausgestattete und agierende SS-Arzt, ein in NS-Weltanschauung und Rassenideologie fundierter Gesinnungstäter, der in Auschwitz-Birkenau keiner Befehle bedurfte, um „tätig“ zu werden und der sich auch nie als willensloser, unreflektierter Befehlsempfänger im arbeitsteiligen Vernichtungsbetrieb von Auschwitz verstanden oder zu entlasten versucht hat. Im Täterprofil Mengeles blieb die „Familie in Freiburg“ ein mehr gedachter als gelebter Gegenentwurf. Zwischen ihr als bloßer Chiffre des Privaten und seinem mörderischen „Dienst“ in Auschwitz verordnete und wahrte Josef Mengele undurchdringliches Schweigen. Keinen Hinweis gibt es, dass Mengele die Unvereinbarkeit seines nur in Ansätzen gelebten „normalen“ wie „banalen“ Lebens in Freiburg und seiner Zugehörigkeit zur Todeswelt von Auschwitz-Birkenau je zu Bewusstsein gekommen wäre; keinen Hinweis auch darauf, dass er sein Handwerk des Tötens als solches je reflektiert hätte und ihm eine Einsicht in das Wesen seiner Verbrechen gekommen wäre; von Schuldeinsicht und strafrechtlicher Verantwortung ganz zu schweigen. Die Pole des Banalen und des Bösen umreißen das Leben dieses *unmenschlichen* Menschen und SS-Täters. In Freiburg und Auschwitz sind sie verortet.

¹¹⁵ Ebd., S. 56f.

Anhang

Feldpostbriefe Josef Mengeles 1942 bis 1944
(Transkription Markus Wolter)

Brief 1

Ort und Datum: Ostfront, 4.1.1942 (*Feldpostbrief*, gestempelt 6.1.1942)
Adressat: *Frau Irene Maria Mengele, Freiburg, Sonnhalde 81, bei Schoenbein*
Absender: *Ass. Arzt J. Mengele, FP-Nr. 44189*

[Seite 1 nicht abgebildet]¹¹⁶

Es ist am besten[,] Du schreibst sie mir nummeriert auf Vordruck und ich schreibe die Antworten dahinter! Ja?! Die beiden neuen Filme habe ich noch nicht verbraucht und im Apparat ist auch noch einer. Ja, wann wird die Zeit sein, da wir die Filme gemeinsam ansehen können? Liebes Butzele, leider habe ich von Dir bis jetzt erst einmal Bildchen erhalten u. ich hatte doch schon ein paar mal um solche gebeten. Bitte, schick mir wieder welche. Das ist so eine feine Auf[f]rischung der sich trübenden Erinnerung!! Verstehst Du mich? In letzter Zeit hat es keine Post gegeben u. so sind auch von Dir und Mama keine Päckchen u. Briefe angekommen. Ich vermisse auch immer noch Deinen Weihnachtsbrief, denn einen solchen hast Du doch sicher geschrieben. Hast Du meinen erhalten? Wo und wie hast Du Sylvester verbracht? Was geht sonst in Frbg. vor? Also, liebes Fraule, mach's gut und laß bald was hören. (Ich weiß, das liegt nicht an Dir!) Für heute viele 1000 herzliche Grüße und noch mehr Küssle von Deinem, nur Deinem, ganz Deinem Butz.

Transkriptionsvorlage und Quelle: Nate D. Sanders Auctions, Los Angeles, Auktionskatalog, Auktion vom 14. Juli 2010, Nr. 231. Digitalisat: StadtAF, 2/541.

¹¹⁶ Der Briefftext von Seite 1 liegt nur in einer nicht überprüfaren englischen Übersetzung vor: Nate D. Sanders Auctions, Los Angeles, Auktionskatalog, Auktion vom 14. Juli 2010, Nr. 231:

„The New Year has begun and we didn't even notice. Our daily routine just keeps going on. Fortunately, it has been silent recently even though we get the obligatory 'visits' by airplanes. We have turned our new Russian home into a comfortable abode. The local sick quarters have been furnished appropriately, and since yesterday I have a station with 5 beds. You really have to learn to cope with local conditions. We're doing fine together. It's hard for the infantry in this windy cold weather (-34.6 Fahrenheit). However, they seem to be doing better than the Russians, at least that's what the Russian prisoners of war are telling us. It is trench warfare right now. It will be some time until I get permission to go on leave, although I hope that I get some time off before our assault begins in the spring. For several reasons this would be preferable, otherwise another year is lost. How is your health? You haven't written at all recently! Please write and let me know that everything is in order. I believe you had a chance to meet a man from our battalion, and I hope he did everything right with the film. I didn't have the opportunity to write more about this matter, since everything had to be done really fast. If the film was developed correctly, you will have a chance to see me on the screen. Please don't expect to see great battle scenes. As a doctor you don't have time to hold a camera when the battle begins; this is what war correspondents do. I still think that my film will serve as a decent reminder. I won't be on the screen too many times, and I expect you to have many questions when you see the film.“
Über den Verbleib des erwähnten privaten Filmmaterials ist nichts bekannt.

Brief 2

Ort und Datum: Ostfront, 17.1.1942 (gestempelt 19.1.1942)

Adressat: *Frau Irene Mengele, Freiburg, Sonnhalde 81*

Absender: *Ass. Arzt J. Mengele, FP-Nr. 44189*

17.1.1942

Mein liebes Butzele!

Eben höre ich, daß einige Unterführer von uns auf Führerschule im Reich fahren und da will ich nicht versäumen, Dir ein paar Zeilen auf schnellerem Wege zu senden. Das wichtigste dabei ist, Du erfährst, daß es mir gut geht. Außerdem will ich noch ein paar Bitten anbringen und damit gleich beginnen. Könnt ihr mir nicht regelmäßig etwas Zucker schicken. Die Marmelade kam gut an und wurde sehr begrüßt! Ja, das ist mal etwas anderes. Außerdem brauche ich sehr notwendig einen Kamm. Auch eine Nagelschere ist nötig. Da mir meine Fachbücher (und übrigens auch die Reithose!) verloren gingen, wäre ich Dir sehr dankbar, wenn Du mir das „Diagnostische und Therapeutische Vademecum“ antiquarisch besorgen könntest. Man soll hier alle Fachrichtungen beherrschen und das ist für einen Rassehygieniker etwas zu viel. Wenn man so ein kleines Nachschlagewerk hat, kann man sich doch wenigstens über besondere Erkrankungen schnell informieren. Nun Du verstehst mich wohl! Das Wörterbüchlein ist auch sehr brauchbar, da es viel mehr Wörter des tägl. Lebens beinhaltet, als das Wörterbuch, das wir von der Truppe erhielten. Das ist auf Militärisches zugeschnitten. Die russ. Sprache ist ja sehr schwer, aber man kann mit ein paar Worten und ohne Grammatik doch ganz nett Kauderwelschen. Ich glaube, in ein paar Jahren könnte man doch schon fließend sprechen. Die Endungen werden ja sowieso verschluckt. Jetzt fällt mir noch was ein: wie steht es mit Schuhcreme? Kannst Du mir – ohne Schwierigkeit – eine Dose schicken. Es ist nicht wegen des Hochglanzes, sondern wegen der Nähte. Die platzen ohne Pflege!

Liebes Schlinge, was macht das Studium. Hast Du schon etwas über Deine Münchner Arbeit gehört? Hast Du den Schein gekriegt? So und nun zum Schluß, will ich Dir noch ganz schnell sagen, daß ich Dich ganz unverschämt furchtbar lieb habe! Ja! Gell Du mich auch?!

Also nun viele 1000 Küsse von Deinem Butz.

Transkriptionsvorlage: Nate D. Sanders Auctions, Los Angeles, Auktionskatalog der Auktion vom 20. Mai 2010, zuletzt 23. Oktober 2012, Nr. 466. Digitalisat: StadtAF, 2/541.

Brief 3

Ort und Datum: Ostfront, O.U., 18.2.1942 (*Feldpostbrief*, gestempelt 22.2.1942)

Adressat: *Frau Irene Mengele, Freiburg, Sonnhalde 81 II*

Absender: *Ass. Arzt J. Mengele, FP-Nr. 44189*

O.U. [Ohne Unterkunftsangabe], den 18.II.1942

Mein allerliebstes Butzele!

Wenn sich auch wenig Berichtenswertes ereignet, so haben wir jetzt doch Zeit, um [uns] in Gedanken mit zu Hause zu beschäftigen, und das drückt mir dann immer wieder den Bleistift in die Hand. Inzwischen ist es wieder kälter geworden bei uns und ein starker Wind tobt ums Haus, aber wir haben eine warme Bude und es stört uns das nicht so sehr. Inzwischen ist auch der Pelzman-

tel eingegangen und ich habe bereits gut auf ihm geschlafen. Hab vielen Dank dafür. Daß ihr den Ledermantel nicht geschickt habt, war richtig, denn es wäre schade um ihn und ich brauche ihn wirklich nicht, da ich doch einen pelzgefütterten Übermantel habe. Also keine Bange, wir erfrieren schon nicht. Heute scheint übrigens die Sonne und ich könnte mir vorstellen, daß es jetzt in Oberstdorf oder sonst wo im Gebirge sehr schön ist. Leider müßte man diesmal ohne Ski zurechtkommen. Aber ich war auch schon 2 x (1924 u. 1929) ohne Skier in O. Es war auch sehr nett. Damals wollte, bzw. durfte ich nicht Ski laufen. Ich war damals auch noch ein passionierter Schlittschuhläufer. Du läufst doch auch. Vielleicht werden wir diesen Sport wieder in unser Winterprogramm aufnehmen?! Später! 1943? 1944? 1945? Wer weiß wann! Nun[,] wenn [wir] jetzt zusammen in O. sein könnten, würden wir auch ohne Ski sehr glücklich sein. Ja? Ja, was täten wir denn dann? Nun: Lange „Schlafen“, Spaziergehen, gut Mittag essen, wieder „Schlafen“, Kaffee trinken im Luitpold, Bauer, Bergkristall, usw., Spaziergehen, gut Abend essen, ins Bauerntheater oder Kino gehen und wieder „Schlafen“. Ja? Bist du damit einverstanden? Nun wir stellen uns halt vor, es wäre so. Du kannst ja zur Erholung ins Gebirge fahren und vielleicht erreicht Dich dieser Brief sogar dort. Oder erlauben es Deine Pflichten nicht?

Gestern Abend habe ich Stifiers „Waldsteig“ in einem Zuge ausgelesen. Beim Licht einer Autobatterie geht das sehr gut. Welch eine andere Welt. So zart, lieblich, anmutig, schön, gut und rein, aber auch weich und unmännlich. Nun[,] nach dem Krieg kann man sich vielleicht – auch mit Recht – dieser Welt des Nur-Schönen mehr hingeben. Aber unsere Zeit wird doch nur wenig Raum lassen für solche Dinge. Wir sind eben keine Romantiker oder gar Biedermaierianer [!]. Die Zeit Friedrichs des Großen liegt näher bei einem Vergleich.

Ich hoffe es geht Dir gut, was ich auch von mir berichten kann. Das schöne Wetter hat die russ. Flieger wieder etwas angelockt, aber sonst ist alles beim Alten. Jetzt sind es nur noch 10 Tage, dann ist der Februar auch rum und mit dem Krieg geht es schon ins Frühjahr. Was willst Du mir denn zum Geburtstag schenken? Ja ich freue mich schon auf die Überraschung und wäre sie auch noch so klein.

Also, liebes Fraule, sei tapfer und unbesorgt. Es wird schon alles recht werden. Mit ungezählten heißen Küsse bin ich stets Dein Butz.

Transkriptionsvorlagen: Nate D. Sanders Auctions, Los Angeles, Auktionskatalog der Auktion vom 18.10.2010, Nr. 143 und der Auktion vom 6.2.2013, Nr. 1108; zuletzt: Regency Superior Auctions, Saint Louis, Los Angeles, Auktionskatalog der Auktion vom 24.Mai 2013, Nr. 826. Digitalisat: StadtAF, 2/541.

Brief 4

Ort und Datum: Ostfront, O.U., 20.2.1942 (Feldpostbrief, gestempelt 3.3.1942)

Adressat: Frau Irene Maria Mengele, Freiburg, Sonnhalde 81 II

Absender: Ass. Arzt J. Mengele, FP-Nr. 44189

O.U. [Ohne Unterkunftsangabe] 20.2.1942

Mein allerliebstes Fraule!

In den nächsten Tagen reist nun wieder einer nach Deutschland und der soll nun wieder ein Brieflein an meine Frau mitnehmen. Sie soll daraus ersehen, daß es deinem [sic!] Mann gut geht. Zugleich bestätige ich den Empfang der Blechdose mit [unleserlich] (am 9. 2. 42 aufgegeben), einer Zeitung ([Das] Reich Nr. 1, Jg. 1942), eines kleinen und eines großen Päckchens meiner Mut-

ter, sowie eines Päckchens von Karl-Heinz. Ferner kam gestern ein Brief meiner Mutter an. Sie schreibt darin, daß Dich der Urlauber Herr [Name unleserlich] angerufen hätte. Nun, dann sind wohl auch meine Filme gut angekommen. Da hatte ich immer ein bißchen Sorgen. Zugleich mit diesem Brief will ich meinen letzten Film versenden. Nun habe ich noch 2 unbelichtete, die ich aber aufsparen will. Wenn Du die anderen Filme entwickelt zurück erhalten hast, so schreib mir, wie sie geworden sind. Ob die Ufa jetzt im Kriege noch Privatfilme entwickelt? Mußt Dich vorher erkundigen und das kostbare Material eingeschrieben versenden. Ein Verlust wäre unersetzlich. Gesundheitlich geht es Dir hoffentlich wieder gut. Was macht die Neuralgie? Ach du kleines Dummerle, hast immer so unerfreuliche Kreuz-Beschwerden! Hast Du nun eine Wintererholung genommen? Fahr doch mit meinen Eltern, die würden sich sicher freuen und Du kannst Dich gut erholen! Natürlich wäre es schöner, wir zwei könnten gemeinsam irgendwohin ins Gebirge fahren. In einem meiner letzten Briefe habe ich diese Utopie weiter ausgeführt. Ja und was macht denn so das Alleinsein? Hast Du schon ganz auf braves [?] Haus...[unleserlich] – sine, sine [?] – umgestellt [?]? Soll ich eigentlich mit Dir ein bißchen Mitleid haben? Aber es geht ja so vielen deutschen Frauen so! Zudem weiß ich, daß Du tapfer bist und alles geduldig erträgst. Einmal werd' ich schon wieder kommen und dann müssen wir eben alles nachholen. Im wievielten Semester bist Du denn jetzt eigentlich? Wie lange bräuchtest [Du] denn jetzt noch zum Abschluß mit Dr.-Prüfung? Schreib mir doch mal über all diese Dinge und Deine Absichten! Bei der Dauer des Krieges muß man da auch planvoll weiterdenken. Selbst wenn ich im Frühjahr Urlaub bekäme und wenn dann alles so einträte, wie wir das erhoffen, so können wir uns doch keineswegs darauf verlassen. Deshalb wollen wir auch in dieser Hinsicht vorausnehmende [!] Dispositionen treffen. So würde ich gerne wissen, wie Du darüber denkst.

Liebes Butzele, wenn Du mir wieder was schicken kannst, so sende mir doch recht bald Hosenträger, einen Kamm, Briefpapier und Photos von Dir und Deinen Eltern usw. Gerade Photos beleben die / Erinnerung. Von mir hast Du ja nun die Filme.

Mir geht es gut und wir haben ein erträgliches Leben. Ich bin in Gedanken viel bei Dir und viele schöne Erinnerungen erfüllen die Gleichförmigkeit meines jetzigen Daseins mit bunten Bildern. Manchmal muß ich auch an Situationen denken, in denen wir uns schlecht verstanden haben und Du vielleicht sogar geweint hast (übrigens sehr selten, kleiner Trotzkopf!); dann tut es mir sehr leid und ich möchte das alles wieder gutmachen. Nein, ein Mißverstehen gibt es in Zukunft überhaupt nicht mehr. Wir sind ja durch den Krieg viel klüger geworden und werden über alles viel sachlicher und vernünftiger urteilen können. / Du liebes, kleines, gutes Fraule. Ich hab dich ja so lieb. Du weißt das ja gar nicht! Nun sag ich es Dir! Denn man muß das wohl ab und zu seiner Frau sagen, damit sie auch weiß, warum sie so lange warten muß. Ach Quatsch, das weiß doch meine Frau schon von ganz alleine. Aber hören möchte sie es doch gerne! Ja??!

Also, liebes, gutes Fraule-Butzele, sei weiterhin tapfer und mach Deine Sache gut. Grüß die Eltern recht herzlich von mir und nimm selbst ungezählte Küssle und so weiter [!] von Deinem, nur Deinem, stets Deinem Butz.

Transkriptionsvorlage: Bloomsbury Auctions, London, Auktionskatalog der Auktion vom 8. Juli 2010, Nr. 33. Digitalisat: StadtAF, 2/541.

Brief 5

Ort und Datum: Ostfront, 2.9.1942 (gestempelt 4.9.1942)

Adressat: *Frau Irene Mengele, Freiburg, Sonnhalde 81, bei Schoenbein, weitergeleitet nach Bad Gastein, „Gasteiner Hof“*

Absender: *Oberarzt J. Mengele*

2.9.42

Meine allerliebste Butz!

Wir sind immer noch an unserem alten Ort und liegen auf Sicherung. Das Waldgelände fordert tgl. Opfer, denn es ist das Paradies für Partisanen. Vorgestern hatten wir wieder 5 Schwerverwundete, heute 1. Man ist gegen diese Art Kriegsführung machtlos, d.h. man tut zwar alles, aber solche Überfälle lassen sich kaum vermeiden.

Mir geht es gut. Ich habe diesmal viel Arbeit. Z. Zt. gibt es viele hochfieberhafte Infekte und viele Furunkel und solches Zeug. Aber wir kommen schon hin. Wir haben uns jetzt ein kleines Häuschen etwas eingerichtet, wo wir gemeinsam essen. So gibt es auch hie und da etwas Zusatzverpflegung. Dann denken wir immer an Euch und möchten Euch gerne einladen. Das Wetter ist z. Zt. schlecht. Es regnet seit 2 Tagen, d. h. heute trocknet es langsam ab, damit es dann wieder neu regnen kann. Vielleicht kommt heute auch Post und wieder ein liebes Brieflein von Dir. Gestern habe ich lange Zwiesprache mit den Fotos gehalten, wobei ich sehr intensiv Deiner gedachte. Also mach's gut und sei vielmals heiß geküsst von Deinem Butz.

Transkriptionsvorlage: N.N., Auktion oder Privatverkauf 2010, USA; digitales Archiv des Verfassers. Digitalisat: StadtAF, 2/541.

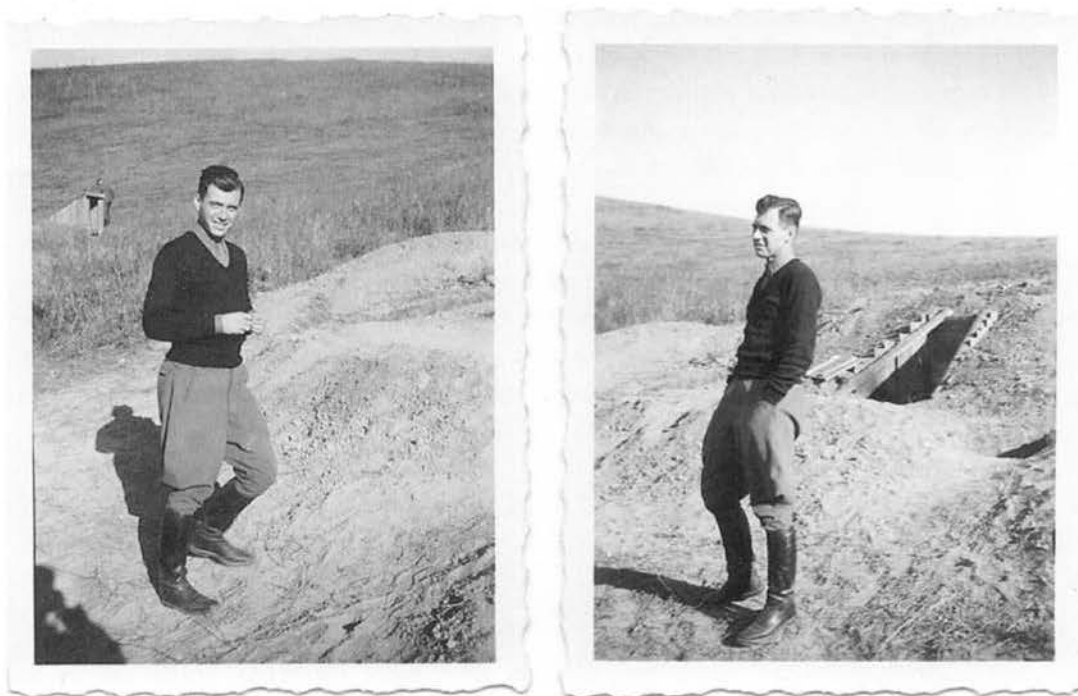


Abb. 6 Mengele als Truppenarzt bei der SS-Division „Wiking“, südöstlich Rostow am Don. Fotografie rückseitig beschriftet und datiert: *In „Kemper-Balka“ vor unserem Bunker / Oktober 1942* (Sammlung Hermann G. Abmayr).

Brief 6

Ort und Datum: Auschwitz, 26.4.1944 (ohne Umschlag)

Adressat: Irene Mengele, Freiburg, Sonnhalde 81

Absender: Josef Mengele, Auschwitz

Auschwitz, 26.4.44

Meine allerliebste, kleine Butzel!

Gelegentlich fällt auch mal ein kleiner Lichtstrahl in die Öde des Alltags und K-L=Betriebs. Heute nachmittag, 16 h war ich zum Standortältesten [Arthur Liebehenschel]¹¹⁷ befohlen und wurde von ihm mit dem „K.V.K. II.Kl. m. Schwertern“ ausgezeichnet [große Zeichnung des Kriegsverdienstkreuzes auf der ersten Briefseite]. Wenn es nun auch kein seltener Orden mehr ist und ich auch noch einige wertvollere schon besitze, so hat mich die damit verbundene Anerkennung meiner Arbeit und des Einsatzes, der manchmal und immer wieder die Gefährdung der Gesundheit und des Lebens / bedeutet, doch sehr gefreut. (Also, liebes Butzele, Du siehst[,] die Orden sammeln sich so allmählich auf meiner Heldenbrust!!) Es sollte am 20.4.44 (Führers Geburtstag) verliehen werden, doch ich war nicht da, sondern bei Dir. Dr. [Heinz] Thilo¹¹⁸ hat das K.V.K. auch bekommen. Man nennt es hier den „Fleckfieberorden“. Als ich ankam[,] wartete schon eine Sendung von Gzbg. mit 3 Flaschen Wein u. 1 Fl. Sekt auf mich. Im Kreise netter Leute ([Horst] Fischer¹¹⁹, [Willi] Frank¹²⁰, [Hans] Mulsow¹²¹ mit Ehefrauen) habe ich sie getrunken und dabei auch auf das Wohl von Rolf und seinem lieben Mutterle angestoßen.

Sonst geht es mir gut. Die Arbeit geht so weiter, aber ich habe doch die Absicht[,] im Ganzen verhaltener zu sein. In Berlin fühlte ich mich nicht besonders wohl. Jetzt geht es wieder. Nach der Bahnfahrt hatte ich starke Beinschwellungen. Ich werde mich im Lazarett nochmal gründlich untersuchen lassen. In Berlin war es sehr nett. Besonders Schwester Emmi [Nierhaus]¹²² hat mich herrlich bewirtet. [Heinrich] Schade¹²³ widmete auch alle Freizeit meiner Anwesenheit. Mit dem Chef [Otmar von Verschuer] konnte ich alles besprechen. Daß ich [Kurt] Lambertz¹²⁴ besuchte, schrieb ich dir schon. Er ist der Alte geblieben. Bei aller Schnotterigkeit [!] schüchtern und gehemmt. Er hat es immer noch zu keinem / netten Mädchen gebracht. Zur Zeit unterhält er ein nahrhaftes Bratkartoffelverhältnis zu einer Kellnerin! (Bitte für dich behalten und ihm ja nichts

¹¹⁷ Arthur Liebehenschel (1901-1948, Hinrichtung), SS-Obersturmbannführer, 11.11.1943-8.5.1944 Kommandant in Auschwitz. Vgl. KLEE (wie Anm. 66), S. 256f.

¹¹⁸ Heinz Thilo (1911-1945), SS-Hauptsturmführer, 27.7.1942-9.11.1944 Lagerarzt in Birkenau. Vgl. Klee (wie Anm. 66), S. 403.

¹¹⁹ Horst Fischer (1912-1966), SS-Hauptsturmführer, Lagerarzt in Auschwitz I und Auschwitz III (Monowitz). Verhaftung 1965, Todesurteil Oberstes Gericht der DDR in Ostberlin. Hinrichtung am 25.3.1966. Vgl. Klee (wie Anm. 66), S. 117.

¹²⁰ Willi Frank (1903-1989), SS-Hauptsturmführer, ab 15.7.1943 leitender Lager-Zahnarzt in Auschwitz, Rampendienst, 1944 leitender Zahnarzt in Dachau. Vgl. Klee (wie Anm. 66), S. 123.

¹²¹ Hans Mulsow (1913-?), SS-Obersturmführer, Leiter der Klimatologischen Station am Hygiene-Institut der Waffen-SS in Rajsko. Vgl. Klee (wie Anm. 66), S. 294.

¹²² Emmi Nierhaus (1908-1968), leitende Schwester am Institut für Erbbiologie und Rassenhygiene in Frankfurt a.M. Zusammen mit Verschuer Wechsel im Oktober 1942 ans KWI Berlin. Vgl. Schmuhl (wie Anm. 40), S. 372.

¹²³ Heinrich Schade (1907-1989), SS-Sturmbannführer, Assistent von Verschuer in Frankfurt 1939, Mitarbeiter Verschuers am KWI Berlin 1944. Vgl. ebd., S. 364.

¹²⁴ Kurt Lambertz, Studienfreund Josef Mengeles und später Landarzt in Bad Münstereifel. Vgl. den Artikel „Mengele. Symbolisch tot“ in: Der Spiegel 51 (1985) vom 16.12.1985.

merken lassen, daß Du es weißt!) Ich will ihn bei Schlicks einführen. Vielleicht kann ihn Frau Schlick mit einem netten Mädchen bekannt machen oder so etwas! In ca. 3 Wochen werde ich wieder nach Breslau fahren und dabei Schlicks besuchen.

Butzele, wie geht es Dir und wie geht es dem Bub? Hoffentlich allerbestens. Also Küsse Euch beiden. Euer Papili.

Transkriptionsvorlage: The Florence & Laurence Spungen Family Foundation, Santa Barbara, USA. Digitalisat: StadtAF, 2/541.

Brief 7

Ort und Datum: Auschwitz, 1.12.1944 (SS-Feldpost, gestempelt 2.12.1944)

Adressat: Frau Irene Maria Mengele, Günzburg/Donau, Am Stadtbach 4

Absender: SS-Hstuf. Mengele, Auschwitz O/S, KL., SS-Revier

[Seite 1 nicht bekannt]

Wegen meiner Versetzungsmöglichkeit mußte ich ja auch noch abwarten. Ich hatte [Eduard] Wirths¹²⁵ durch [Horst] Fischer bitten lassen in Berlin bei der Besprechung mit [Enno] Lolling¹²⁶ um meine Freigabe zur Feldtruppe zu intervenieren. Er hat es angeblich getan, leider ohne Erfolg. So denke ich, daß ich jetzt nicht so schnell hier loskomme, wenigstens bis zum Frühjahr nicht. Aber dann könnten wir doch wenigstens die paar Monate noch zu einem Zusammensein en famil[ie] nützen. Das glaubte ich auch aus Deinen Briefen herauszuhören! Also überleg Dir die Sache und schreib mir schnell, was du denkst. Auf Abraten der Günzburger kann man wenig geben, denn die wollen Dich da haben. Außerdem denke ich, daß vielleicht Deine Eltern auch noch Frbg. verlassen müssen und dann könnten sie nach Gzbg. und dann ist es vielleicht besser, wenn mehr Platz ist. Diesmal darfst Du aber wirklich ganz frei entscheiden und ich werde Dir auch im ablehnenden Fall keine „Schwierigkeiten“ machen! Du kannst nun diese Frage auch besser als im Sommer beurteilen.

Daß ich Dich sehr sehr lieb hab und ich mich jetzt schon auf das noch „imaginäre“ Beisammensein freue, weißt du. Liebes Kleines, nimm viele heiße Küsse von Deinem Butz.

Transkriptionsvorlage: Alexander Historical Auctions, Alexander Autographs, Stamford, USA, Auktionskatalog der Auktion vom 21.1.2010, Nr. 651. Digitalisat: StadtAF, 2/541.

¹²⁵ Eduard Wirths (1909-1945), SS-Sturmbannführer, Standortarzt von Auschwitz und unmittelbarer Vorgesetzter von Josef Mengele. Vgl. KLEE (wie Anm. 66), S. 439.

¹²⁶ Enno Lolling (1888-1945), SS-Standartenführer, Amtschef D III (Lagerhygiene und Sanitätswesen) im SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt und damit „Chefarzt“ aller Konzentrationslager. Vgl. KLEE (wie Anm. 66), S. 261.

Brief 8

Ort und Datum: Auschwitz, 3.12.1944 (SS-Feldpost, gestempelt 4.12.1944)

Adressat: *Frau Irene Mengele, Günzburg/Donau, Am Stadtbach 4*

Absender: *SS-Hstuf. Mengele, Auschwitz O/S, KL., SS-Revier*

Auschwitz, 3.12.1944

Mein allerliebstes Butzele!

Schnell noch den Sonntagsbrief und vielen Dank für Deinen vom Sonntag Abend. Ach wenn nur die Post nicht so lange ginge! Aber ein Glück, daß man sich wenigstens noch schreiben kann und so ein bescheidenes Mittel des Austausches heimlichster Gefühle und Gedanken hat. Inzwischen hast du ja meinen Brief erhalten, in dem ich deine Übersiedlung hierher vorgeschlagen habe. Da ich mich um die Wohnung bemüht habe, werde ich laufend gefragt, wann du kommst. Besonders Frau [Cläre] Kitt¹²⁷ hat sich lebhaft dafür interessiert. Über das Buch scheinen sie sich gefreut zu haben. Zwischen Frau Kitt und Frau Fischer besteht, wie ich gestern auf dem Kameradschaftsabend der Sch.[utz]-Staffel feststellen konnte, eine intime Freundschaft. Der Kameradschaftsabend dauerte „ziemlich“ lange. Heute Abend ist Einladung bei Apothekers in Auschwitz.¹²⁸ Daß es euch beiden gut geht, freut mich sehr zu hören. Wie mag es den guten Eltern [in Freiburg] gehen? Nun sind schon Kämpfe in Schlettstadt! Aber das ist nicht so schlimm. Man wird eben auf den Rhein zurückgehen müssen, wie 1939. Die neuen Waffen sind nun schon im Frontkampf wohl eingesetzt und sie werden ihre Wirkung schon haben. Aber wir müssen vielerlei Vertrauen in unsere eigene Kraft haben und dann werden wir es schon meistern! Die Angriffe hier betrafen das Industriegebiet. Wir kamen bis jetzt ungeschoren davon. Natürlich rauschen die Geschwader nur so über uns weg. Aber sie werden sich ja nicht gerade K.L. zur Bombardierung aussuchen. Schreib mir schnell und entschieden wegen der Übersiedlung, damit ich entweder so oder so disponieren kann.

Letzten Donnerstag traf ich Albert. Mit dem Brief durch Frau Precht¹²⁹ sandte ich Dir auch ein Buch von Kurt Eggers.¹³⁰

Liebes, gutes Butzele ruh dich in Gzbg. nur tüchtig aus und freu dich des Butzleins. In Gedanken bin ich immer bei Dir und euch. Mit vielen heißen Küssen stets Euer Papili.

Transkriptionsvorlage: Nate D. Sanders Auctions, Los Angeles, Auktionskatalog der Auktion vom 26.9.2013, Nr. 970. Digitalisat: StadtAF, 2/541.

¹²⁷ Cläre Kitt, geb. Maus, verheiratet mit Bruno Kitt (1906-1946, Hinrichtung), SS-Hauptsturmführer, Lagerarzt im HKB des Frauenlagers Auschwitz-Birkenau.

¹²⁸ Victor Capesius (1907-1985), SS-Sturmbannführer, Lagerapotheker 1943 in Dachau und ab 12.2.1944 in Auschwitz und dessen Ehefrau. Vgl. KLEE (wie Anm. 66), S.76.

¹²⁹ Charlotte Stiefvater, Freiburg, Ehefrau von Elimar Precht (1912 in Freiburg-1969 in Offenburg), SS-Hauptsturmführer, Lagerzahnarzt u.a. in Dachau, ab Juli 1944 Leitender Zahnarzt in Auschwitz, siehe auch Brief 10. Vgl. KLEE (wie Anm. 66), S. 322.

¹³⁰ Kurt Eggers (1905-1943), SS-Untersturmführer, Schriftsteller und nationalsozialistischer Kulturpolitiker, meldete sich 1939 als Reserveoffizier freiwillig zur Waffen-SS; wie Mengele Angehöriger der SS-Division „Wiking“. In seinen Schriften werden Krieg und Soldatentod thematisiert und verherrlicht; zuletzt vgl. KURT EGGERS: Vater aller Dinge, Berlin 1943. Die SS-Kriegsberichter-Kompanie wurde nach Eggers' Tod 1943 in SS-Standarte Kurt Eggers umbenannt. Vgl. ERNST KLEE: Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945, Frankfurt a.M. 2007, S. 128.

Brief 9 (Briefkarte)

Ort und Datum: Auschwitz, 6.12.1944 (gestempelt 6.12.1944)

Adressat: *Frau Irene Mengele, Günzburg/Donau, Am Stadtbach 4*

Absender: *J. Mengele, Auschwitz O/S, KL., SS-Revier*

Mit Propaganda-Aufdruck unten links: *Der Führer kennt nur Kampf, Arbeit und Sorge. Wir wollen ihm den Teil abnehmen, den wir ihm abnehmen können.*

Au[schwitz], 6.12.44

Liebe Irene!

Nun warte ich immer noch auf Nachricht von Dir. Hoffentlich hast Du dich schon entschieden, denn wenn Du kommst, mußt Du mir das wegen der langen Postwege rasch mitteilen. Weihnachten steht auch vor der Tür. Gerade in der vorweihnachtlichen Zeit ist aber das Reisen so schwierig! Ich bin schon fest am Einrichten der Wohnung. Die Nachricht eilt auch, weil ich für Rolf ein Bettchen kaufen muß (Bei DAW [= Deutsche Ausrüstungswerke]).

Also schnell geantwortet und viele herzliche Grüße Dein Butz.

Transkriptionsvorlage: Alexander Historical Auctions, Alexander Autographs, Stamford, USA, Auktionskatalog der Auktion vom 8.5.2012, Nr. 9. Digitalisat: StadtAF, 2/541.

Brief 10

Ort und Datum: Auschwitz, 14.12.1944 (*Feldpostbrief*, gestempelt 14.12.1944)

Adressat: *Frau Irene Mengele, Günzburg/Donau, Am Stadtbach 4*

Absender: *SS-Hstuf. Mengele, Auschwitz O/S, KL., SS-Revier*

Auschwitz, 14.12.44

Mein allerliebstes Butzele!

Nun sind inzwischen Deine Briefe vom 29. Nov. und vom 8. u. 9. Dez. angekommen. Ich danke Dir für deine lieben Briefe allerherzlichst. In ihnen nimmst du nun Stellung zu der Frage der Übersiedlung. Ich freue mich, daß wir beide in allen wesentlichen Punkten einer Meinung sind. Nur die Terminfestlegung macht also gewisse Schwierigkeiten. Du möchtest nicht auf Weihnachten, d.h. jetzt schon kommen, sondern erst nach dem Fest. Das halte ich aber für sehr ungünstig, denn die Zeit zwischen den Festen ist für Reisen sicher denkbar schlecht. Zudem sind wir dann wieder ein Weihnachten nicht zusammen! Denn ich kann natürlich nicht kommen. Auch kann ich dich nicht abholen. Bestenfalls könnte ich [Eduard] Wirths bitten, Dir eine Schwester zu schicken, mit der Du dann reist. Aber Du wirst verstehen, daß ich das nicht gerne tue. Wäre es wirklich unmöglich, daß Dich Karl [Mengele]¹³¹ begleitet? Oder vielleicht Dein Vater? Als Evakuierungsmaßnahme gesehen, würde er doch eine Reisegenehmigung erhalten! Deine Wünsche habe ich bereits bei unserem Unterkunftsman[n] [Martin](Wilks)¹³² angemeldet. Sie werden wohl alle be-

¹³¹ Karl Mengele jun. (1912-1949), Dr. jur., Josef Mengeles jüngerer Bruder, der während des Krieges und in den Jahren danach die Firma Mengele in Günzburg leitete. Er war verheiratet mit Martha Enzmann, die nach Karl Mengeles Tod die zweite Ehefrau von Josef Mengele wurde und diesen 1958 in Argentinien heiratete.

¹³² Martin Wilks (1916-?), SS-Unterscharführer, ab Oktober 1941 in Auschwitz, zunächst Wachkompanie, ab Frühjahr 1942 Rechnungsführer beim Standortarzt. Vgl. KLEE (wie Anm. 66), S. 436.

friedigt werden können. Schade, daß Du nicht schon rascher Dich entschieden hast. Eigentlich wolltest Du schon da sein. Bei der langen Postbeförderungsdauer mußt Du aber selbstständig entscheiden und handeln. Leider wird Dich dieser Brief erst erreichen, wenn es zu einer vorweihnachtlichen / Reise bereits zu spät ist. Unerfreulich wäre dann, wenn Du womöglich überhaupt nicht mehr reisen könntest! Nun vielleicht – so hoffe ich – hat Dich der Brief, den Dr. [Elimar] Precht beförderte und den Du sicher schnell bekommen hast, zu raschem Entschluß und somit zur sofortigen Reise veranlaßt. Auch das Telegramm könnte eine solche Wirkung gehabt haben?! Schön wär's! Grüße, bitte, alle recht herzlich und sei Du selbst vielmals geküsst von Deinem Butz. Warum bekomme ich keine Nachricht, wie es um Loer [?] steht!! Habt Ihr Nachricht von ihm?

Transkriptionsvorlage: The Florence & Laurence Spungen Family Foundation, Santa Barbara, USA, 2010. Digitalisat: StadtAF, 2/541.

Nachruf

Prof. Dr. Dieter Mertens (1940-2014)

Am 4. Oktober 2014 verstarb in Freiburg im Alter von 74 Jahren Prof. Dr. Dieter Mertens, langjähriger Ordinarius für mittelalterliche Geschichte an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Mit ihm verlor die deutsche wie internationale Geschichtswissenschaft einen ihrer profiliertesten Kenner des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, insbesondere auf dem Feld des deutschen Humanismus und der südwestdeutschen Landesgeschichte. Der gebürtige Hildesheimer studierte an den Universitäten Freiburg im Breisgau und Münster Geschichte, Germanistik, Lateinische Philologie und Philosophie. In Freiburg wurde er 1971 mit der von Otto Herding betreuten Dissertation über „*Jacobus Carthusiensis. Untersuchungen zur Rezeption der Werke des Kartäusers Jakob von Paradies (1381-1465)*“ promoviert, und Otto Herding wies ihm weiterhin den Weg der fruchtbaren Verbindung von Humanismusforschung und landesgeschichtlicher Sichtweise, die das Werk von Dieter Mertens facettenreich prägen sollte, wie sich dies bereits in seiner Freiburger Habilitationsschrift von 1977 „*Reich und Elsass zur Zeit Maximilians I. Untersuchungen zur Ideen- und Landesgeschichte im Südwesten des Reiches am Ausgang des Mittelalters*“ spiegelt.

Nach einem Heisenbergstipendium und einer Lehrstuhlvertretung an der Universität Augsburg hatte Mertens von 1984 bis 1991 den Lehrstuhl für mittlere und neuere Geschichte mit Schwerpunkt Landesgeschichte und Historische Hilfswissenschaften an der Universität Tübingen inne; damit verbunden war die Leitung des Instituts für geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften. In dieser Zeit begann er sich mit dem Werk des schwäbischen Humanisten Heinrich Bebel zu beschäftigen; seine Forschungen über die Haus- und Territorialgeschichte Württembergs fanden ihren Niederschlag in dem großen Württemberg-Beitrag im Handbuch der Geschichte Baden-Württembergs.

Als Mertens 1991 auf den Lehrstuhl für Geschichte des Mittelalters an der Universität Freiburg berufen wurde, widmete er sich wieder verstärkt dem oberrheinischen Humanismus und der hiesigen Landesgeschichte, insbesondere dem Werk des Schlettstädter Humanisten Jakob Wimpfeling. Dessen Briefe hat er zusammen mit Otto Herding ediert, und das umfangliche Werk des elsässischen Gelehrten analysierte und würdigte er in zahlreichen Beiträgen, zuletzt in einer meisterhaften Zusammenschau im „*Verfasserlexikon. Deutscher Humanismus 1480-1520*“ (2013). Zum breiten Spektrum von Mertens' Forschung zählen auch die monastischen Reformen des 15. Jahrhunderts, die spätmittelalterliche Geschichtsschreibung am Oberrhein und das spätmittelalterliche Landesbewusstsein bzw. der Landesdiskurs in Schwaben, die Dichterkrönungen als Schnittpunkt der Begegnung von Humanismus und Politik, die Rezeption der römischen Antike um 1500, wenn er – in einem seiner letzten Beiträge – auf die Suche nach Meistererzählungen und Ursprungsgeschichten am Beispiel von Caesar und Arminius ging (2014).

Nicht weniger galt das breit gefächerte Interesse von Mertens der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Universitätsgeschichte am Beispiel Tübingens und vor allem Freiburgs; zum 850-jährigen Jubiläum der Albertina 2007 steuerte er einen gewichtigen Beitrag über deren Gründungsphase bei, er beteiligte sich maßgeblich an der Vorbereitung des Jubiläums und Konzeptualisierung des hiesigen Uniseums, beides große Leistungen, für die er 2005 mit der Universitätsmedaille geehrt wurde. Wenn er 2007 für sein Lebenswerk den Schiller-Preis der Stadt Marbach erhielt, so galt diese Auszeichnung nicht zuletzt auch seinem Engagement in dem im Jahr 2006 ausgebrochenen badischen Kulturgüterstreit. Hier gelang ihm durch einen

Archivfund der breites Aufsehen erregende Nachweis, dass die berühmte „Markgrafentafel“ von Hans Baldung Grien, die das Land Baden-Württemberg vom Haus Baden käuflich zu erwerben beabsichtigte, bereits 1930 in Staatseigentum übergegangen war. So gehörte Mertens denn auch zu der Ende 2006 vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg berufenen Expertenarbeitsgruppe ‚Eigentumsfragen Baden‘, bestehend aus Juristen und Historikern, die ihr abschließendes Gutachten ein Jahr später vorlegte. 2008 im Druck erschienen in der Veröffentlichungsreihe der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, ist dieses wertvolle Dokument zur Frage des Eigentums an Kulturgütern aus badischem Hofbesitz nun der Öffentlichkeit zugänglich; es kann zugleich als ein Grundlagenwerk von allgemeiner Bedeutung gelten.

Wenn Dieter Mertens seinen letzten zu Lebzeiten erschienenen Aufsatz dem Verhältnis der Freiburger Kartause zur Universität widmete, hierbei einmal mehr Aspekte der Ordens-, Universitäts- und Landesgeschichte bündelnd, so spiegelt sich darin wiederum sein Interesse und seine Verbundenheit mit Freiburg, wie dies auch in den Beiträgen zum Ausdruck kommt, die er in der Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“ veröffentlicht hat: In dem zugleich als ihr 118. Band erschienenen Begleitbuch zur Ausstellung von 1998 im Augustinermuseum „Der Kaiser in seiner Stadt. Maximilian I. und der Reichstag zu Freiburg 1498“ thematisierte Mertens die Universität, die Humanisten, den Hof und den Reichstag zu Freiburg 1497/98, im Band 120 (2001) ging er der Geschichte der städtischen Lateinschule in Freiburg von der Universitätsgründung bis zum Übergang an Baden nach und den Band 130 (2011) bereicherte er durch einen nuancenreichen Beitrag über Konrad Stürtzel, Hofkanzler und Rat Kaiser Maximilians I.

Die Wesensmerkmale von Mertens' Œuvre, eine beeindruckende Gelehrsamkeit und Eleganz der Feder, die er mit den von ihm so geschätzten Humanisten der Renaissance teilte, durchziehen auch diese Studien zur spätmittelalterlichen Geschichte und Kultur der Stadt Freiburg. Hier wirkte Dieter Mertens als beliebter Universitätslehrer, der zahlreiche Schüler um sich scharte. Sein großes Renommee in der res publica litteraria spiegelt sich in den ihm zuteil gewordenen Ehrungen und Mitgliedschaften, u.a. in der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, in der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg und im Wolfenbüttler Arbeitskreis für Renaissanceforschung. Die Fachwelt, Kollegen und Studierende gedenken eines großen Gelehrten und eines warmherzigen Menschen in Ehrerbietung und großer Dankbarkeit.

Thomas Zotz

Buchbesprechungen

Landes- und regionalgeschichtliche Literatur

175 Jahre Eisenbahn am Oberrhein. „Baden wird ein Weltmarktplatz werden“, Begleitband zur Ausstellung des Generallandesarchivs Karlsruhe 2013, bearb. von MARTIN STINGL, hg. vom Landesarchiv Baden-Württemberg, Verlag Kohlhammer, Stuttgart 2013, 112 S., zahlr. Farb-Abb.

„Die Grundsatzentscheidung, eine Eisenbahn zu bauen, fiel in Baden auf ministerieller Ebene 1836, wenige Monate nach der Eröffnung der ersten deutschen Bahnstrecke zwischen Nürnberg und Fürth.“ Anderthalb Jahre später machte der Landtag den Weg frei; im März 1838 wurden die Gesetze über Bau, Finanzierung und Grunderwerb verkündet. Die Entscheidung für den Bau einer Staatsbahn war gefallen, die praktische Umsetzung konnte beginnen. Kein furchtloses Warten, kein zögerliches Debattieren und dennoch „sorgfältiges Abwägen des Für und Wider“, so kommentiert Martin Stingl im Katalog zur Jubiläumsausstellung. Im Anhang stellt er je ein Dokument zu Pro und Kontra vor: den euphorischen Lobpreis der wirtschaftlichen Segnungen einer „Eisenbahn von Mannheim bis Basel und an den Bodensee“ durch einen Mannheimer Großkaufmann, der einer Privatbahn nach englischem Vorbild das Wort redete, und die Bedenken eines Rastatter Gastwirts und Landtagsabgeordneten, der für den Fortbestand der Herbergen an der „Heerstraße“ fürchtete und prophezeite, dass Postmeister, Fuhrleute und Pferdezüchter ihre Arbeit verlieren. Er war sich bewusst, dass er mit seinem Minderheitenvotum Gefahr lief, für kurzsichtig gehalten zu werden. Damit unterscheidet er sich von den Gegnern von „Stuttgart 21“, deren Parolen als Aufhänger für das Kapitel „Hoffnungen und Ängste bei Badens Start ins Eisenbahnzeitalter“ zitiert werden.

Der Vergleich mit „Stuttgart 21“ drängt sich auch im Zusammenhang mit der Verlegung des Karlsruher Bahnhofs auf, die ab 1905 geplant wurde und mit einer Südverschiebung der Gleisanlagen und einer bedeutenden Erweiterung des Betriebsgeländes einherging, ohne indes bei der Bevölkerung Unmut zu erregen. 1913 konnte das neue Jugendstilgebäude nach Plänen von Professor August Stürzenacker in Betrieb genommen werden. Der alte Bahnhof vor dem Ettlinger Tor war ein Werk des Weinbrenner-Schülers Friedrich Eisenlohr, der als Beamter der badischen Baudirektion zahlreiche Bahnbauten entworfen hat, auch Bahnwärterhäuschen, deren Proportionen er aufgriff, als er einen Entwurf für die Schwarzwälder Kuckucksuhr fertigte. Am Konstanzer Bahnhof kann man die Charakteristika der Eisenlohr-Bahnhöfe noch studieren: taugliche Zweckbauten in klassizistischer Eleganz, überragt von einem hohen schlanken Uhrenturm als dem Wahrzeichen des neuen Reisens mit Präzision. Das teuerste Bahnhofsgebäude der badischen Staatsbahn stand und steht auf Schweizer Boden: der Badische Bahnhof in Basel, erbaut nach Plänen des renommierten Karlsruher Architekturbüros Curjel und Moser, eröffnet 1913 wie der Karlsruher Bahnhof und ebenfalls ein Jugendstilbau. Ein Staatsvertrag mit der Schweiz von 1852, der mit Ergänzungen bis heute gilt, ermöglichte seinerzeit den Bau der Badischen Bahn nach Konstanz über Gebiet der Kantone Basel-Stadt und Schaffhausen. Durch diese gutnachbarliche Vereinbarung konnte trotz des komplizierten Grenzverlaufs eine dem Hochrhein folgende steigungsarme Trasse bestimmt werden.

Als die Bahn von Basel an den Bodensee gebaut wurde, hatte sich die Schweiz noch nicht entschieden, ob sie die Eisenbahn über die Alpen nach Italien über den Gotthard, den Lukmanier oder Splügen führen werde. Im Fall der beiden letztgenannten Lösungen bot sich Waldshut als Anschlussstelle an. Dort wurde deshalb ein ehrgeiziges Projekt realisiert: die Eisenbahnbrücke Waldshut-Koblentz, die älteste feste Eisenbahnbrücke über den Rhein nach Plänen des bekannten badischen Ingenieurs Robert Gerwig. Dieses technische Meisterwerk ist bis heute unverändert erhalten, hat aber nie die erhoffte Bedeutung erhalten, da der Hauptstrom des europäischen Nord-Südverkehrs mit dem Bau der Gotthardbahn über Basel gelenkt wurde. An der Trassierung dieser Alpentransversale mit ihren Kehrtunnels auf der Nord- wie auf der Südseite hat Gerwig maßgeblichen Anteil. Die Schweizer engagierten ihn, nachdem er durch den Bau der Schwarzwaldbahn Offenburg-Radolfzell (1863-1873) international hohes Ansehen erlangt hatte. Die Ausführungen zur verkehrsgeschichtlichen Bedeutung des langgestreckten Grenzlandes und zur daraus folgenden internationalen Vernetzung der badischen Bahn stehen unter der Überschrift „Baden und Europa“.

An der Geschichte der Eisenbahnbrücke in Kehl wird gezeigt, was die Grenzlage in Kriegszeiten bedeutete. Das 1861 vollendete imposante Bauwerk mit hochaufragenden Portalen und einem Gitterträger-Überbau in gotischem Stil wurde zu Beginn des Krieges 1870 unpassierbar gemacht; nach Sprengungen im Zweiten Weltkrieg – zu Beginn von französischer, gegen Ende von deutscher Seite – musste sie komplett ersetzt werden, erst durch ein Provisorium, 1953 dann durch eine Neukonstruktion. Die vertragliche Grundlage der 1950er-Jahre spielte auch beim Bau der 2010 in Dienst genommenen neuen Eisenbahnbrücke eine Rolle mit dem Ergebnis, dass Deutschland 75 % und Frankreich 25 % der Kosten zu tragen hatte.

Das Angebot von Ausstellung und Katalog ist facettenreich; zum Stichwort „Der reisende Mensch“ geht es nicht nur um Fahrkarten und Sicherheitshinweise wie die Warnung vor dem Hinauslehnen, sondern auch um das Selbstverständnis des Bahnreisenden von der Pionierzeit bis in unsere Tage, wo der Schienenverkehr als umweltfreundlich Ansehen gewonnen und gegenüber dem Individualverkehr aufgeholt hat. Stellvertretend für die Menschen, die durch harte und gefährliche Arbeit den Weg für das bequeme Reisen bahnten, werden die Tunnelbauer der Schwarzwaldbahn vorgestellt; viele italienische Wanderarbeiter waren darunter.

Man nimmt die vorliegende Publikation zur Ausstellung des Generallandesarchivs gern und mit Gewinn zur Hand, zum Lesen, auch zum Studieren der aus dem reichen Fundus geschickt ausgewählten Bilder. Dass der gesamte Katalog auf der Internetseite der Landesarchivverwaltung abrufbar ist, wird allerdings die Verbreitung der Printversion etwas eindämmen.

Renate Liessem-Breinlinger

MARKUS FRIEDRICH: Die Geburt des Archivs. Eine Wissensgeschichte, Oldenbourg Verlag, München 2013, 320 S., 20 S/W-Abb.

Gestützt auf eine Fülle von Quellen und wissenschaftlichen Arbeiten sowie auf eigenen Augenschein, bringt der Autor in seiner klar gegliederten Studie zur Frühen Neuzeit (etwa 1500 bis 1790) auch Rückblenden in die Antike und vor allem ins Mittelalter (viele Archive waren noch nicht sesshaft) sowie Ausblicke bis in die Gegenwart. Im Mittelpunkt stehen weniger die Institution als die Menschen, die Archive geschaffen und in ihnen gearbeitet haben; zu denen gehörten Fürsten, Gelehrte und vor allem die Archivare, „zunächst einmal Krisenmanager“ (S. 123).

Seit dem Spätmittelalter wuchs das Schriftgut geradezu explosionsartig an, befördert durch den Übergang zu Papier als Beschreibstoff und die Intensivierung der Herrschaft kommunaler und staatlicher, kirchlicher und anderer Institutionen mit der Folge, dass es um 1770 in Paris schon etwa 400 Archive gab (S. 57). Immer mehr Schriftstücke sollten aufbewahrt, geordnet, geschützt und so erschlossen werden, dass sie bei Bedarf zur Verfügung standen. Dazu brauchte es finanzkräftige Auftraggeber, qualifiziertes Personal und geeignete Gebäude (oft inmitten quirliger Kommunen). Im Laufe der nicht gesteuerten, doch in verschiedenen Ländern recht gleichmäßig verlaufenen Entwicklung wurden geeignete Räumlichkeiten und Möbel geschaffen. Sie sollten gegen Feuer und Wasser, Schädlinge und Diebe geschützt sein. Kisten, Truhen sowie Schränke wie in der Freiburger Gerichtslaube (Abb. 16) verbesserten die Sicherheit und die Benutzbarkeit.

Diese ‚Wissensgeschichte‘ gefällt wegen des weit ausgemessenen Feldes, zu dem auch Bibliotheken und Museen gehören. Charakteristische Episoden, aussagekräftige Skizzen zu den Handelnden und trefende Zitate lockern den Stoff auf, etwa „Schrift und Feder können mehr schaden als die Zerstörung eines feindlichen Heeres“ von C.L. Scheidt 1748 (S. 240). Den Text ergänzen informationsreiche, mehrheitlich allerdings unbefriedigend reproduzierte Abbildungen.

Bei einer Neuauflage sollte man Druckfehler (etwa „Cour neuf“; S. 13) und sprachliche Mängel tilgen (etwa: Schriftlichkeit wurde zu einer „entscheidenden Technologie bei der Akquise von Information“; S. 35); der letzte Satz auf S. 43 ist unverständlich. Viele Anmerkungen bleiben ohne Seitenzahl. Ein Sachregister fehlt (Personen und Orte sind ausgewiesen); dabei informiert der Autor auch zu Archivreise, Bann, Bestechung, Erinnerung, Friedensvertrag, Geheimhaltung, Gericht, Grenzstein, Gutachten, Heizung, Kanzlei, Krieg, Landesteilung, Lesesaal, Matrikel, Notariat, Reformation, Registratur, Siegel, Terrier, Transport, Zensur ... Um solche Einzelheiten in ihrem jeweiligen Zusammenhang kennen zu lernen, muss der Leser 270 Textseiten mustern.

Wer sich kundig machen will zur Geschichte des Archivs und zum Werden des Berufs der Archivare, wird das Buch mit Gewinn lesen. Empfohlen sei es auch denen, die erstmals im Archiv zu arbeiten haben; die Lektüre kann helfen, Umwege und unnütze Kosten zu vermeiden. Norbert Ohler.

Habsburger Herrschaft vor Ort – weltweit (1300-1600). Beiträge einer Tagung auf Schloss Lenzburg bei Zürich, 9. bis 11. Oktober 2008, hg. von JEANETTE RAUSCHERT, SIMON TEUSCHER und THOMAS ZOTZ, Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2013, 282 S., Abb.

Die 14 Beiträge des Buches widmen sich der Frage, wie Herrschaft im weitgespannten Habsburgerreich auf lokaler Ebene funktionierte. Dabei wollte man nicht in der bekannten lokalen Perspektive bleiben, sondern man verband die lokalgeschichtliche mit der globalgeschichtlichen Perspektive. Diese Verbindung zwischen mikrohistorischem Zugang und makrohistorischem Aspekt bot sich an, weil sich das Habsburgerreich unter ständigen Verschiebungen und Veränderungen von einem regionalen Gebilde zu einem Kontinente umspannenden Imperium ausgeweitet hatte. Beide Ansätze wurden bisher getrennt verfolgt und hatten wichtige neue Anstöße geliefert, doch eine Verbindung hatte in der Forschung kaum stattgefunden. Weiterhin hoffte man, durch Vergleiche neue Einblicke in die Funktionsweise des Habsburgerreichs zu bekommen. Der behandelte Zeitraum umfasst das späte Mittelalter bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Die gewählten Beispiele stammen aus den Vorlanden, Österreich, den Niederlanden, Spanien und dem amerikanischen Kolonialbesitz (Neuspanien/Andenregion/Mexiko). Obwohl man die Zahl der Beiträge nicht beliebig vermehren konnte, vermisst man doch einen Beitrag, der den osteuropäischen Raum (Ungarn/Balkan) behandelt hätte. Eine Untersuchung, wie sich die habsburgische Herrschaft unter den Bedingungen des bedrohten Grenzraums konkretisieren konnte, hätte sicher eine interessante Ergänzung geliefert.

In der Einleitung nehmen die Herausgeber Simon Teuscher und Thomas Zotz (S. 1-17) eine für den Leser hilfreiche begriffliche Präzisierung und inhaltliche Strukturierung vor. Dabei werden drei leitende Aspekte vorgestellt: die Frage nach dem Transfer von Herrschaftstechniken in andere Gebiete, das Problem von Zentrum und Peripherie und das Verhältnis zwischen Herrschaft und lokalen Akteuren vor Ort. Der anschließende Überblick von Thomas Zotz (S. 19-33) befasst sich mit der geschichtlichen Entwicklung des Habsburgerreiches unter dem zentralen Aspekt von Zentrum und Peripherie.

Der erste Teil der Beiträge widmet sich dem Herzogtum Österreich, Tirol und den Vorlanden. Christian Lackner (S. 35-48) arbeitet die Bedeutung von Pfandschaften, Ämterkauf und Ämterpacht in Innerösterreich als wichtige Herrschaftsinstrumente im 14. und 15. Jahrhundert heraus. Angesichts des wenig entwickelten Kreditmarkts und des hohen Geldbedarfs des Fürsten waren sie einerseits eine absolute Notwendigkeit, andererseits hatten sie aber nicht nur, wie die neuere Forschung gern betonte, herrschaftsstabilisierende und integrierende Funktion, sondern bargen auch die Gefahr der Entfremdung von Herrschaft. Je nach Situation unterlagen hier die Herzöge Sachzwängen, die ihre Herrschaft vor Ort eingrenzten. Während die herrschaftliche Durchdringung in Vorarlberg, wie Alois Niederstätter zeigt (S. 77-88), aufgrund günstiger Voraussetzungen relativ reibungslos gelang, stellte sich die Lage in der Grafschaft Tirol, die die Habsburger 1363 durch schnellen Zugriff erwerben konnten, anders dar. Klaus Brandstätter (S. 49-76) hebt hervor, wie die Herzöge, gestützt auf die Gerichte, in schweren Kämpfen den selbstbewussten Adel domestizieren mussten. Um Herrschaft im weiteren Rahmen durchzusetzen, legten vor allem die Herzöge Friedrich IV. und Sigismund ihren Schwerpunkt auf die Kirchenpolitik. Neben dem Bistum Brixen war vor allem das große und verkehrspolitisch wichtige Bistum Trient ein bevorzugtes Ziel der aggressiven habsburgischen Kirchenpolitik. Dagegen konnte die habsburgische Kirchenpolitik in den Vorlanden im 14. Jahrhundert wenige Erfolge vorweisen, wie Andreas Biehrer (S. 109-135) an vier Beispielen (Pfarre Windisch, Bischöfe von Konstanz, Stift Beromünster, Kloster Königsfelden) nachweist. Anhand überzeugender Quellen legte er dar, dass das Kloster Königsfelden zwar ein wichtiger Memorialort der Familie gewesen sei, doch als Zentrum habsburgischer Macht zur Zeit von Königin Agnes werde es weit überschätzt. Ebenso zurückhaltend beurteilt Brigitte Kurmann-Schwarz am Beispiel Königsfelden (S. 137-148) die politische Wirksamkeit kultureller Repräsentation. Die alltägliche Herrschaftspraxis vor Ort war gekennzeichnet durch Delegation an die Vögte. Simon Teuscher (S. 89-108) zeigt, dass die Bezeichnung „böse tyrannische Vögte“ als literarisches Topos benutzt wurde, aber nicht der Verwaltungsrealität entsprach. Diese

war gekennzeichnet durch enge Kooperation der Vögte mit den lokalen Eliten. Martina Stercken untersucht dann Formen herrschaftlicher Präsenz in den Städten (S. 149-168). Der habsburgische Herrschaftsbereich in der Schweiz war durch eine große Zahl von kleinen Städten geprägt, die eine wichtige Herrschaftsbasis für die Habsburger darstellten. Man vermisst jedoch die beiden „Freiburgs“, das breisgauische und das üchtländische. Die beiden Landstädte überragten mit ihren Einwohnerzahlen von ca. 5.000 bis 6.000 die kleinen Landstädte erheblich, und sie waren die einzigen großen Städte in den Vorlanden. Ihnen kam auch politisch ein deutlich größeres Gewicht zu, denn gerade sie konnten immer wieder, ähnlich wie die niederländischen Städte, den habsburgischen Herrschaftsansprüchen trotzen und erhebliche Freiräume behaupten. Wie aus den Quellen zu sehen ist, war die persönliche Präsenz des Herrschers in den Städten wichtig, aber seine Abwesenheit ab dem Ende des 14. Jahrhunderts stellte zunehmend den Normalfall dar. Präsenz wurde aber auch durch Vertreter – Landvögte, Pfandherren, Lehensträger, Schultheißen, Einrichtung einer Verwaltung vor Ort – ausgeübt. Stercken betont neben der personalen Präsenz die Bedeutung der transpersonalen Präsenz, z.B. durch Herrschaftszeichen (Objekte, Artefakte, Stadthäuser, feste Sitze als markante architektonische Elemente, Privilegien, Siegelverleihungen).

Ein bedeutender Einschnitt bedeutete dann die burgundische Erbschaft 1477. Das Haus Habsburg war von einem regionalen Fürstenhaus zum großen europäischen Akteur geworden. Der Erwerb einer reichen, hoch entwickelten und selbstbewussten Region wie die niederländischen Städte sollte die habsburgische Herrschaft vor neue, schwer lösbare Probleme stellen, wie das markante Zitat Wim Blockmans (S. 170) verdeutlicht: „Der Erwerb der Niederlande bedeutete für die Habsburger die erste Herausforderung, eine Vielzahl dicht besiedelter und reicher Territorien zu beherrschen – weit von ihrer Hausmacht entfernt und von ganz anderen Traditionen geprägt.“ Jelle Haemers (S. 187-209) zeigt am Beispiel des Genter Aufstands 1488, dass Maximilian erhebliche Schwierigkeiten hatte, mit der neuen Situation zurecht zu kommen, und er stieß durch sein unbedachtes und forderndes Auftreten schnell auf Widerstand. Die rigorose fiskalische Abschöpfung („*faire son prouffit*“) und die Nichtbeachtung städtischer Rechte führten zu einer Front rebellischer Städte, die die habsburgische Herrschaft in eine Krisensituation brachte. Wim Blockmans (S. 169-186) vertieft in seinem Beitrag diese Problematik für den Zeitraum 1477 bis 1581. Die Kontrolle über die neu erworbenen Gebiete zu behalten und deren reiche Ressourcen für die eigene Großmachtspolitik zu nutzen, erwies sich auch in den folgenden Jahren als ein grundlegendes Problem und führte letztendlich zum Scheitern Philipps II. und zur Loslösung der Nordprovinzen. Sogar in Spanien sahen sich die habsburgischen Herrscher Städten mit starkem Selbstbewusstsein gegenüber. Teofilo F. Ruiz (S. 211-225) beschreibt in seiner Untersuchung der Einzüge Philipps II. in spanische Städte, wie diese sich mit einem subtilen Zeremoniell gegen königliche Ansprüche abgrenzten.

Die letzten drei Beiträge haben schließlich die habsburgische Herrschaft in der neuen Welt zum Thema. Alejandro Cañeque (S. 227-241) legt dar, wie die Schaffung des spanischen Kolonialreiches ein langer und qualvoller Prozess war, da die spanischen Herrschaftsstrukturen nur schwer übertragbar waren. So schränkten in Neuspanien/Mexiko im 17. Jahrhundert ständige Machtkonflikte zwischen kirchlichen und staatlichen Autoritäten, den Bischöfen und den Vizekönigen, die Macht der Krone empfindlich ein. Heraclio Bonilla ergänzt dieses Bild mit einem Überblick über die gesamte Kolonialgesellschaft (S. 243-253). Dauerhafte Differenzen zwischen dem neu aufgebauten spanischen Verwaltungssystem und der bestehenden kolonialen Gesellschaft (Konquistadoren, Kolonialisten und Kolonialisierten) prägten das Bild. Vor allem die beiden ersten Gruppen erlangten zunehmend Einfluss und Führungspositionen auf lokaler Ebene. Als Abschluss des Tagungsbands stellt Felix Hinz (S. 255-271) einen interessanten Sonderfall vor. Im mexikanischen Hochland hatten sich eingeborene Kleinfürstentümer in der Region Tlaxcala einer „Selbsthispanisierung“ unterzogen. Sie hatten bei der Eroberung Mexikos auf der Seite der Spanier gegen die Azteken gekämpft und freiwillig spanische Herrschaftsstrukturen übernommen, in der Hoffnung, neben den spanischen Eroberern Herrschaft ausüben zu können. In den ersten zwei Jahrzehnten (1530 bis 1550) waren sie damit durchaus erfolgreich gewesen. Doch nach der Festigung der spanischen Herrschaft erfolgte dann die Gleichschaltung durch lokale spanische Machtträger.

Der Tagungsband führt eindrucksvoll vor, welche vielfältigen Formen habsburgische Herrschaft weltweit annehmen konnte (und musste!). Dabei traten aber weniger Gemeinsamkeiten hervor als eine breite Verschiedenheit. Bemerkenswert ist jedoch die Bedeutung fiskal- und finanzpolitischer Aspekte, die in

künftigen Untersuchungen stärker ins Blickfeld genommen werden sollten. Erneut zeigte sich aber auch die Fruchtbarkeit historischer Vergleiche, die immer wieder neue Denkanstöße liefern konnten. Willy Schulze

ROBERT JÜTTE: Krankheit und Gesundheit in der Frühen Neuzeit, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 2013, 243 S., S/W-Abb.

Robert Jütte ist Leiter des Instituts für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung und Professor für Neuere Geschichte an der Universität Stuttgart. Er gilt seit Jahren als profunder Kenner der Materie, was auch die Liste seiner Veröffentlichungen, darunter zuletzt eine Einführung in die Medizingeschichte oder „Medizin und Nationalsozialismus. Bilanz und Perspektiven der Forschung“, verdeutlicht.

Krankheit und Gesundheit in der Frühen Neuzeit fasziniert den Autor, wie er im Vorwort gesteht, seit den späten 1970er-Jahren, als er für seine Doktorarbeit in den Archiven recherchierte. Dennoch sollte es über 30 Jahre dauern bis seine Monografie dazu erschien. Diese beruht weitestgehend auf Kölner Quellen, bietet eine Fülle an Informationen zu Infektionskrankheiten, chronischen Erkrankungen, Hilfe im Krankheitsfall, gesellschaftliche Reaktion auf Krankheit, Krankheitsbewältigung und schließt mit der Beantwortung der Frage, „was man aus der Medizingeschichte lernen kann“.

Kompakt und fundiert werden die gängigsten Leiden von Epilepsie bis Syphilis beschrieben, Therapien vorgestellt, Stigmatisierung und Isolierung der Patienten angesprochen sowie der Umgang mit Krankheiten im privaten Umfeld thematisiert. Aber auch medizinhistorische Begriffe, die heute weitestgehend unbekannt sind, werden erklärt. Hierzu zwei Beispiele: Die „Dreckapotheke“, deren Name auf eine erstmals 1696 veröffentlichte Rezeptsammlung (darin auch Kot- und Urinrezepte) des Eisenacher Arztes Christian Franz Paullini zurückgeht, die für „arme, insbesondere Bauern- und Landleute“ gedacht war, die „Kräuter und allen Dreck täglich um sich haben“. Oder die „Märzenschau“, die sich bis Mitte des 17. Jahrhunderts in Rottweil und Villingen belegen lässt und wonach sich die Bewohner im Monat März von Badern und Wundärzten untersuchen lassen mussten, um die *unnsaubern leuth* herauszufinden. Weigerte sich ein Bürger, die Visitation an sich vornehmen zu lassen, wurde er aus der Stadt verwiesen.

Es zeichnet den Autor aus, dass er nicht nur auf die tatsächlich ärztliche Hilfe benötigenden Menschen eingeht, sondern auch auf Simulanten hinweist, die es in der Bevölkerung gab: Die *klenckner*, die Verstümmelungen oder Körperschäden vortäuschten, die *grantner*, die Fallsucht und Ergotismus simulierten, oder die *dutzbetterinnen*, die sich als Wöchnerinnen ausgaben.

Zweifelsohne hält man hier ein Handbuch zur Medizingeschichte der Frühen Neuzeit (mit Bibliografie und Register) in den Händen, das kaum eine Frage offen lässt. Das positive Gesamtbild wird lediglich dadurch etwas getrübt, dass offensichtlich aus Platzgründen Begriffserklärungen, längere Zitate oder Endnoten in einer sehr kleinen Schrift wiedergegeben wurden. Mit einem lokalpatriotischen Augenzwinkern sei auch gestattet, darauf hinzuweisen, dass nicht Christoph Kolumbus dem neu entdeckten Kontinent den Namen „Amerika“ gab (S. 53), sondern der Kartograf Martin Waldseemüller, der den Erdteil nach dem Seefahrer Amerigo Vespucci benannte. Hans-Peter Widmann

Kastenbilder zum Gedenken an Hochzeit und Tod. Faszination eines vergangenen Brauchs. Sammlung Margarethe Jochimsen, hg. von KATHRIN FISCHER und MARGARETHE JOCHIMSEN, Waxmannverlag, Münster/New York 2013, 260 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Das vorliegende Buch befasst sich mit einem wirklich faszinierenden Ausschnitt aus den Formen privaten Erinnerns. Es geht um Kastenbilder, die zum Gedenken an Hochzeit und Tod gestaltet wurden. Sie bestanden sehr häufig aus Kränzen und anderen Erinnerungsobjekten, die auf den Anlass zurückgehen (z.B. Heirat), oder auch aus kunstvoll verarbeiteten Haaren (vor allem zum Totengedenken) und hingen in den Stuben an der Wand.

Der Sammelband setzt mit dem eher theoretisch gehaltenen Kapitel „Kastenbilder zur Erinnerung an existentielle Ereignisse im Lebenslauf“ ein und verortet die Objekte innerhalb der modernen Forschung zu Erinnerungskulturen. In einer kurzen Einführung schildert die Kunsthistorikerin und -kritikerin Margarethe Jochimsen die Entstehung dieser privaten Sammlung, die vor allem Objekte aus dem Schwarzwald, dem

Elsass und Ungarn enthält und die sie über 40 Jahre hinweg zusammengetragen hat. Darauf folgt ein Beitrag der Konstanzer Literaturwissenschaftlerin Aleida Assmann mit dem Titel „Erinnerungssikonen – Brautkränze und Totengedenken im Spiegel des kommunikativen und kulturellen Gedächtnisses“. Assmann interpretiert die „Känschterle“, wie sie in Südwestdeutschland genannt werden, als Erinnerungssikonen, die einen Blick freigeben auf das Leben von Frauen im ländlichen Milieu, also auf einen Personenkreis, von dem sonst normalerweise nichts Biografisches überliefert ist. Damit füllen sie eine Leerstelle im kulturellen Gedächtnis mit Erinnerung an Menschen, die keine schriftlichen Zeugnisse über sich hinterlassen haben und ein „normales“, unscheinbares Leben geführt haben. Gleichzeitig erweitert die Sammlung unseren wissenschaftlichen Horizont um eine Form der Erinnerungskultur, die sich nicht auf individuelle Leistung, sondern auf grundlegende menschliche Erfahrungen wie Heirat und Tod beziehen. Michael Prosser-Schell erklärt in seinem Beitrag die Bedeutung von Übergangsriten. Die klassischen Einschnitte, die dadurch gekennzeichnet und öffentlich gemacht werden, sind Geburt/Taufe, Heirat und Tod. Diese Verhaltensregeln helfen, kritische Situationen der menschlichen Existenz zu bewältigen. Zu diesen Riten gehören außer festgelegten Handlungen auch bestimmte Objekte, die ihren Sinn außerhalb des subsistenzsichernden Alltags haben und ökonomisch nutzlos, ja verschwenderisch sind wie Brautkleider oder Kränze. Ein häufiges und wichtiges Requisite im Repertoire der Kastenbilder stellt der Kranz dar. Dagmar Hänel steuert deshalb eine Überblicksdarstellung zur Symbolik des Kranzes im Allgemeinen und zu seiner Verwendung insbesondere im westlichen Kulturkreis bei. Sie interpretiert den Kranz als Symbol für Unschuld (Brautkranz), Status und Ehre (Grabschmuck) und Erfolg (Siegerkranz). Daneben kommen Kränze bei Riten im Jahreslauf zum Einsatz (Erntedank, Fronleichnam, Frühlingsfest/Mai) und stehen für die Zyklizität der Jahreszeiten. Braut- und Totenkränze in den Kastenbildern visualisieren damit einerseits die Stellung der Träger in der Gesellschaft, andererseits das Eingebundensein in den Lebenszyklus von Geburt, Heirat und Sterben. Sie sind hochgradig symbolgeladene Objekte, die sich als Anknüpfungspunkt für eine Erinnerungstradition bestens eignen.

Der zweite große Abschnitt des Sammelbandes beschäftigt sich mit den Brautkränzen, dem Schwerpunkt der Sammlung. Kathrin Fischer sucht die Verbindung zwischen den Erinnerungsstücken und den Frauen, denen sie einst gehört haben, herzustellen. Dabei geht es ihr nicht um die Individuen, sondern um typische Lebensläufe und Erfahrungshorizonte, denen sie nachspürt. Im nächsten Beitrag geht Christoph Schmider auf Primiz und Profess als eine besondere Form der Heirat, nämlich der symbolischen Verheiratung mit der Kirche ein. Auch hier wurden Primizsträußchen oder Professkränze gefertigt, die in hohen Ehren gehalten wurden. Die Anlehnung an Hochzeitsbräuche ging zeitweise so weit, dass ein minderjähriges Mädchen aus der Verwandtschaft des Neupriesters ihn als „Primizbraut“ begleitete. Ganz ähnlich wird die Ablegung des Ordensgelübdes gefeiert: Durch Anlegen des Rings und Aufsetzung des Kranzes zeigt sich die Nonne als Braut Christi. Andreas Seim geht in seinem Aufsatz der spannenden Frage nach, wer Kränze und Anstecksträußchen fertigte und wo die „Rohstoffe“, die Bestandteile der Objekte herkamen. Er kann zeigen, wie Perlen und künstliche Blumen seit dem beginnenden 19. Jahrhundert in protoindustrieller Fertigung bzw. in an ein Verlagssystem angebundener Heimarbeit entstanden. Gebunden wurden die Kränze oft in Frauenklöstern oder von weltlichen Kranzmacherinnen. Die Kästen wurden ab dem ausgehenden 19. Jahrhundert zwar noch von Buchbindern und Schreibern einzeln gefertigt, aber oft schon unter Verwendung von vorgefertigten Dekorationen. Márta Fata schreibt über die Brautkranztradition der Donauschwaben in Ungarn. Brautkränze als Symbol der Unberührtheit waren in allen ethnischen Gruppen Ungarns verbreitet und es kam zur gegenseitigen Beeinflussung unterschiedlicher Gruppen in Bezug auf ihre Form und Ausgestaltung. Es war jedoch bei den Donauschwaben nicht überall verbreitet, die Kränze zu rahmen und aufzubewahren.

Das nächste Kapitel befasst sich mit den Objekten aus der Sammlung Jochimsen, die zum Totengedenken entstanden sind. Auch hier übernahm Kathrin Fischer den hinführenden Artikel, in dem sie auf die verschiedenen Typen und Gruppen eingeht. Der Hauptunterschied beim Totengedenken ist, dass dort neben Kränzen auch Haare verarbeitet wurden. Diese dienten als Haarblumen oder Haar-Trauerweiden der Dekoration, zum Teil in richtigen Friedhofsszenarien. Haarerinnerungen bilden als Körper- oder Zimmerschmuck ein intimes Erinnerungszeichen.

Rainer Sörries gelingt es in seinem Beitrag, einen deutlich weiteren Bogen zu schlagen und den Ursprung der Kastenandenken im biedermeierlichen Wunsch nach der heilen Welt in der Kleinfamilie zu verorten. Er sieht sie als Kennzeichen einer neuen, „bis dahin nicht gekannten Autonomie der Familie“. Aus der durchaus vorhandenen Forschungsliteratur und Ausstellungschronologie, die er zu Haararbeiten und Totenandenken zusammenstellt, wird deutlich, dass es sich hier nicht um ein deutsches Phänomen handelt, sondern dass die Produktion der „Zimmerdenkmale“ in Europa und Nordamerika zeitweise „die Ausmaße einer regelrechten Erinnerungsindustrie“ annahm. Er stellt klar heraus, wie die Fotografie die Haarbilder zuerst aus dem Zentrum der Gedenkobjekte und dann gänzlich aus der Erinnerungskultur verdrängte.

Der Textteil endet mit zwei kurzen Beiträgen, die die Thematik ebenfalls in größere Zusammenhänge einordnen: Michael Prosser-Schell schreibt über die demographischen Hintergründe mit Schwerpunkt auf der Kindersterblichkeit, Christine Aka über die Formen des Totengedenkens mit Blick insbesondere auf die private Frömmigkeit. Ihr kurzer Ausblick auf die Gegenwart zeigt, dass sich hier gerade ein breites Forschungsfeld für die europäische Ethnologie zu entwickeln beginnt.

Ausgerüstet mit dem geballten Fachwissen aus den Beiträgen kann man nun durch den Bildteil und das komplett farbig bebilderte Werkverzeichnis in der zweiten Hälfte des Bandes wie durch eine Ausstellung spazieren. Die prächtigsten Objekte finden sich im Bildteil noch einmal als großformatige Farbabbildungen auf je einer ganzen Seite. Für das Werkverzeichnis wurde jedes Objekt exakt inventarisiert und mit einer detaillierten Beschreibung versehen. Der Band wird abgerundet durch eine Bibliografie, in der die wichtigsten Literaturtitel aus den Aufsätzen zusammengefasst sind. Das Buch ist eine gelungene Mischung aus genauer Analyse der Objekte und ihrer Einordnung in die europäische Kulturgeschichte. Insbesondere die Beiträge von Assmann, Prosser-Schell und Seim zeigen, dass die Kastenbilder als Quellen für zentrale Forschungsfragen (Erinnerungskulturen, Übergangsriten, Frömmigkeitsformen) dienen können.

R. Johanna Regnath

Kirchengeschichte am Oberrhein – ökumenisch und grenzüberschreitend, im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen hg. von KLAUS BLÜMLEIN, MARC FEIX, BARBARA HENZE und MARC LIENHARD (Veröffentlichungen des Vereins für Pfälzische Kirchengeschichte 30), Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher 2013, 648 S., 117 Farb- und S/W-Abb.

Vor weniger Generationen hätte ein Werk mit einem so unbändigen Willen zur Verständigung und Versöhnung über die konfessionellen und politischen Grenzen hinweg wohl ungläubiges Kopfschütteln hervorgerufen. Der umfangreiche Band dokumentiert und analysiert die Entwicklung der kirchlichen oder religiösen Lebensverhältnisse am Oberrhein vom Mittelalter bis in die aktuelle Gegenwart im Blick auf die ganze Vielfalt und Verschiedenheit der Kirchen und religiösen Bewegungen, die Spannungen und Konflikte, ganz besonders aber in Hinsicht auf die Gemeinsamkeiten, Annäherungen und Versöhnungsschritte auf dem Weg in die Ökumene. Bedeutung, Chancen und Perspektiven der Ökumene werden gesondert in der Einführung, in Kapitel 5 und im Nachwort des Bandes kritisch und klug erörtert. Mit Recht hat der frühere Landesbischof der Badischen evangelischen Landeskirche Dr. Fischer einmal betont: „In Baden gehen die ökumenischen Uhren anders“. Er meinte, sie gehen rascher als anderswo. Dass Basel und die Nordschweiz in diesem „Oberrhein-Band“ ausgeklammert bleiben, wird im Vorwort zugleich eingestanden und bedauert.

Alle Teile des Werkes – es sind zwölf Kapitel und 13 Exkurse – haben die übergreifende Zielsetzung des Bandes im Blick: Das wechselseitige Verständnis über die konfessionellen und politischen Grenzen am Oberrhein hinweg zu vertiefen und das Bewusstsein einer „versöhnten Verschiedenheit“ zu vermitteln. Vorbildlich ist dabei die Qualität der Information mit den entsprechenden Nachweisen. Deutlich wird die Verschränkung kirchlicher Strukturen und Einstellungen mit den Machtverhältnissen und sozialen Prozessen thematisiert. In vielen Teilen des Bandes werden der Kirchengeschichte ganz neue Felder der Wahrnehmung und Einschätzung erschlossen. So werden u.a. durch die Jahrhunderte hindurch „spirituelle Lebensformen“ vorgestellt. Man findet die „Pfadfinderbewegung“ ebenso behandelt wie die „Umweltbewegung“ – jeweils aus kirchlicher und profaner Sicht. Ein ganz und gar innovatives Kapitel

behandelt den Oberrhein „als Drehscheibe von Friedensbewegungen nach 1945“. In den Anhängen findet man die wesentlichen Angaben über die Mitgliedskirchen der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) und die Religionsgemeinschaften sowie über die kirchlichen und kulturellen Institutionen am Oberrhein. Die Liste der durchweg kompetenten Autorinnen und Autoren enthält (auf S. 626-634) entsprechende Kurzbiografien. Ein Orts- und ein Personenregister runden das Ganze ab.

Hier hat die ACK ein Grundlagenwerk geschaffen, das sowohl als Lesebuch (in einzelnen Kapiteln) wie auch als Handbuch zur differenzierten Information geeignet ist. Es erschien zum rechten Zeitpunkt: Zum 50-jährigen Bestehen der ACK, am Vorabend des Gedenkens an den Beginn der Ersten Weltkriegs vor 100 Jahren und in einer Phase, in der die ökumenische Bewegung dringend auf neue Impulse wartet.

Wolfgang Hug

FRIEDEMANN MAURER: *Treibende Kräfte. Vom Leben und Arbeiten auf dem Hohen Wald. Streifzüge durch die regionale Kultur- und Wirtschaftsgeschichte*, Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2013, 373 S., Abb.

Das Buch „Treibende Kräfte. Vom Leben und Arbeiten auf dem Hohen Wald. Streifzüge durch die regionale Kultur- und Wirtschaftsgeschichte“ ist eine Firmengeschichte, der man das auf den ersten Blick nicht ansieht. Zumindest lässt das Kleingedruckte im Impressum vermuten, dass es sich um eine Firmengeschichte handelt: „Dieses Buch wurde ermöglicht durch die großzügige Unterstützung der IMS Gear GmbH anlässlich des 150-jährigen Firmenjubiläums 2013.“ Der Teil, der zur Firmengeschichte von IMS Gear aus Donaueschingen zu rechnen ist, beginnt nämlich erst ein gutes Stück nach der Hälfte des Buches. Davor beschäftigt sich der Autor sehr ausführlich mit den historischen Grundlagen und Rahmenbedingungen der bearbeiteten Region des Hochschwarzwalds – wobei er dem Begriff „Hochschwarzwald“ recht konsequent aus dem Weg geht und sich damit der Mühe enthebt, diesen sehr gebräuchlichen, aber unklar abgegrenzten Begriff für seine Arbeit zu definieren. Stattdessen spricht er vom „Hohen Wald“, einem Gebiet im Umkreis von 20 bis 30 km um Thurner und Kalte Herberge (S. 16).

Das Buch beginnt mit einem Vorwort und einem Prolog, in dem der Autor seine pädagogischen und philosophischen Überlegungen zu den Menschen in der Geschichte im Allgemeinen und zu seinem Thema im Besonderen darlegt. Darauf folgen drei längere Kapitel zu den Grundlagen des Lebens im Hochschwarzwald. Im ersten davon befasst er sich mit den herrschaftlichen und sozialen Rahmenbedingungen seit dem frühen Mittelalter. Im zweiten schreibt er über die Holzverarbeitenden Gewerbe und die Anfänge der Industrialisierung, insbesondere deren Vorläufer im Hausierhandel und die Zulieferer im Hausgewerbe. In einem dritten Schritt geht er ausführlich auf die Uhrmacherei und den Uhrenhandel ein. Damit nähert er sich dem technischen Gebiet, in dem auch der Erfolg der Familie Morat seine Ursprünge hat: der Feinmechanik und Zahnradfabrikation. Das letzte Kapitel ist vor allem der Geschichte der Familie Morat und insbesondere dem wirtschaftlichen Handeln ihrer Mitglieder gewidmet. Es stellt die Familie Morat als beispielhaft für viele Familienunternehmen des Hohen Waldes vor, die in Stubenwerkstätten begonnen haben und im Verlauf der Industrialisierung erfolgreich wurden. Am anschaulichsten ist dabei die Generation von Johann Morat (1838-1904), seiner früh verstorbenen Frau Emiliana und deren Kindern beschrieben. Im Vergleich zur Uhrenindustrie ging ihr Aufstieg zwar langsamer vonstatten, aber dafür existiert die Firma in Form von zwei Betrieben (Framo Morat Group und IMS Gear) bis heute und ist auf dem Weltmarkt tätig. Entscheidend war dafür wohl letztlich, dass die im Kern auf der Zahnradfertigung basierende Produktpalette sich in Krisenzeiten als anpassungsfähig an die sich wandelnde Nachfrage erwies.

Das Buch enthält keinerlei wissenschaftliche Anmerkungen oder genaue Nachweise über die Herkunft der meist indirekten Zitate. Der Verfasser streut die Namen derjenigen Autoren, deren Werke er benutzt hat, in den Text ein. Diese finden sich im Literaturverzeichnis am Schluss des Buches wieder. Allein die Herkunft der Informationen aus dem letzten Kapitel über Rudolf Zimmer-Morat lässt sich aus dem Literaturverzeichnis nicht erschließen. Archive wurden nicht in die Recherchen einbezogen oder nicht genannt (außer bei den Abbildungen). Vor allem für die Zeit des Nationalsozialismus würden Archivrecherchen wohl viel mehr Material zu Tage fördern, z.B. in Bezug auf den Einsatz von Zwangsarbeitern. Manches davon reißt der auf S. 338 abgedruckte Ausschnitt aus einem Interview mit dem ehemaligen französischen Zwangsarbeiter

Guy Tissier an: Der vollständige Interviewtext enthält Hinweise auf noch mehr Themenfelder, zu denen sich Recherchen lohnen würden. Die Wahrscheinlichkeit ist hoch, dass Quellen dazu vorhanden sind, wie es die Forschungen der letzten Jahre im Rahmen von Projekten der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ oder in der katholischen Kirche eindrucksvoll belegen.

Maurer bearbeitet mit Werkzeugen der Mentalitätsgeschichte und der Biografieforschung ein wirtschaftsgeschichtliches Thema und nennt selbst sein Buch „Studie zur Kultur- und Wirtschaftsgeschichte“. Das trifft es auch, denn um es als echte Wirtschaftsgeschichte zu bezeichnen, dringt das Buch nicht tief genug in wirtschaftliche Strukturen ein und arbeitet auch zu wenig mit entsprechenden Daten. Aber das war auch gar nicht das Ziel des Autors: „Dieses Buch [...] gräbt nach den Wurzeln der Mentalität des dieser Welt [des Schwarzwalds] entstammenden Menschenschlags“ (S. 29), „[d]enn es sind Menschen, Köpfe, Persönlichkeiten, die Geschichte machen, Kultur, Zivilisation und Fortschritt schaffen, Wohlstand, Zukunft, lohnende Aufgaben für andere stiften“ (S. 371). An vielen Stellen merkt man es dem Buch des emeritierten Didaktikprofessors Maurer an, dass er einst nicht nur Pädagogik und Geschichte, sondern auch Philosophie studiert hat. Insgesamt spiegelt sich im Verzicht auf die Nachweise wie auch in der beschriebenen Ausrichtung des Buchs die Absicht Maurers wider, für die Öffentlichkeit zu schreiben, ein Buch zu verfassen, das „science to public“ (S. 15) vermittelt. Das ist ihm sicherlich gelungen. Für die Regionalforschung bietet das Buch einen angenehm zu lesenden Einstieg, für alles Weitere muss man auf die vorhandene Literatur zurückgreifen oder Archivquellen auswerten. R. Johanna Regnath

NS-Kulturpolitik und Gesellschaft am Oberrhein 1940-1945, hg. von KONRAD KRIMM (Oberrheinische Studien 27), Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2013, 388 S., zahlr. Abb. sowie CD-ROM.

Nach langer Bearbeitungsdauer – die Tagung „NS-Kulturpolitik und Gesellschaft am Oberrhein 1940-1945“ hatte 2006 stattgefunden – sind nunmehr die Beiträge und einige Erweiterungen erschienen. Das Buch widmet sich einem interessanten und kontroversen Thema: die Umgestaltung des annektierten Elsass 1940 bis 1944 und darüber hinaus des ganzen Oberrheinraums. Obwohl das Elsass nach dem Frankreichfeldzug noch offiziell der Wehrmacht als besetztes Gebiet unterstand, plante man die rasche Eingliederung ins Deutsche Reich. Unter dem ehrgeizigen badischen Gauleiter und Reichsstatthalter Robert Wagner sollte zusammen mit Baden ein neuer Mustergau „Oberrhein“ entstehen.

Mehrere Beiträge (Ernst Otto Bräunche, Angelika Herkert, Gerhard Kabierske, Dorothea Roos) behandeln die geplante Verlegung des Verwaltungszentrums von Karlsruhe nach Straßburg. Auf der beiliegenden CD-ROM wird umfangreiches Planmaterial aufbereitet, das die gigantomanischen Dimensionen der neuen Gauhauptstadt anschaulich macht. Jedoch kam das Projekt nicht über das Entwurfsstadium hinaus, auch Hitler hatte den Ausführungsplänen noch nicht zugestimmt.

Markus Enzenauer geht der grundsätzlichen und schwierigen Frage nach, wie tief Nazifizierung, Germanisierung und organisatorische Erfassung der elsässischen Bevölkerung 1940 bis 1944 wirklich gewesen sind. Die Haltung war gegenüber den deutschen Vereinnahmungsversuchen anfangs noch recht uneinheitlich. Sie wechselte zwischen mehr oder weniger offener Hinwendung und kritischem Attentismus, um am Ende zu einer deutlichen Distanzierung zu führen.

Nach einem Zitat des Gauleiters Wagner, eines verhinderten Volksschullehrers, war die *Elsaßfrage als Erziehungsproblem* zu sehen (S. 166). Folgerichtig wurde die Kulturpolitik zum eigentlichen Schwerpunkt nationalsozialistischer Durchdringung. Zwei Beiträge beleuchten die Rolle, die der 1940 neugegründeten „Reichsuniversität“ Straßburg zukam. Frank Rutger Hausmann betont die hochgesteckte Zielsetzung. Als „geistige Kampfstätte“, als ein „Bollwerk des deutschen Geistes“ sollte sie sogar die Sorbonne entthronen. Neben der ideologischen Verankerung bemühte man sich durchaus um wissenschaftliche Exzellenz. Ebenso wies sie auch innovative Elemente auf, die heute zum allgemeinen Gut moderner Wissenschaft gehören. Auch im folgenden Beitrag von Alexander Pinwinkler wird die extreme biologistisch-rassistische Dominanz der „Volkstumsforschung“ betont. Größeres Gewicht als der elitären Universitätsbildung kam aber der Umgestaltung des Volksschulwesens und der Lehrerbildung zu. Der umfangreiche Beitrag von Wolfram Hauer beleuchtet ausführlich, wie das elsässische Schulwesen unter der Führung durch die badi-

sche Kultusverwaltung eine radikale und schnelle Gleichschaltung erfuhr. Die rigorose Versetzung elsässischer Lehrer nach Baden und umgekehrt sollte diese Angleichung rasch durchsetzen.

Ein weiterer Themenkreis bildet die Darstellung, wie sich einzelne Persönlichkeiten in diesem Geflecht von Anpassung, Kollaboration/Kooperation und Möglichkeiten der Distanzierung positionieren mussten. Pia Nordblom zeigt, wie sich der Lehrer und Verleger Joseph Rossé in einem Geflecht „multipler Realitäten“ bewegte, das durchaus tragische Züge für ihn aufwies. Auch der Beitrag von Peter Steinbach betont diese tragischen Züge bei dem Schriftsteller Reinhold Schneider; für ihn bot Literatur eine mögliche Form innerer Emigration und Distanzierung. Marie-Claire Vitoux beschreibt schließlich, wie der deutschsprachige Lehrer und Katholik Marie-Joseph Bopp anders als sein Kollege Rossé einen dritten Weg wählte. Er zog sich zurück und wurde in seinem scharf beobachtenden Tagebuch, in dem er bewusst die französische Sprache wählte, zu einem kritischen Beobachter der Politik im Elsass.

Das Buch hat sich auf neue und schwierige Fragestellungen eingelassen. Dabei lieferte es in verschiedener Tiefe und Gewichtung neue, anregende Aspekte zum Denken und Handeln der Menschen unter der Bedrohung einer menschenverachtenden Diktatur. Diese Aspekte sollten auch in Zukunft wieder aufgegriffen und bearbeitet werden.

Willy Schulze

Die Pfarrei im späten Mittelalter, hg. von ENNO BÜNZ und GERHARD FOUQUET (Vorträge und Forschungen 77), Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2013, 439 S., 39 Abb.

Elf Beiträge, eingerahmt durch eine Einführung und eine umfangreiche Zusammenfassung des Herausgebers, wenden sich einer kirchlichen Grundeinheit zu, in der sich das Leben der Christen am dichtesten vollzog. Erwartungsgemäß grenzen sie ihr Thema sowohl zeitlich als auch räumlich ein: Auf das Spätmittelalter und auf den deutschsprachigen Raum. Der Herausgeber Enno Bünz schätzt die Gesamtzahl der Pfarreien am Ende des Mittelalters auf ca. 50.000 bis 60.000 Pfarreien, was wohl, wie er selbst anmerkt, sehr hoch gegriffen ist.

Die beiden einleitenden Beiträge öffnen den Zeitrahmen in die Frühzeit, in der sich die Grundlagen ausgebildet haben, aus denen sich die Institution „Pfarrei“ entwickelt hat. Wolfgang Petke charakterisiert in seinem Aufsatz „Die Pfarrei in Mitteleuropa im Wandel vom Früh- zum Hochmittelalter“ diesen Wandel als Stärkung der bischöflichen Jurisdiktionsgewalt über Klerus und Laien. Sie konnte sich erst in einem längeren Prozess der Ausdifferenzierung aus dem Eigenkirchenwesen entwickeln und zu einer bischöflichen Pfarrorganisation hinführen über die Umformung der Eigenkirche zur Patronatskirche, die Ausbildung von Zwischeninstanzen (Dekanate), das Angebot des kirchlichen *Beneficium*s und die Stärkung der Mitwirkungsrechte der Pfarrgemeinde am Gemeindeleben. Der Beitrag von Harald Müller „Die Pfarrei im Normengefüge der mittelalterlichen Kirche“ blickt auf die Pfarrei aus der Perspektive des Kirchenrechts und stellt fest, dass vor der Mitte des 12. Jahrhunderts die Pfarrei als wichtigste Instanz zwischen Amtskirche, Gläubigen und Welt wenig Beachtung in der Kanonistik gefunden hat. Eine entscheidende Wende bildeten erst das 3. und 4. Laterankonzil (1179 und 1215), die verbindliche Vorgaben für die Pfarrei als Rechtsinstitution gemacht haben, wobei auch danach noch in vielen praktischen Fragen regionale Gewohnheiten respektiert wurden.

Alle übrigen Beiträge konzentrieren sich auf das Spätmittelalter und die frühe Neuzeit unter verschiedenen Aspekten, die hier nur angedeutet werden können. Christoph Volkmar „Die Pfarrei im Blickfeld der Obrigkeit. Aufsicht und Reform durch Bischöfe, Landesherrn und Städte“ beschreibt eingehend die Konkurrenzsituation und Formen der Zusammenarbeit zwischen geistlicher und weltlicher Jurisdiktion. Dem Patronatswesen räumt er dabei einen hohen Stellenwert ein. Ausgehend von der Situation in Frankfurt konstatiert auch Felicitas Schmieder „Die Pfarrei in der deutschen städtischen Kirchenlandschaft“ eine Vielzahl von Entscheidungsträgern und Institutionen, auch wenn in den meisten Städten nur eine einzige Pfarrei eingerichtet war. Die Verfasserin verweist in dem Zusammenhang auch auf Freiburg. Für Marc Carel Schurr „Architektur als politisches Argument. Die Pfarrkirche als Bauaufgabe der mittelalterlichen Städte im Südwesten des Reiches“ spielt das Freiburger Münster als Prototyp der gotischen Stadtpfarrkirche eine wesentliche Rolle. Im Vergleich mit den Kirchen in Fribourg/Ü., Esslingen und Ulm deutet er – ohne es im Einzelnen auszuführen – die verschiedenen Bauphasen auch als Spiegel konkurrierender An-

sprüche von Stadtherrn und städtischen Eliten auf Patronats Herrschaft und Kontrolle des reich entwickelten Stiftungswesens. Dieses Stichwort nimmt Heinrich Dormeier „Das laikale Stiftungswesen in spätmittelalterlichen Pfarrkirchen“ zwar nur am Beispiel Lübeck auf, aber er demonstriert eindrucksvoll die Vielfalt testamentarischer Zuwendungen an eine Kapelle der Lübecker Marienkirche durch eine 15-seitige Liste. Arnd Reitemeier „Die Pfarrgemeinde im späten Mittelalter“ bietet mit einem ausführlichen Anmerkungsapparat einen hervorragenden Einblick in den Forschungsstand zur Frage nach der Teilhabe der Gläubigen an Angelegenheiten der Pfarrei. Zwei Zuständigkeiten hebt er besonders hervor: Den Send als das geistliche Gericht des Niederkirchenwesens, zu dem auch Laien als Schöffen hinzugezogen wurden, und die Kirchenfabrik, aus der die Baukosten bestritten wurden. In weiteren Bereichen wie Schule, Armenfürsorge, Allmende, Wasserversorgung und -entsorgung, Verteidigung u.ä. ergaben sich vielfältige Berührungspunkte mit der weltlichen Gemeinde.

„Versuch einer Zusammenfassung“ nennt Enno Bünz sein abschließendes, 24-seitiges Resümee der Frühjahrstagung des Konstanzer Arbeitskreises von 2009. Die erste Hälfte fasst noch einmal die wichtigsten Ergebnisse der einzelnen Beiträge zusammen, die zweite Hälfte aber widmet sich eingehend den Forschungslücken und -aufgaben, die sich aufgedrängt haben, angefangen mit Fragen der Terminologie und der Quellenlage bzw. deren Aufarbeitung. Die Pfarrei als Schnittstelle von Kirche und Welt und als Rahmen des alltäglichen Lebens wird zu einem herausgehobenen Paradigma der mittelalterlichen Gesellschaft schlechthin. Das vermittelt der Band in der Tat sehr anschaulich. Eugen Hillenbrand

Vorderösterreichisches Appellationsgericht und Vorderösterreichische Landrechte 1782-1805, bearb. von PETER STEUER und KONRAD KRIMM (Gesamtinventar der Akten und Amtsbücher der vorderösterreichischen Zentralbehörden in den Archiven der Bundesrepublik Deutschland 10 / Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 50/10), Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 2012, 354 S.

Seit 1985 entsteht ein Gesamtinventar über die in deutschen Archiven verwahrte Akten- und Amtsbücherüberlieferung der vorderösterreichischen Zentralbehörden, die nach 1806 ohne Rücksicht auf ihre historischen Zusammenhänge und entgegen heutiger archivfachlicher Grundsätze aufgeteilt wurde. Mit Band 10 legt das Landesarchiv Baden-Württemberg nun das Inventar zum vorderösterreichischen Appellationsgericht und den vorderösterreichischen Landrechten vor. Die beiden 1782 bis 1792 in Freiburg tätigen Gerichte waren Kinder der josephinischen Staatsreformen. Das Appellationsgericht war Aufsichtsbehörde und Berufungsinstanz; hinter dem eigenwilligen Namen der „Landrechte“ verbirgt sich ein Sondergericht für Prälaten-, Adel- und Ritterstand. Es war ein landesherrliches und nicht mehr ständisches Gericht, spiegelt aber in seiner „Kompetenz mehr die ‚vormodernen‘, alteuropäischen Herrschaftsstrukturen wider als das eher zukunftsweisende Appellationsgericht“ (S. 10). Freilich wurde auch dort der intendierte Zentralismus durch die Vereinigung des Präsidentenamtes mit dem der vorderösterreichischen Regierung durchlöchert, was – wie die Bearbeiter zu bedenken geben – ebenfalls ein Zugeständnis an die autonomiegewöhnten vorderösterreichischen Stände gewesen sein könnte. Über Arbeitsweise und Registratur der beiden Gerichte ist wenig bekannt, und leider beschränken sich auch die beiden Bearbeiter auf eine sehr knappe Einleitung, ohne ihre bei der Erschließungsarbeit gewonnenen Einsichten und Erkenntnisse darzulegen. Die Gerichtstätigkeit reicht vom banalen Nachbarschaftsstreit in Ehingen (Nr. 310) bis zu grundsätzlichen Verfassungsfragen wie der Gerichtshoheit in Todtnauberg (Nr. 193). Hinzu kommen Akten aus der Ausübung der Rechtsaufsicht des Appellationsgerichts bzw. aus dem Bereich der freiwilligen Gerichtsbarkeit bei den Landrechten – von Heirats- und Verlassenschaftssachen bis hin zu der vormundschaftlichen Genehmigung eines Vertrags zur Verlegung von Parkett im Freiburger Sickingen-Palais (Nr. 900). Typische Verfahrensgegenstände sind etwa die Frage der Fallbarkeit der Bürger von Waldkirch gegenüber dem Stift (Nr. 1031), Streitigkeiten um Wald zwischen Gemeinde und Priorat Oberried bzw. dem Kloster St. Blasien, bei denen man bis auf Urkunden aus dem Jahr 1317 zurückging (Nr. 243, 246 und 1028), oder auch Schuldforderungen von dem und an den wohlbekannten Freiherren Joseph von Laßberg in Heiligenberg (Nr. 276 und 1085). Aus Schwäbisch-Österreich sind in den Akten mehrfach Schutzjuden bezeugt.

Nach der von Bayern angestoßenen Beständeberäumung befinden sich die Akten der beiden Gerichte mittlerweile nahezu vollständig im Generallandesarchiv Karlsruhe, verteilen sich dort aber auf nicht weniger als 17 Altbestände sowie sechs neue Bestände mit Extradita aus den Archiven in Augsburg und Stuttgart. Daran lässt sich die Arbeit ermessen, die für das vorliegende Inventar geleistet wurde. Denjenigen, die über eine reine Lokalforschung hinaus an übergeordneten Fragestellungen zur Geschichte Vorderösterreichs interessiert sind, eröffnet es einen bequemen Zugang zu den erhaltenen Gerichtsakten in der provenienzgerechten Behördensicht. Wünschenswert wäre allerdings, dass das Gesamtinventar zusätzlich auch als aktualisierbares Rechercheportal im Internet (innerhalb oder außerhalb der Deutschen Digitalen Bibliothek bzw. des Archivportals Europa) aufgesetzt wird.

Clemens Joos

Orts- und personengeschichtliche Literatur

Als badischer Militärmusiker in Napoleons Kriegen. Balthasar Eccardts Erinnerungen an die Feldzüge nach Österreich, Preußen und Russland 1805-1814, hg. von MIREILLE GEERING (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe A, Quellen 57), Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 2013, VIII und 228 S., Farb- und S/W-Abb. sowie Karten.

Die Einsicht, dass im Krieg mit Musikinstrumenten gegen Bajonette nichts auszurichten ist, stammt aus den Aufzeichnungen des Militärmusikers Balthasar Eccardt (geboren 1782 in Weisweil am Kaiserstuhl). Seine sehr persönlichen Erinnerungen an die Jahre 1805 bis 1814 liegen nun in einer sorgfältigen Edition vor. Sie umfasst neben den Quellentexten drei einführende Beiträge von Hans-Joachim Harder („Die Erinnerungen des Balthasar Eccardt – ein Schicksal inmitten der ‚großen Geschichte‘“), Wolfgang Mährle („Von der Tilsiter Allianz zum Krieg der Imperien: Frankreich und Rußland 1807-1814“) sowie Julia Murken („Baden in napoleonischer Zeit – Ego-Dokumente – Militärmusik“). Die Primärtexte bestehen aus dem Nachdruck des 1816 bei Gottlieb Braun in Karlsruhe erschienenen Büchleins „Balthasar Eccardt ein Badischer Hautboist. Bemerkungen über die Begegnungen und Begebenheiten meiner Tage. Selbst geschrieben zum Andenken meiner Familie“ und der Edition des in zwei Teilen überlieferten handschriftlichen Texts „Kurze Beschreibung der merkwürdigsten Ereignissen des Balthasar Eccardt Großherzoglich Badischer Hautboist, während der Feldzüge nach Oesterreich, Preußen und Rußland“. Dieser Quelle werden nützliche Angaben vorangestellt, die z.B. auf die Herkunft der Handschrift, die Editionsprinzipien und die sprachlichen Eigenheiten des Werks eingehen. Auch eine Erklärung zur Infanteriemusik in napoleonischer Zeit und eine Chronologie der Ereignisse, ergänzt durch drei Landkarten, gehören zu diesen Vorbemerkungen.

Eccardts Schilderungen der kriegerischen Ereignisse beginnen mit seinem Eintritt in das Regiment „Markgraf Ludwig“ im März 1804. Als „Second F Clarinettist“ nahm er im Oktober 1805 an einem Kriegszug nach Braunau am Inn teil, wurde dabei aber in kein Gefecht verwickelt. Ein Jahr später war er mit dem badischen Regiment am Zug nach Polen und an der Belagerung von Danzig beteiligt. Erst im Dezember 1807 konnte Eccardt mit dem Regiment wieder nach Durlach zurückkehren. Der nächste Feldzug, an dem er teilnahm, führte ihn im März 1809 wieder nach Österreich, wo er die Schlacht von Aspern-Essling miterlebte. Nach monatelanger Krankheit rückt er im Februar 1812 zusammen mit französischen Truppen nach Russland aus. Zwischen Oktober und Dezember 1812 müssen sich die Truppen zurückziehen und fliehen Richtung Deutschland. Eccardt wird gefangen genommen. Es bleibt ihm aber – abgesehen von immer wiederkehrenden Krankheiten – Schlimmeres erspart, denn der Obrist der russischen Militärmusik spricht deutsch und überträgt ihm die Aufgabe die russische Militärmusik zu verbessern. Die Beschreibung der für Eccardt fremden Russen, ihres Alltags und ihrer für ihn unbekannteren Musikinstrumente stammt aus dieser Zeit. Im Juni 1814 kann er wieder nach Baden zurückkehren. Weitere Angaben über sein Leben nach der Heimkehr 1814 fehlen in den Quellen. Auch das Todesjahr des Militärmusikers ist nicht bekannt. Dagegen berichtet Eccardt in dem bei Braun erschienenen Druck ein wenig über seine Herkunft, seine Familie und über das Leben vor dem Militärdienst (entsprechende

Ausführungen sind in den handschriftlichen Zeugnissen nicht enthalten). Demnach kam er am 1. August 1782 als Sohn von Bauern in Weisweil zur Welt. Von seinen beiden Brüdern starb der Jüngere schon früh. Außer von der Schulzeit und vom Klarinettenunterricht ist die Rede von einem Augenleiden und seiner Haltung gegenüber diesem Schicksal. Mit Musizieren bei Kirchweihen und Hochzeiten habe er gut verdient.

Die lebendige, für heutige Leser eigenwillige Sprache und Rechtschreibung ist in der vorliegenden Ausgabe zu Recht beibehalten worden. Deshalb würde dem tüchtigen Musiker und seinen Schriften keine Besprechung gerecht werden, die ihn nicht wenigstens kurz selbst zu Wort kommen ließe. So sei hier aus einer der wenigen privaten Textpassagen über das Jahr 1806 zitiert: *Auch wurde ich in diesem Jahre willens zu Heirathen, und versprach mich diesem schon bemelden Mädchen. Ich übertrug mein vorhaben unserm H. Obrist-Leutenant von Borbeck, erhielte die Erlaubtniß, und wurde an Marggraff Ludwig einberichtet. Jetzt güng es biß gegen Spätiahr, und der Krieg mit Frankreich und Preusen wurde erklärt, und man sprach schon wieder vom Ausmarschieren: Aber von meinem Heiraths-geschäft war noch nichts heraus gegeben [...] weil aber schon die Marsch-Orter da, und der Tag zum Ausmarsch bestimmt war, erlaubte mir die Zeit nicht, selbst zu gehen, sondern meine zukünftige Frau nahm es vor, und güng nach Baaden (weil Ihro Durchlaucht sich in Baaden befanden), überreichte ein Schreiben, darauf wurde nachgesucht und die schon längst daliegende Schriften fanden sich: wurde Marggraff Lui vorgelegt, und gabs ihr von Ihm unterschrieben mit folgende Worte in die Hand: ‚Geht in Gottes Namen geschwint nach Hause und laßt euch Kuplieren den über-Morgen fruh Marschieren sie ab‘. Den andern Nachmittag um 4 Uhr kam sie zu Hause, ich güng darauf zum H. Pfarrer Sachs und in einer halben Stunde güngen wir in die Kirche, wo ich mich mit Susanna Lammin, gebüdig von Spielberg, in den heiligen Ehestand begab. Des andern Morgens den 3ten October fruh mußte ich meine Frau schon verlasse, und mit nach Preusen zu Felde ziehen (S. 59).*

Auch wenn dem einfachen Soldaten wohl bei manchem der Kriegszüge der militärische oder geographische Überblick fehlte, geben die Schilderungen doch die Erfahrungen des Kriegsteilnehmers auf sehr unmittelbare Weise wieder und schreiben so eine Kriegsgeschichte aus der ansonsten häufig übergangenen Perspektive eines unterprivilegierten Beteiligten. Manche Frage wie z.B. eine sichere Zuschreibung der Handschriften an Eccardt muss die vorliegende Veröffentlichung zwar unbeantwortet lassen. Dennoch stellt die Arbeit eine wichtige Ergänzung der Quellenbasis zu den napoleonischen Kriegszügen dar. Auch für andere Fragestellungen etwa zur Musik- oder Sozialgeschichte, zur Wahrnehmung von Fremden oder zur Literaturrezeption (Eccardt hatte offenbar Philippe-Paul de Ségurs „Geschichte Napoleons und der großen Armee im Jahre 1812“ gelesen und zitiert daraus, vgl. S. 178) kann die Quelle herangezogen werden. Die Edition wird vervollständigt durch vier farbige Abbildungen (nach S. 8), ein Glossar militärischer Fachbegriffe, ein Orts- und ein Personenregister. Johannes Mangei

Auf Jahr und Tag. Freiburgs Geschichte im Mittelalter, hg. von JÜRGEN DENDORFER, R. JOHANNA REGNATH und HANS-PETER WIDMANN (Schlaglichter regionaler Geschichte 1), Rombach Verlag, Freiburg 2013, 220 S., zahlr. Abb.

Die Geschichte der Stadt Freiburg ist in nahezu all ihren Facetten intensiv erforscht. Zahlreiche Einzelstudien und Reihen, genannt sei nur die nach wie vor hervorragende dreibändige „Geschichte der Stadt Freiburg“, leuchten die Stadtgeschichte seit der Gründung Freiburgs im 11. Jahrhundert auf hohem Niveau aus. Dass trotz dieses ausgezeichneten Forschungsstands ein weiteres grundlegendes Werk nicht nur nötig, sondern auch überaus erfolgreich sein kann, zeigt der vorliegende Band.

Er geht zurück auf eine Ringvorlesung im Wintersemester 2012/2013, die ihrerseits schon ein Besuchermagnet gewesen war. Das Konzept der Vorlesung und des Bandes ist gleichermaßen einfach, wie auch bestechend: Ausgewiesene Fachleute tragen zu ausgewählten Wendepunkten der Stadtgeschichte vor, wobei die Vorträge und Aufsätze bewusst auf ein möglichst breites Publikum zugeschnitten sind. Nicht die Fachleute, die die oben angesprochene Fachliteratur zur Stadtgeschichte ohnehin schon kennen, sollten erreicht werden, sondern die oft genannten, allerdings selten erreichten interessierten Laien. Dass dieses Konzept des Wissenstransfers von Experten zum breiten Publikum diesmal sehr gut aufgeht, ist allein

schon daran ersichtlich, dass der Band bereits in der dritten Auflage auf dem Markt ist, obwohl er erst in der Vorweihnachtszeit 2013 der Öffentlichkeit vorgestellt wurde.

Die genannten Wendepunkte dienen als Aufhänger, anhand derer die Geschichte der Stadt im Vor- oder Umfeld dieser Ereignisse geschildert wird. Es handelt sich um eine willkürliche Auswahl an Zeitpunkten, die durchaus die Schwerpunktsetzungen der Forschung der vergangenen Jahrzehnte widerspiegeln. Naheliegender war natürlich, sich der Gründung der Stadt (1091/1120) anzunehmen, ebenso den Einschnitt zu beleuchten, den das Aussterben der Herzöge von Zähringen (1218), der Gründer und ersten Herren der Stadt, mit sich brachte. In der Folgezeit strebten die Freiburger Bürger an die Macht und erschütterten 1248 die politischen Strukturen der Kommune. Die weiteren Wendepunkte sind die Erstnennung der Freiburger Fastnacht (1283), der Übergang der Stadt unter die Herrschaft der Habsburger (1368), die Regelung des Bergbaus unter den Grafen von Freiburg (1372), die Vertreibung der Juden aus der Stadt (1424), die Gründung der Universität (1457) und der Freiburger Reichstag (1498). Den Schlusspunkt bildet die Weihe des Münsterchors im Jahr 1513, wobei die gesamte Baugeschichte des Münsters anschaulich dargelegt wird. In dieser Reihe wären weitere Punkte denkbar gewesen, zu denen ebenfalls gute Vorarbeiten existieren, beispielsweise die städtebauliche Entwicklung Freiburgs im Mittelalter, doch diese mögen angesichts des Erfolgs des Bandes einem weiteren, zukünftigen Band vorbehalten bleiben.

Die Beiträge schildern den jeweiligen Forschungsstand auf aktuellem Niveau und führen anschaulich in die jeweiligen Themen ein. Manchmal hätte die Redaktion gleichwohl etwas mutiger eingreifen dürfen, wenn die Autoren vor allem sprachlich noch nicht so ganz für das auch für sie ungewohnte Laienpublikum geschrieben. Auch gewisse Überschneidungen hätten vermieden werden können – gerade die ersten beiden Beiträge bringen eine Reihe von Doppelungen, die vermeidbar gewesen wären. Über die hochinteressanten Vorgänge nach dem Aussterben der Zähringer erfährt man leider weit weniger, als man erwartet hätte, stattdessen wird die Zeit *vor* dem Aussterben breit behandelt, was jedoch bereits im vorigen Beitrag Thema war.

Entsprechend der Konzeption für ein Laienpublikum sind die Beiträge schön und wo immer möglich auch farbig bebildert und bleiben ohne einen wissenschaftlichen Apparat. Falls jemand die Lektüre vertiefen will, findet er eine Literaturliste zu den einzelnen Aufsätzen im Anhang.

Angesichts des Erfolgs sowohl der Vorlesung als auch des Bandes ist es nicht verwunderlich, dass dem Vernehmen nach weitere Bände nach ähnlichem Muster geplant sind. Das ist unbedingt zu begrüßen, wobei man auch über das Mittelalter hinaus gehen kann – die Freiburger Stadtgeschichte bietet auch in der Neuzeit Wendepunkte genug –, ebenso wäre Derartiges sicher auch bezüglich anderer Städte in Südbaden fruchtbar, die gemeinhin weniger Aufmerksamkeit der universitären Forschung auf sich ziehen. Ein interessiertes Publikum für Vorträge und Buchveröffentlichungen dürfte sich auch andernorts finden.

Boris Bigott

ANNE-CHRISTINE BREHM: Hans Niesenberger von Graz. Ein Architekt der Spätgotik am Oberrhein, Schwabe Verlag, Basel 2014, 360 Seiten, 7 Farb- und 256 S/W-Abb.

Die umfangreiche Arbeit zu dem zwei Jahrzehnte am Chor des Freiburger Münsters tätigen Baumeister Hans Niesenberger ist als Dissertation am Institut für Baugeschichte der TU Karlsruhe entstanden und wurde von Johann Josef Böker betreut. Er leitet auch das DFG-Forschungsprojekt „Gotische Baurisse“, an dem die Autorin Anne-Christine Brehm mitarbeitet. Vom renommierten Basler Schwabe-Verlag sorgfältig ediert liegt das Buch nun rechtzeitig zum Jubiläum der Freiburger Chorweihe vor 500 Jahren vor. Einige Ergebnisse ihrer Arbeit hat Anne-Christine Brehm in die erfolgreiche Ausstellung „Baustelle Gotik“ – 2013/14 im Augustinermuseum – einbringen können. Der in diesem Rahmen gehaltene Vortrag, eine Zusammenfassung ihrer Arbeit, wurde im Herbst 2014 zusammen mit den Vorträgen der „Samstags-Uni“ vom Wintersemester 2013/14 publiziert..

Als am 4. und 5. Dezember 1513 Hochchor und Hauptaltar des Freiburger Münsters geweiht wurden, war der 1471 eingestellte Werkmeister Hans Niesenberger schon 20 Jahre tot. Mehr noch: Die Stadt Freiburg hatte ihn schon 1491 von seinen Aufgaben entbunden und die Vollendung des Chors anderen Meistern

übertragen. Vorangegangen waren schwere Vorwürfe, so wurde Niesenbergers Arbeit als *unwerklichkeit und ungestalt* bezeichnet. Diese Beurteilung blieb haften. Der Freiburger Chorbaumeister galt nun als Gescheiterter, ja sogar als regelrechter Pfuscher, der großen Aufgabe, den Freiburger Chor zu vollenden, nicht gewachsen und sich in einer Vielzahl von Baustellen verzettelnd. Die Lektüre des Buches vermittelt ein anderes Bild.

Die Gliederung folgt den Lebens- und Arbeitsstationen Hans Niesenbergers und beginnt in seiner Geburtsstadt Graz. Der dortige Dom, der auf Initiative Kaiser Friedrichs III. begonnen wurde, wird ausführlich dargestellt, übte er doch auf den vermutlich 1413/14 geborenen Niesenberger einen gewissen Einfluss aus, wenn auch seine in der Lokalforschung angenommene Tätigkeit als Grazer Dombaumeister eher in Frage gestellt werden muss. Außer Zweifel steht aber, dass er an der Grazer Bauhütte seine Ausbildung erhalten hat und zumindest an führender Stelle tätig gewesen ist. Seine Herkunft hat *Hans von Gretz* stets voll Stolz im Namen geführt.

Die weiteren Stationen des Grazers führten über Wien, dann wohl über Regensburg, vielleicht auch Passau oder Landshut und mögliche weitere Stationen 1455 nach Ulm. Bemerkenswert sind dabei nicht nur die Orte, sondern auch die an den verschiedenen Baustellen tätigen Meister, die ein weite Teile Süddeutschlands umspannendes Netzwerk bilden, zu dem bald auch Niesenberger zählte. Die Beziehungen der verschiedenen Bauhütten untereinander werden im weiteren Verlauf seiner Tätigkeit immer wieder eine Rolle spielen, sei es bei gegenseitigen Empfehlungen an andere Baustellen, sei es in Konflikten und Streitigkeiten.

Hans Niesenberger lässt sich schließlich in Ravensburg nieder, wo er bald in bester Lage ein großes Wohnhaus mit Werkstatt sein eigen nennt und private, öffentliche und kirchliche Bauaufgaben übernimmt. Von Ravensburg aus bewirbt sich Niesenberger bald erfolgreich um Aufträge außerhalb u.a. in Thann und Ulm, bis er am Winteranfang 1471 die bislang größte Aufgabe seiner Karriere übertragen bekommt und Werkmeister am Freiburger Münsterchor wird, den er nach 100-jähriger Bauunterbrechung zur Vollendung führen soll. Der erhaltene Vertrag gewährt ihm große Freiheiten, was die Anwesenheit vor Ort anbelangt. Niesenberger war nun ein gefragter Experte, der auf vielen Baustellen tätig wurde. Seine Arbeit in Freiburg umreißt Anne-Christine Brehm mit genauen Beschreibungen des Baubestandes. Sie schildert die zunehmenden Vorwürfe, der Baumeister kümmere sich nicht genug um die Baustelle und lasse Fehler zu. Üble Nachrede und Anschuldigungen führten zu mehreren Prozessen. Die auch von außerhalb geschürte, zunehmende Unzufriedenheit der Bauherrschaft gipfelte in Niesenbergers unehrenhafter Entlassung im Spätjahr 1491, deren Hintergründe die Autorin ausführlich schildert.

Der Vorwurf, Niesenberger habe Bauschäden durch seine häufige und lange Abwesenheit verursacht, ist nicht ganz von der Hand zu weisen. Dies verursachte auch sein Engagement in Mailand, das eigentlich den Höhepunkt in Niesenbergers Karriere darstellt: Im Frühjahr 1483 war er als Werkmeister an den dortigen Dom berufen worden. An der Kathedrale der lombardischen Weltstadt waren von Anbeginn Werkleute aus Frankreich, vor allem aber aus Deutschland tätig, denn die Italiener beherrschten den gewünschten gotischen Stil nicht im notwendigen Maß. Schon Niesenbergers Vorgänger am Freiburger Münsterchor Johannes von Gmünd scheint ab 1390 in Mailand tätig gewesen zu sein. Der Weg des Grazers nach Italien führte sicher über die Straßburger Bauhütte, wo – wie die Autorin nachvollziehbar belegt – Niesenberger ebenfalls als Werkmeister wirkte. Streitigkeiten mit der örtlichen Bauverwaltung führten 1486 zur Entlassung Niesenbergers in Mailand. Offenbar hoffte er, den Streit noch beilegen zu können und ließ sich für ein Jahr als Bürger im günstig zwischen Freiburg und Mailand gelegenen Luzern nieder.

Zum Ende von Niesenbergers Karriere wenige Jahre vor seinem Tod 1493 trug auch eine Fehde bei, den er in Basel gegen den dortigen Münsterbaumeister Hans von Nußdorf führte. Nach der Entlassung in Mailand hatte Niesenberger 1487 die Bauleitung der Basler Leonhardskirche übernommen, die zuvor in Hans von Nußdorfs Händen gelegen hatte. Zwischen Niesenberger und dem streitbaren und ebenso wegen seiner zahlreichen gleichzeitigen Baustellen in der Kritik stehenden Basler entwickelte sich eine gefährliche Feindschaft, die 1491 in einem Rechtsstreit eskalierte. Die Vorwürfe Hans von Nußdorfs sollten Niesenbergers Entlassung in Freiburg stark beeinflussen.

In ihrer abschließenden zusammenfassenden Betrachtung verdeutlicht Anne-Christine Brehm die Sicht auf den „steirischen Baumeister am Oberrhein“ und revidiert das Bild vom unfähigen Hochstapler

endgültig. Sie zeigt den Grazer als ehrgeizigen und innovativen Baumeister und als selbstbewussten Fachmann für schwierige Aufgaben, der auf die Meinung seiner Kollegen wenig Wert legte. Mit seiner Tätigkeit als Bauunternehmer, der zahlreiche kleinere und größere Aufträge gleichzeitig betreut, vertrat Niesenberger ein fortschrittliches Architektenbild. Er überließ die Bauaufsicht einem Parlier vor Ort, hielt ständigen brieflichen Kontakt und reiste zwischen den einzelnen Baustellen hin und her. Auf Dauer gab dies die Infrastruktur des späten Mittelalters jedoch nicht her und die großen räumlichen Distanzen mussten letztlich zum Scheitern führen. Noch war die Zeit nicht reif für diese Art des reisenden Baumeisters und die Städte pochten wieder auf Exklusivität ihrer Baumeister und verboten die Übernahme anderer Baustellen neben der eigenen. Niesenbergers Einfluss auf die Architektur des Oberrheins blieb jedoch bestehen und wurde vor allem in seinen zahlreichen Schülern und Nachfolgern weiter getragen, darunter so berühmte Baumeister wie Hans Hammer in Straßburg, der einst Niesenbergers Parlier an der Straßburger Hütte gewesen war und ihm dort als Werkmeister nachfolgte. In ihnen wird seine von Graz geprägte Architektur fortentwickelt und wirkt noch bis ins 16. Jahrhundert weiter.

Anne-Christine Brehms Buch über Hans Niesenberger ist trotz der Fülle des ausgebreiteten Materials eine geradezu spannende und anregende Lektüre. Der enge Bezug zu den Quellen und die genauen Beschreibungen der Architektur lassen den Baumeister und seine Arbeit lebendig werden. Im Anhang sind alle Quellen im Wortlaut chronologisch abgedruckt. Das einzige, was man vermisst, ist ein Register, das angesichts des Umfangs der Arbeit durchaus hilfreich wäre. Peter Kalchthaler

MATTHIAS FRÖHLICH: Burg und Bergbau im südlichen Schwarzwald. Die Ausgrabungen in der Burg am Birkenberg (Gemeinde Bollschweil-St. Ulrich) (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland 20), Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2013, XI und 284 S. (S. 285-662 als Beilage auf CD-ROM), 153 Abb. sowie 58 Tafeln.

Nur wenige hundert Meter vor dem Ortsschild von St. Ulrich weist eine Tafel den Autofahrer auf den „Lehrpfad Birkenberg“ hin, der seit 2004 das dortige Bergbaurevier erschließt. Mit 23 Stationen führt der Pfad in die Lebens- und Schaffungswelt der mittelalterlichen Bergleute ein, bis er beim Abstieg den Blick frei gibt auf die Ruine der Birchiburg. Weder ihr genauer Standort noch ihre Baugeschichte waren vor 2004, dem Einweihungsjahr des Lehrpfades bekannt. Sie wurden erst durch die archäologischen Ausgrabungen der Jahre 1998-2002 erschlossen, in den folgenden Jahren systematisch aufgearbeitet und nun in einer eindrucksvollen Arbeit dokumentiert. Diese umfasst knapp 300 Druckseiten und weitere 400 Seiten einer beigelegten CD-ROM.

Wie schon der Titel des Buches sagt, geht es dem Autor um das komplexe Beziehungssystem zwischen Bergbau und Burg. In einer knappen Übersicht ordnet er zunächst sein Thema allgemein in die bisherige montanarchäologische und in die historische Bergbauforschung zum Südschwarzwald ein, um dann gesondert zuerst das „Bergbaurevier am Birkenberg“, dann die „Burg am Birkenberg“ mit ihrer jeweiligen Forschungsgeschichte vorzustellen. In einem weiteren Kapitel führt er die beiden Themen auf dem Wege über die urkundliche Überlieferung zusammen, die er detailliert auswertet. Methodisch aber fordert er sowohl für die Burg als auch für das Bergbaugeschehen eine voneinander unabhängige Datierung, bevor eine Beziehung zwischen beiden postuliert werden kann. Zuerst stellt er die doch recht spärlichen Schriftquellen zur Geschichte des Möhlintals zusammen, die er als Besitzgeschichte namhafter Herrschaftsträger in der Zeit von 1200 bis 1483 auslegt. Anhand einer tabellarischen Übersicht listet er sie noch einmal chronologisch auf: die Bischöfe von Straßburg, die Grafen von Zähringen/Freiburg und die Familie Snewlin.

Der späten Ersterwähnung der Burganlage im Testament des Ritters Johann Snewlin genannt der Gresser von 1347 misst der Verfasser keinen wesentlichen Stellenwert für die Baugeschichte der Burg zu, da die Auswertung der Grabungsergebnisse in die Jahre 1225/30 zurückführen. Jedenfalls erschließt er für diese Zeit die Errichtung eines Wohnturms als Mittelpunkt eines überwiegend friedlich genutzten Wohn- und Wirtschaftsbereichs. Er diene dem ersten Bergmeister als Verwaltungssitz. Die phantasievolle Zeichnung der „verschollenen Burg Birchiberg“ aus der Feder von F. Hoch von 1887 kann er mit guten Gründen als Kulissenarchitektur, nicht aber als ernstgemeinten Rekonstruktionsvorschlag abtun.

Das zentrale und umfangreichste Kapitel des Buches gilt denn auch der Archäologie, die bis in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts Spuren offen legen kann. Ausführlich beschreibt der Verfasser das Burggelände, die einzelnen Bauteile innerhalb und außerhalb der Mauern, ebenso das Fundmaterial, dessen größte Gruppe erwartungsgemäß die Keramik darstellt. Unter die Bergbaufunde auf der Burg reiht er auch die Mahlsteine ein, die nur als Bruchstücke in Baumaterial zu finden waren. Leider geht er in diesem Zusammenhang nicht auf den Beitrag von H. Maus „Der Teufelsstein von St. Ulrich: Eine Hinterlassenschaft des frühen Bergbaus?“ im Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes 29 (2000) ein, der die berühmte „Brunnenschale“ im dortigen Kloster als Läuferstein für den Bergbau im Möhlintal deutet.

Die Birchiburg gilt dem Verfasser als herausragendes Beispiel eines Burgenmodells, das er im Fazit als „Phänomen der Bergbauburgen“ charakterisiert. Es fordert auf zu einem „differenzierten Blick auf das historische Geschehen und die Zusammenhänge zum jeweiligen Bergbaugeschehen“. Sein zehnjähriges Bemühen wirft ganz gewiss ein neues Licht auf die Kultur- und Technikgeschichte der Region. Darin liegt das große Verdienst des engagierten Archäologen. Der Präsentation des Textes hätte freilich ein kritisches Lektorat gut getan, das dann wohl auch manches Lateinzitat in eine verständliche Version gebracht hätte.

Eugen Hillenbrand

DANIEL GASCHICK/CHRISTIAN WÜRTZ: Das Konstanzer Konzil. Eine kleine Geschichte, G. Braun Verlag, Karlsruhe 2014, 132 S., Abb.

Das Konzept der „kleinen Geschichten“, wandten der Verlag und die beiden Autoren mit dieser Neuerscheinung erfolgreich auf das Konstanzer Konzil an. Leicht lesbar, mit klarem Aufbau, der von der miserablen Lage im Vorfeld des Konzils über den eindringlichen Auftritt des Königs zu Beginn des Konzils, den drei Hauptaufgaben von der Einheit der Kirche, den Glaubensfragen und den Reformideen bis zum Leben in der überfüllten Stadt Konstanz und dem Ausgang des Konzils reicht und mit ausgewählter Literatur und einer Chronologie schließt, ist das Bändchen ein taschentaugliches und informatives Hilfsmittel für Interessierte. In dem Text eingestreut sind – typisch für die Reihe – kleine „umrahmte Kästen“ mit Erläuterungen und Zusammenfassungen zu einzelnen Themen, die dem Leser helfen sollen, einzelne Fragen besser zu verstehen.

Die kleine Geschichte des Konzils berücksichtigt freilich fast ausschließlich die kirchenhistorischen Aspekte und blendet allzu oft die reichs- und weltpolitischen Aspekte aus, obwohl die Presseinformation andere Erwartungen weckt. Das Konzil wäre ohne die weltliche Macht König Sigismunds nie zustande gekommen, hätte nie zu einem Ende des Schismas geführt, was durchaus deutlicher hätte zur Sprache kommen dürfen. Ein Bändchen mit kirchenhistorischem Schwerpunkt in diesem Umfang mag dies auch kaum bewältigen, hier wären die Erwartungen an die 132 Seiten sicher viel zu hoch. Dennoch wäre manches Mal ein klarer Hinweis auf die ausgeblendeten Dimensionen wichtig, sinnvoll und richtig gewesen. Auch wäre ein erweitertes bibliografisches Spektrum wünschenswert gewesen. Dennoch ist das Bändchen ein kleines, empfehlenswertes und hilfreiches Hilfsmittel, ein erster Einstieg, ein Lesebuch zum Schmökern, wenn man es einzuordnen vermag und sich auf einige Aspekte des Konzils als Weltereignis am See beschränkt.

Dieter Speck

GERT GOLDENBERG/MATHIAS FRÖHLICH: Der Birkenberg bei Bollschweil-St. Ulrich – Ein Bergbaurevier aus dem Mittelalter, hg. vom Freundeskreis „Burg und Bergbau – die Birchiburg in Bollschweil e.V.“, Bollschweil 2013 (ergänzter Neudruck), 64 S., zahlr. Farb-Abb.

Das mittelalterliche Bergbaurevier Birkenberg bei St. Ulrich wurde in mehreren Kampagnen zwischen 1987 und 2002 durch das damalige Institut für Ur- und Frühgeschichte (heute: Institut für Archäologische Wissenschaften – Abt. Frühgeschichtliche Archäologie und Archäologie des Mittelalters) der Universität Freiburg durch Ausgrabungen erforscht. Im Jahre 2004 wurde ein informativer, 1.600 m langer Lehrpfad mit 23 Tafeln angelegt. Er beginnt unten auf Höhe des Baches Möhlin auf etwa 490 m über NN und steigt in Serpentina bis auf 580 m. Die Besonderheit und Stärke dieses Bergbaureviers und des Lehrpfades bestehen

darin, dass man kompakt beieinanderliegend, auf relativ kurzer Wegstrecke, alle wesentlichen AbbaufORMen des alten Bergbaus sehen kann: Pingen und Schächte, Stollenmundlöcher und Verhaue (Tagebaue). Dazu kommen zahlreiche Siedlungsstrukturen: Auf den Halden standen Bergschmieden und Wohnhäuser, die Verhüttung der gewonnenen Blei/Silber-Erze fand etwas talabwärts statt. Auch ein im 18. Jahrhundert für die Flößerei angelegter oder reaktivierter Staudamm mag schon im Mittelalter für ausreichend Wasser und die Energie gesorgt haben, die zur Erzaufbereitung benötigt wurden. Als besonderes Highlight muss die Birchiburg gelten, die am Hang mitten im Bergbaurevier stand; sie diente der Verwaltung und dem Schutz der Bergwerke. Über die Familie Snewlin ist die Burg auch mit der Stadtgeschichte von Freiburg verknüpft und wurde um 1377/78 von den Freiburgern zerstört. Ihre Ausgrabung erbrachte unerwartet hoch erhaltenes Mauerwerk mit zahlreichen Bauphasen. Ein derartiger Befund ist im Bergbau Europas äußerst selten. Am Birkenberg von St. Ulrich ist in besonderer Deutlichkeit der Bezug zwischen Burg und Bergbau fassbar.

Das 2006 erstmals erschienene, inzwischen mit Unterstützung des Naturparks Südschwarzwald verändert neu aufgelegte, handliche Führungsheft wurde von dem Mineralogen und Montanarchäologen Gert Goldenberg (inzwischen an der Universität Innsbruck) und dem Archäologen Matthias Fröhlich (mittlerweile am Rheinischen Landesmuseum Trier) verfasst. Das Heft erschließt das Bergbaurevier und den Lehrpfad mit informativen Texten, anschaulichen Karten und zahlreichen, gut ausgewählten Farbbildern. Sie dokumentieren Geländespuren und Fundstücke und illustrieren die Bergbautätigkeit mit historischen Bildern. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis gibt die Publikationen zu den Forschungen wieder. Das Heft animiert zur Begehung des Lehrpfades, die auf Anfrage auch durch Mitglieder des Vereins „Burg und Bergbau – die Birchiburg in Bollschweil e.V.“ geführt werden kann. Es unterstützt auch den Einzelwanderer in diesem Schwarzwaldtal, das vielen noch recht unbekannt ist. Hingehen! Heiko Wagner

WERNER HEILAND-JUSTI: Hans Baldung gen. Grien und die Glasmalereien im Alten Endinger Rathaus, Kunstverlag Joseph Fink, Lindenberg 2014, 64 S., 42 Farb- und S/W-Abb.

Dem breiten Publikum ist der Namen des Malers Hans Baldung gen. Grien (1484/85-1545) vornehmlich durch den von ihm geschaffenen Hochaltar im Freiburger Münster ein Begriff. Doch nicht nur in der Breisgau-Metropole war der aus Schwäbisch Gmünd stammende Künstler tätig. Dank des neu vorgelegten Buchs des kunstinteressierten Professors für Experimentalphysik, Werner Heiland-Justi, hat der „Laie“ die Möglichkeit, die Glasmalereien kennen zu lernen, die Hans Gitschmann von Ropstein nach einem Entwurf von Hans Baldung Grien in den Jahren 1527 bis 1530 für das Rathaus der Stadt Endingen am Kaiserstuhl angefertigt hat.

Die 42, meist farbigen Abbildungen der Glasgemälde werden hinsichtlich ihrer Symbolik ausführlich erläutert. Der Autor ordnet die Bilder dabei so, dass der Leser durch die Betrachtung der Wappenscheiben zugleich etwas über die Geschichte der bedeutendsten, in Endingen vermögenden Adelsgeschlechter lernt, wie z.B. die der Üsenberger oder der Familie von Blumeneck. Hierbei ist das Wappen der Üsenberger (S. 12) als die repräsentativste Glasmalerei des Alten Endinger Rathauses anzusehen: Es zeigt auf Blau einen silbernen Flug. Der Schildhalter ist ein respektable Ritter. Der Flug wird auf der Helmzier wiederholt und zwar auf der Schulter des Mannes, der eine Zipfelmütze trägt. Die Alphorn blasenden Putten im Bogen lassen sich nicht deuten. Diese Art von „virtueller Reise“ durch die künstlerische Inszenierung der herrschenden lokalen Adelsgeschlechter endet 1529 mit der Wappenscheibe für die Grafen von Fürstenberg.

Um mögliche „Kurzsichtigkeitsvorwürfe“ zu vermeiden, vergleicht der Autor die Endinger Glasfenster mit denen im Hochchor des Freiburger Münsters (1512-1516) oder in der ehemaligen Kartause St. Johannisberg in Freiburg (gestiftet 1528) und zeigt Gemeinsamkeiten auf.

Obwohl nicht für Fachleute gedacht, hätte dem Bildband ein Orts- und Namensverzeichnis gut getan. Zusätzliche Ausführungen hätten dem Leser sicherlich geholfen, das Gesagte in den historischen und geografischen Kontext im deutschen Südwesten und der Endinger Geschichte in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts besser einzuordnen. So gewähren zwar „die 13 Endinger Scheiben ... in gewisser Weise einen Blick in ein Zeitfenster am Ende des Mittelalters und am Beginn der Neuzeit“ (S. 5), jedoch wären sie mit einer sorgfältigeren Gesamtgestaltung des Buches vollständig und ohne Deutungslücken zu verstehen gewesen. Marco Leonardi

Johannes Reuchlin und der „Judenbücherstreit“, hg. von SÖNKE LORENZ und DIETER MERTENS (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte 22), Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2013, 272 S., 13 S/W-Abb. und 3 Stammtafeln.

Der von Heike Schmoll, Korrespondentin der Frankfurter Allgemeinen Zeitung in Berlin, im Oktober 2011 gewählte Titel „Zu seiner Zeit ein Wunderzeichen“ für einen ihrer Zeitungsartikel, könnte als Leitmotiv für die Lektüre dieses Sammelbandes gelten. Die neun Beiträge über den Hebraisten Johannes Reuchlin (1455-1522), die hier anlässlich des 500. Jubiläums der ersten Drucklegung des „Augenspiegel“ in Tübingen Ende August 1511 vorgestellt werden, werfen ein neues Licht auf einen der wichtigsten deutschen Humanisten der – so Heike Schmoll – „heute außerhalb seiner Geburtsstadt Pforzheim nahezu vergessen ist“. Wie aus dem Vorwort (S. 9-11) des Freiburger Mediävisten Dieter Mertens hervorgeht, erlauben nun die im Zeitraum 1999 bis 2013 edierten letzten kritischen Ausgaben der Reuchlin-Werke, dass „die Reuchlin-Forschung auf eine sichere und gut zugängliche Grundlage“ gestellt werden kann.

Der Band beginnt mit einem Aufsatz (S. 15-53) von Sönke Lorenz, dem 2012 verstorbenen, ehemaligen Leiter der Tübinger Arbeitsgruppe des Alemannischen Instituts sowie Organisator einer Ringvorlesung über Johannes Reuchlin und den „Judenbücherstreit“ war. Dieser Beitrag beinhaltet Reuchlins Lebenslauf und Wirken an der Tübinger Universität und seine Beziehungen zu Gelehrten derselben Universität, wie dem Berner Chronisten Valerius Anshelm (1475-1547), dem Wimpfener Rechtsgelehrten Georg Simler (1477-1536), dem Schwetzingener Lehrer und Korrektor Johannes Hildebrandt (1480-1515) und dem Brettener Reformator Philipp Melancton (1497-1560). Der US-amerikanische Akademiker David H. Price analysiert die Veröffentlichungen Reuchlins in Beziehung zum Judentum (S. 55-82), wie z.B. die Werke *De verbo mirifico* (1494), *De arte cabalistica* (1517) und die *Epistolae clarorum virorum* (1514), um zu beweisen, wie Reuchlin das jüdische Wissen und insbesondere einige Aspekte der Kabbala als Teil der christlichen Kultur verstand. Im dritten Beitrag (S. 83-105) beschreibt Hans-Martin Kirn, Theologe an der Evangelischen Fakultät der Universität Utrecht, die Merkmale der im deutschen Sprachraum des 16. Jahrhunderts geführten Auseinandersetzungen zwischen mentalen und realen Auffassungen der jüdischen Minderheit, etwa im Hinblick auf konkrete Handlungsoptionen wie im Fall des konvertierten Juden Johannes Pfefferkorn (1469-1521). Als vierter Aufsatz (S. 107-117) stellen die Herausgeber die Ergebnisse einer Forschung von Saverio Campanini, Mitglied des „Institut de recherche et d’histoire des textes“ am „Centre national de la recherche scientifique“ in Paris, vor, die unter dem Titel „Literatur als Kunst“, das Verdienst Reuchlins auf dem Gebiet der Kabbala-Studien beschreibt und die Gestalt des Pforzheimer Gelehrten mit den anderen Vätern der christlichen Kabbala, wie Giovanni Pico della Mirandola (1463-1494), Ludovico Lazzarelli (1447-1500), Pablo de Heredia (1408-1486) und Flavius Mithridates (ca. 1450-1483), vergleicht. Matthias Dall’Asta, Historiker an der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, erwähnt in seinem Beitrag (S. 119-146) die vielseitige Dichtkunst Reuchlins, die zwischen Werken zur geistigen Erbauung (wie im Fall eines Mariengedichtes aus der Mitte der 1490er-Jahre) und Wutausbrüchen mit sexuellen Andeutungen (wie anlässlich des 1496 geschriebenen Zorngedichtes) pendelte. Laut Wolfgang Schild (S. 147-172), Rechtshistoriker an der Universität Bielefeld, war es das besondere Verdienst von Reuchlin, die Rezeption der italienischen Jurisprudenz in Deutschland unterstützt zu haben. Die Beantwortung der Frage des „interreligiösen Dialogs“ durch Reuchlin bildet den Schwerpunkt des von Hans-Rüdiger Schwab, Sozialhistoriker an der Katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen, vorgelegten Aufsatzes (S. 173-196). Anhand von acht Hauptpunkten zeigt er auf, dass der zeitgenössische programmatische Beginn des interreligiösen Dialogs auf institutioneller Ebene auch dank Reuchlins Erbe sich auf eine weit zurückreichende theologische Tradition stützt. Die letzten zwei Beiträge waren ursprünglich nicht im Programm der Ringvorlesung, fanden aber wegen der spezifischen und passenden Forschungsschwerpunkte dennoch ihren Platz im vorliegenden Band. David H. Price, Universität Illinois, teilt in seinem Aufsatz (S. 199-222) die Judenpolitik des habsburgischen Kaisers Maximilian I. in zwei Phasen, von 1493 bis 1510 und von 1510 bis 1514. Der Stammbaumsforscher Günther Schweizer unternimmt den gelungenen Versuch, anhand dreier, die straßburgische, württembergische und niederländische Linien betreffender Stammtafeln, eine biografische Skizze der Familie Reuchlin anzufertigen. Ein Personen- und Ortsindex (S. 263-272) schließen das Buch ab.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die gute Lesbarkeit der einzelnen Beiträge es auch dem nicht spezialisierten Leser erlauben, ein gut dokumentiertes und allgemeinverständliches Bild der christlich-jüdischen Beziehung im deutschen Südwesten zwischen der zweiten Hälfte des 15. und dem Anfang des 16. Jahrhunderts zu erhalten. Marco Leonardi

OTTO MITTELSTRASS: Entbehrliche Leute? Die Auswanderungswelle der Baden-Durlacher nach Siebenbürgen 1744-1752. Entstehung, Verlauf, Teilnehmer, Selbstverlag Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde Heidelberg, Gundelsheim 2013, 152 S., Abb.

Der Autor hatte sich schon viele Jahre mit der Auswanderung von Menschen aus dem Baden-Durlacher Gebiet ins Fürstentum Siebenbürgen beschäftigt. Seine Forschungsergebnisse sind die Grundlage für das vorliegende Werk geworden, das sein Sohn Tilmann nach dem Tod seines Vaters für eine Veröffentlichung aufbereitet hat. Dabei behilflich waren auch Gabriele Klocke, Konrad Gündisch und Carmen Kraus.

Es geht in der Arbeit im Wesentlichen um die Emigration in den Jahren 1744 bis 1749. Am Beispiel eines Revierförsters des Markgrafen von Baden-Durlach wird erläutert, wie man als Auswanderungswilliger die Voraussetzungen erlangte, um nach Siebenbürgen zu gelangen. Einen Teil des Vermögens der Antragsteller kassierten die Behörden hierzulande ein, bevor sie die Genehmigung erteilten, das Land zu verlassen. Auf dem Landweg kamen die Reisenden zunächst bis Ulm. Anschließend konnten sie relativ bequem mit den berühmten „Ulmer Schachteln“ auf der Donau bis Pest fahren. In Postkutschen ging es dann weiter über Debrecen und Klausenburg nach Mühlbach. Diese Reise, immerhin 1.500 km weit, dauerte damals etwa sechs Wochen. Den Ankömmlingen stellte der Magistrat von Mühlbach Grund und Boden für einen Hof, Ackerland, Saatgut, Wiesen, ja sogar Weinfelder zur Verfügung. Hilfe beim Hausbau, Befreiung von Abgaben, Steuern und Diensten waren in den ersten Jahren ebenfalls garantiert. Berichte der in der Fremde so gut Aufgenommenen an die Daheimgebliebenen führten zu einer wahren Flut von Anträgen hierzulande. Auch wirkte es sich positiv aus, dass Anfragen zur Sicherheit in den neuen Siedlungsräumen durchaus günstig kommentiert wurden. So berichteten die Aussiedler, dass kaiserliche (also österreichische) Soldaten in Verbindung mit Festungen und gut bewachten Städten den Schutz auch der neuen Ankömmlinge gewährleisteten.

Allmählich aber wurde den Behörden und politisch Verantwortlichen daheim die Ausreiselust ihrer freien und unfreien Bürger unheimlich. Zunächst war man ja froh gewesen, dass die Wegzüge eine Übervölkerung verhindern halfen. Als die Anträge auf Emigration aber Überhand nahmen, fürchteten die Behörden eine schleichende Entvölkerung des Landes. Die Regierung in Karlsruhe untersagte deshalb ab 1748 generell jede Auswanderung. Nur noch Ärmere, also mittellose Handwerker beispielsweise, oder Tagelöhner, Bettler und *liederliche Haushälter* sowie Kinderreiche durften das Land verlassen. Dennoch fanden viele trotz Auswanderungsverbot weiterhin Mittel und Wege, der Heimat den Rücken zu kehren, sodass das verheißene Land unter der österreichischen Krone nicht an Attraktivität verlor. Selbst schlechte Nachrichten, wie z.B. die hohe Sterberate der Zugewanderten in den ersten Jahren nach der Ankunft in Siebenbürgen, schreckten nicht ab. Leider war es offensichtlich nicht möglich herauszufinden, worin die erwähnte hohe Mortalität begründet lag.

Die Arbeit ergänzen zahlreiche Tabellen und Skizzen der Auswandererfamilien und ihrer Herkunft. Einschlägige Dokumente, etwa von Anträgen und Attesten zur Emigration, veranschaulichen die Arbeit. Es wäre recht interessant gewesen zu erfahren, wo geografisch gesehen, die Auswanderer in Siebenbürgen ansässig geworden sind. Jedenfalls können Menschen, die heute Ahnenforschung betreiben, in den Personenregistern ihren Vorfahren und ihren Schicksalen auf die Spur kommen. Detlef Vogel

Die Pforte, hg. von der Arbeitsgemeinschaft für Geschichte und Landeskunde in Kenzingen e. V., Redaktion: ROLAND G. FOERSTER, HELMUT REINER, HANS-WERNER RETTERATH und KLAUS WEBER, 32. und 33. Jahrgang, 2012/2013, Nr. 62-65, 327 S., S/W-Abb.

Mutantur tempora, recedit memoria hominum – Überlieferungswürdiges wurde im frühen bis ins hohe Mittelalter in lateinischer Sprache festgehalten. Michael Prosser-Schell stellt eine frühe volkssprachliche

Niederschrift von Rechten und Pflichten im Breisgau vor: den „Hofrotel von Andlau“, ein Weistum aus dem Jahr 1284. Die Äbtissin des elsässischen Klosters präzisiert darin den Rechtszustand in ihren Breisgauer Besitzungen in Kenzingen, Ottoschwanden, Endingen, Oberbergen, Bahlingen und Sexau. Sie tut das auch im Namen ihres Konvents und mit den Herren von Üsenberg, des Klosters erwählten Vögten, die jedoch auch ihre Konkurrenten waren. Prosser arbeitet heraus, wie den Menschen, die nicht lesen und schreiben konnten, die Rechtsinhalte vermittelt wurden. Zeugen hören und selbst Zeugnis geben auf den regelmäßig dreimal jährlich abgehaltenen Dingversammlungen war das Instrument. Der Rotulus beschreibt das Ritual dieser Versammlungen, zu denen alle Beteiligten zu erscheinen hatten. Die Äbtissin führte den Vorsitz, den Vögten war auferlegt, adeliges Gepränge zu entfalten, Knechte, mehrere Pferde, Jagdhunde und einen Habicht mit sich zu führen.

Auf den Rotulus, der Ämter wie Schultheiß und Meier nennt, geht auch Georg Kirnberger in seinem Beitrag „Die Meiger von Kürnberg zwischen 1200 und 1600. Schultheißen von Kenzingen und Burgvögte von Kürnberg. Gefolgsleute der Üsenberger und der Herren von Hohengeroldseck“ ein. Seine Forschungen sind für ihn zugleich Familiengeschichte, die er beachtlich weit zurückverfolgen kann bis zu Cuno von Schweighausen, der in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts fassbar ist. Cunos Sohn oder Enkel war Schultheiß von Kenzingen, als der „Hofrotel von Andlau“ aufgesetzt wurde. Kirnberger interpretiert die detaillierten Festlegungen, die auch das Verhältnis zwischen dem Kloster und den Vögten betrafen als Versuch, einem Mangel abzuhelpfen und geht davon aus, dass die Üsenberger schon damals nach der Übernahme des Klostergrundes trachteten, was 1344 durch Verkauf vollzogen wurde. Der Autor führt den Leser bis in die 13. Generation der Familie, die ihren Aufstieg bald durch Siegel und Wappen sichtbar machte. Am Anfang und Ende des Beitrags steht jeweils eine Burg: Raubühl in Ottoschwanden, von der oberirdisch nichts erhalten ist, und die Kirnburg, die in einer eindrucksvollen Rekonstruktionszeichnung von Hans-Jürgen Akkeren gezeigt wird.

Im Eröffnungsartikel „Von Franz von Assisi zu den reformierten Franziskanern in Kenzingen“ gibt Leonhard Lehmann OFM Cap einen Überblick über die Geschichte des Franziskaner-Ordens. Der Stammbaum mit seinen Ästen, zu denen seit dem 16. Jahrhundert die Kapuziner gehören, und zahlreichen Zweigen wird auch grafisch dargestellt. Das 350-jährige Jubiläum der Kenzinger Franziskanerkirche, das 2011 begangen wurde, hat seine Spuren hinterlassen. Annegret Blum erinnert an die Ausstellung zum Fest und hält den Inhalt der dort gezeigten acht großen Tafeln fest. Es geht um den Architekten der Franziskanerkirche Pater Rufin Laxner und die hochrangigen Zelebranten des Weihegottesdienstes vom 11. Juni 1662 um Bischof Franz Johann von Altensumerau-Prasberg, den Barockmaler Franz Sebald Unterberger und seine Altargemälde. Pater Lehmann steuert einen Exkurs bei über das Wappen des Franziskaner-Ordens: Seit dem 15. Jahrhundert konnten es gekreuzte Hände oder Arme sein, das hergebrachte Symbol ist jedoch der griechische Buchstabe „Tau“; das Seil, von dem sich der französische Name cordeliers herleitet, taucht in den Abbildungen auf.

„Landwirtschaft, Tierzucht, Fohlenweide Kenzingen“ – so lautet der Titel einer der Archivalien, die Klaus Weber benützt hat, um seinen 20 Seiten umfassenden Artikel über die Geschichte der Landwirtschaft im Raum Kenzingen während des 19. Jahrhunderts zu schreiben. Bevölkerungswachstum, Zehntablösung, Missernten, Auswanderung – er verfolgt die wirtschaftliche und soziale Entwicklung, bietet dem Leser statistische Angaben. Er setzt der Großherzoglichen Ackerbauschule Hochburg, gegründet 1846, ein Denkmal in Wort und Bild und lässt zwischen den Zeilen erkennen, dass Württemberg auf diesem Gebiet schon früher aktiv geworden war: Der erste Leiter der Hochburg, Ökonomierat Gottlob Reinhard, hatte in Hohenheim studiert. Auf S. 184 erfahren Freiburger etwas zur Geschichte der Alten Wache beim Münster: Dort wurde 1868 eine Winterschule zur Fortbildung von Landwirten aus den umliegenden Bezirksamtsbereichen eröffnet. Aufhänger und Schlusskapitel ist der Bericht über eine große landwirtschaftliche Ausstellung in Kenzingen im Herbst 1900. Die schmucken Lithografien, mit denen Preisträger geehrt wurden, künden vom technischen Fortschritt und führen die gewinnversprechenden neuen Handelsgewächse auf wie „Hanf, Zichorie, Zuckerrübe, Tabak, Raps, Obst und Gemüse“ (S. 171).

Christian Stadelmaiers Forschungsinteresse gilt der Landwirtschaft des Mittelalters, insbesondere den Zisterzienserklöstern mit ihrer innovativen Landwirtschaft. 2011 hat er über das Grangienwesen der Abtei

Tennenbach promoviert. Der Beitrag gibt Einblick in seine Arbeit und seine Ergebnisse: Auf dem Harderer Hof bei Weisweil, den Grangien Mundingen und Langenbogen wurde auf ausgedehnten Ackerflächen mit eigenen Arbeitskräften, den Konversen oder Laienbrüdern effektiver Getreideanbau betrieben. Gezielte Mistdüngung steigerte den Ertrag, führte aber zu einer Steigerung des Nitrat- und Nitritgehalts im Boden und in den Wasserläufen. Auch die Viehhaltung betrachtet er von der ökonomischen wie der ökologischen Seite. Klaus Weber bietet einen Überblick über den Weinbau in Kenzingen seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs, eine Erfolgsgeschichte, woran Karl Anton Beha mit der Geschichte des Bombacher Weinfests anknüpft: Es wurde 1971 unter dem Titel „Breisgauer Weinfest“ als Abschluss der imposanten Flurbereinigungsmaßnahmen am Hummelberg ins Leben gerufen.

Hans Maaß schaut zurück in die Reformationszeit und betrieb Quellenstudien zum Streit der Stadt mit Wolf von Hürnheim um die Auslegung der „Kenzinger Freiheiten“. Eric Ebner und Tanja Rechnitzer folgen Bernhard von Weimar auf seinen Feldzügen im Dreißigjährigen Krieg. Lose mit Frankreich verbündet, eroberte der Protestant 1638 die Festung Breisach nach langer Belagerung. Aus seinen Schanzen bei Wittenweier am Rhein hatte er 1637 einen Vorstoß nach Osten unternommen und war überraschend aber nur kurzfristig vor der Stadt Kenzingen aufgetaucht. Die Autoren benützten neben den gängigen Publikationen auch ältere Literatur, das älteste Werk: Friedrich Schillers Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs von 1791 bis 1793, woraus sie eine Abbildung entnahmen. Herbert Wiczorek erforschte die Baugeschichte der Hecklinger Brücken, die er mit Plänen belegen kann. Die eindrucksvolle Hecklinger Elz-Brücke mit fünf Bögen, 1792 von der vorderösterreichischen Regierung mit der neuen Landstraße dem Verkehr übergeben, wurde am Ende des Zweiten Weltkriegs gesprengt und nicht wieder aufgebaut.

Zum Thema „Die Interessengemeinschaft der vertriebenen Deutschen und ihre Nachfolgeorganisation in Kenzingen“ fand Hans-Werner Retterath reichlich Material im Stadtarchiv Kenzingen, über dessen Neuordnung und Nutzungsmöglichkeiten Axel Verderber in einem eigenen Beitrag Auskunft gibt. Retterath beginnt mit einem Überblick über die Entwicklung der Vertriebenenorganisationen auf Bundes- und Landesebene. In den ersten Nachkriegsjahren bestand ein von der Besatzungsmacht verhängtes Koalitionsverbot. Die 1949 in Baden von dem schlesischen Pfarrer Robert Kiefer gegründete Interessengemeinschaft heimatvertriebener Deutscher in Baden manifestierte sich auch in Kenzingen mit einer Ortsgruppe, eine „Gründung von oben“ auf Initiative des Freiburger Innenministeriums, wie Retterath anmerkt. Er untersucht Aufstieg und Niedergang der verschiedenen Vereinigungen, fragt nach der politischen Neutralität und resümiert, dass mit wachsender Integration das Interesse an der Vereinsarbeit nachließ, bedauerlicherweise auch das Interesse an der Pflege der Kultur der Herkunftsländer. Ein prägnantes Zitat setzt er an den Schluss: „Seitdem ich mein eigenes Haus habe, denke ich nicht mehr an die alte Heimat.“

Von landeskundlichen Radwanderungen und den Mühen um die Erhaltung der Hammerschmiede im Muckental wird berichtet, die 1250-Jahrfeier der Gemeinde Forchheim beschrieben und im Bild festgehalten, der Werdegang von Abiturientinnen und Abiturienten, die den Hermann Sussann-Preis erhalten haben, verfolgt. Helmut Reiner ehrt Wilhelm Schneebeli und Ernst Hauler mit Nachrufen. Bertram Jenisch fasst die Ergebnisse seiner historischen und archäologischen Untersuchungen über den abgegangenen Ort Nidingen zusammen. Er trug sie vor bei der Enthüllung eines Gedenksteins im März 2013, dessen Installation am Standort der ehemaligen Nidinger Nikolauskirche ein privater Stifter möglich gemacht hat. Ein Geschenk der besonderen Art ist das Faltblatt mit dem Vogesenpanorama. Walter Heizmann und Ulrich Rothfuss erarbeiteten es von einem Standort am Hecklinger Burgberg aus. „Miscellen“ steht auf dem Frontblatt des Doppeljahrbuchs. Die 26 Beiträge zeigen, dass Mitglieder und Freunde der Pforte gern mitarbeiten.

Renate Liessem-Breinlinger

JEAN-LAURENT VONAU : Le Gauleiter Wagner. Le bourreau de l'Alsace, La Nuée Bleue, Strasbourg 2011, 255 S., 44 S/W-Abb. (in französischer Sprache).

In Winniza in der Ukraine, dem eben fertiggestellten Führerhauptquartier, fällt Hitler im August 1942 die Entscheidung, im Elsass, Lothringen und Luxemburg die Wehrpflicht einzuführen. Robert Wagner, seit 1940 Chef der Zivilverwaltung im Elsass, hatte diesen Schritt seit langem favorisiert und durch

Verwaltungsmaßnahmen vorbereitet. Generalfeldmarschall Keitel und der Chef der Reichskanzlei Hans Heinrich Lammers hatten Bedenken geäußert, da die nach dem Waffenstillstand mit Frankreich de facto annektierten Gebiete rechtlich besetztes Feindesland und die Einwohner keine Staatsangehörigen des Deutschen Reiches waren. In Winniza wurde bestimmt und umgehend im Reichsgesetzblatt publiziert, dass deutschstämmige Elsässer, Lothringer und Luxemburger mit Beginn des Dienstverhältnisses bei der Wehrmacht oder der Waffen-SS die deutsche Staatsangehörigkeit erhielten. Ein entsprechendes Verfahren hatte Wagner schon seit dem Spätjahr 1940 bei der (wenig erfolgreichen) Anwerbung elsässischer Freiwilliger für die Wehrmacht, Waffen-SS oder die Hilfspolizei angewandt.

Ebenfalls in einem Führerhauptquartier, „Tannenberg“ auf dem Kniebis, hatte Wagner im Juni 1940 von Adolf Hitler den Auftrag erhalten, das Elsass zu verwalten, die Elsässer zu „guten Deutschen“ und zu Nationalsozialisten zu machen; zehn Jahre sah Hitler dafür vor. Wagner, von Ehrgeiz besessen, wollte es in fünf Jahren erreichen – mit allen Mitteln. „Sous la férule (Zuchtrute) du nazisme“ setzt Vonau als Titel über den ersten Teil seines Buches, eine Bilanz der Geschichte seiner Heimat während des Zweiten Weltkriegs. Einleitend beschreibt er den zügigen Aufbau der deutschen Zivilverwaltung im Sommer 1940, die den Okkupationsstatus ablöste. Er lässt den Leser wissen, wie und wo sich in Straßburg die leitenden Dienststellen einrichteten, wo die Partei residierte und dass ihr Wirken schwer von dem des Staates zu unterscheiden war. Deutsch wurde Amtssprache, der Gebrauch des Französischen in der Öffentlichkeit verboten. Etliche Tausend deutsche Beamte kamen aus dem Reich. Elsässische Beamte und Angestellte, die im öffentlichen Dienst verbleiben wollten, mussten sich zum Deutschtum bekennen. Bei Lehrern genügte die einfache Unterschrift nicht; sie mussten sich einer Umschulung in Baden oder Württemberg unterziehen. Schon in diesem Stadium verbreitete sich eine Atmosphäre des Misstrauens und der Angst.

Wagner ermunterte junge Leute zum freiwilligen Eintritt in den Reichsarbeitsdienst (RAD). Er war noch kein Jahr im Amt, als er den RAD für den Jahrgang 1922 (Männer) und 1923 (Frauen) zur Pflicht machte. Damit provozierte er zum ersten Mal offene Feindseligkeit. Vonau spricht von einem „premier tournant“. Die Vokabel „Wendepunkt“ weist auf vorherige Aktionen der neuen Machthaber mit positiver Wirkung hin: Die geordnete Rückführung der Evakuierten, die 1939 aus der gefährdeten Zone zwischen Grenze und Maginot-Linie in verschiedene Departements an der Dordogne gewiesen worden waren, und die Entlassung der elsässischen Kriegsgefangenen gehörten dazu. Die Negativspirale drehte sich indes weiter, nach der Eröffnung der Front im Osten immer schneller. Der RAD wurde schließlich auf die Jahrgänge 1920 bis 1928 (männlich) und 1923 bis 1926 (weiblich) ausgeweitet, die statistischen Erhebungen dazu dienten später der Erfassung der Wehrfähigen für den Frontdienst.

Düster und beklemmend ist das Kapitel über die Lager im Breuschtal: Schirmeck und Struthof. Das erstere wurde gleich zu Beginn der Ära Wagner eingerichtet unter Verwendung einer vorhandenen Barackenanlage auf Gemarkung Vorbrück (La Broque). Das Lager füllte sich rasch mit frankophil Gesonnenen, die gegen die „germanisation et nazification“ opponierten. Bald wurden dort Wehrdienstverweigerer und bei Fluchtversuchen Festgenommene interniert. Die Kapazität des Lagers beziffert Vonau in der Schlussphase mit 2.000. Er berichtet von perfiden Quälereien von Seiten der hier eingesetzten Polizei- und SS-Angehörigen, unter denen etliche Strafversetzte aus Deutschland waren; aber auch das einheimische freiwillige Wachpersonal habe sich fanatisieren lassen und mitgewirkt. Unfassbare Grausamkeiten spielten sich im Lager Struthof auf Gemarkung Natzweiler ab. 52.000 Häftlinge, Deportierte aus ganz Europa, gingen hier zwischen 1941 und 1945 durch die Hölle von Terror und Zwangsarbeit. Vonau bezeichnet Struthof als Vernichtungslager, dessen Geburtsstunde ein Vertrag über die Eröffnung eines Granitsteinbruchs war. Er beschreibt die Örtlichkeiten, alle über 700 m hoch gelegen: das Barackenlager, den Steinbruch, die Gaskammer beim alten Berggasthaus Struthof. Bezüglich des Lagers Struthof nimmt Vonau Robert Wagner von Schuldvorwürfen aus: Wenige Elsässer seien hier interniert worden, Wagner wollte sie diesem Regime nicht unterwerfen, in der Hoffnung, sie doch noch umerziehen und zu guten Deutschen machen zu können.

Spannende Geschichten bietet der Autor im Kapitel „La Résistance face à la Gestapo“. Im Mittelpunkt steht der „Elsassrapport“, ein Bericht über die politische und wirtschaftliche Lage im Elsass, der im April 1942 in einem Zug Paris-Toulouse der Gestapo in die Hände fiel. Via Spanien sollte er die Regierung

Pétain in Vichy und de Gaulle in London erreichen. Der Bericht enthielt eine realistische Darstellung der negativen Folgen der Kriegswirtschaft; das Brisante daran war, dass er auf eine undichte Stelle in Wagners Umgebung schließen ließ. Hier war ein effektives Netz am Werk, als dessen Zentrum der Autor Charles Bareiss nennt. Die „Organisation Bareiss“ war auch an der geheimnisumwitterten Befreiung des Generals Henri Giraud beteiligt. Als Beispiele für die eher unkoordinierten Aktionen einzelner Jugendlicher oder Jugendlichen-Gruppen nennt er „La Main Noire“ in Straßburg, „La Légion C40“ in Mulhouse, die Gruppen Schaeffer und Adam-Kieffer sowie die „Front de la jeunesse alsacienne“. Sie traten durch Sabotageakte und Flugblattaktionen hervor; die Strafen rangierten zwischen Erziehungsheim in Deutschland für ganz junge Täter bis zu Todesurteilen für Hauptakteure.

Im zweiten Teil des Buches behandelt Vonau auf über 100 Seiten „Le Procès de Robert Wagner et de ses complices“, der vom 23. April bis zum 3. Mai 1946 vor dem Militärgericht Straßburg stattfand. Mitangeklagte waren: Hermann Röhn (stellvertretender Gauleiter), Adolf Schuppel (Stabsamtsleiter der NSDAP-Baden), Walter Martin Gädeke (Oberregierungsrat, leitender Beamter in der Zivilverwaltung des Elsass), Hugo Grüner (Kreisleiter von Lörrach und Thann) und drei Juristen vom Sondergericht Straßburg: Staatsanwalt Ludwig Luger, stellvertretender Staatsanwalt Ludwig Semar und Präsident Richard Huber, wobei der Letztere nicht anwesend war und Semars Fall abgetrennt wurde. Wagner, Röhn, Gädeke, Schuppel und Grüner wurden zum Tod verurteilt, das Urteil gegen die vier Erstgenannten wurde am 14. August 1946 in Straßburg vollstreckt. Vonau wertete die Originalunterlagen im Dépôt Central d'Archives de la Justice Militaire (DCAJ) in Le Blanc (Département Indre) aus und ergänzte die Quellenbasis durch Dokumente aus den Archiven der Départements Haut-Rhin und Bas-Rhin, dem Stadtarchiv Straßburg und zeitgenössische Presseberichte. Er lässt die Ereignisse der Gerichtstage vor dem Leser Revue passieren und vermittelt neben den Fakten viel von der Atmosphäre im Gerichtssaal im Straßburger Palais de Justice, genau da, wo 1940 bis 1944 das Sondergericht getagt hatte. Um ein Detail herauszugreifen: Unter den deutschen Pflichtverteidigern befanden sich die Freiburger Anwälte Dr. Fritz Drischel, Dr. Willy Herrmann, Dr. Hermann Kopf und Dr. Paul Polyka. Sie waren von der Besatzungsmacht verpflichtet worden und hatten jeweils einen französischen Anwalt als Berater zur Seite.

Vonau setzt verschiedene kritische Akzente: Er spart nicht mit Bemerkungen zum Gebaren des Anklägers Colonel Daubisse, das dem Ernst des Vorgangs nicht entsprochen habe. Den Freispruch des Mitangeklagten Luger, Staatsanwalt des Straßburger Sondergerichts, kann er nicht nachvollziehen und vermutet Wohlwollen innerhalb eines Berufsstandes über politische und ideologische Grenzen hinweg. Den Hauptfehler des Prozesses sieht er in der Tatsache, dass die „incorporation de force“ nicht im Mittelpunkt stand und das Kriegsverbrechen an über hunderttausend Elsässern, den „Malgrés-nous“, von denen mehr als ein Drittel an der Ostfront gefallen ist, nicht aufgearbeitet wurde. Lang diskutierte Anklagepunkte waren Todesurteile an einer Gruppe Wehrdienstflüchtiger, die einen deutschen Zöllner erschossen hatten, und die Erschießung von vier kriegsgefangenen englischen Fliegern. Als weiteren großen Fehler betrachtet er die En-bloc-Anklage gegen Wagner gemeinsam mit seinen Untergebenen. Man habe seine Persönlichkeit unterschätzt, er sei kein subalterner Nationalsozialist gewesen, habe direkten Zugang zu Hitler und sogar Einfluss auf ihn gehabt. Vonau weicht damit von der Einschätzung des badischen Autors Horst Ferdinand ab, der Wagner kein eigenverantwortliches Handeln zutraute, was dann die Frage zuließ, ob er wirklich der „Henker des Elsass“ war. Unter diesem Titel hatte 1946 schon der Autor Pierre Crenesse über den Wagner-Prozess geschrieben. Vonau kennt und zitiert Horst Ferdinands Publikationen, vertauscht aber Vor- und Zunamen, was für Uneingeweihte manche Anmerkung wertlos macht. Beim Stichwort „Namen“ ist anzumerken, dass deutsche Ortsnamen in den französischsprachigen Prozessunterlagen zum Teil nach Gehör geschrieben wurden und in dieser Form in den Zitaten erscheinen. Ein Beispiel ist Rupelsau = Rippoldsau, eine Station auf Wagners Flucht nach der Einnahme Straßburgs im November 1944.

Vonau legt ein wissenschaftliches Sachbuch vor, präsentiert und kommentiert die Ereignisse allgemein verständlich, zum Teil sogar im Erzählton. Bei einer zweiten Auflage sollte ein Orts- und Personenregister angelegt werden. Äußerst mühsam ist jetzt die Suche nach den Erwähnungen z.B. von Winniza oder von Personen wie den oben genannten Rechtsanwälten. Der Anhang enthält an die 400 Anmerkungen und hilfreiche Dokumente: die Verordnungen über die Staatsangehörigkeit und die Einführung der

Wehrpflicht vom 24. bzw. 25. August 1942 (beide ins Französische übersetzt). Eine Tabelle erklärt den Bevölkerungsrückgang von über 150.000 Personen in den ersten Kriegsjahren und unterscheidet zwischen Ausgewiesenen durch deutsche Polizeimaßnahmen und den in Frankreich verbliebenen Evakuierten. Über 130.000 Personen kehrten angesichts der politischen Veränderung in ihrer Heimat nicht zurück, darunter 25.000 Juden. Die Zahl der in der Ära Wagner aktiv ausgewiesenen Juden wird mit knapp 2.000 angegeben, die der ausgewiesenen frankophilen Elsässer mit fast 9.000.

Als Jean-Laurent Vonau sein Buch im März 2014 in Freiburg vorstellte, vermissten die Teilnehmer Hinweise auf die Deportation der badischen und pfälzischen Juden im Spätjahr 1940 ins französische Lager Gurs. Vonau führte dazu aus, dass der Tatbestand Gurs im Wagner-Prozess, der sich ganz auf dessen Rolle als C.d.Z. im Elsass konzentrierte, nicht angesprochen wurde. Zur Aufarbeitung der französischen Quellen zu diesem Bereich sei es noch ein weiter Weg. Dem Vorschlag, Vonaus Werk ins Deutsche zu übersetzen, steht ein Hindernis entgegen: Alle deutschsprachigen Quellen müssten erneut eingesehen werden, um sie im Wortlaut zitieren zu können. Da Vonau des Deutschen mächtig ist, besteht die Möglichkeit, dass er selbst eine deutsche Version verfasst, falls ihm die Arbeit am angekündigten Folgeband die Zeit dazu lässt. Dessen Thema sind die Prozesse über die Vorgänge in den Lagern Schirmeck und Struthof.

Renate Liessem-Breinlinger

CHRISTIAN WÜRTZ: Die Priesterausbildung während des Dritten Reichs in der Erzdiözese Freiburg (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 57), Verlag Karl Alber, Freiburg/München 2013, 519 S., S/W Abb.

„Es widerspricht dem bevölkerungspolitischen Zweck der Ausbildungsbeihilfe, das Studium für einen Beruf zu fördern, der Ehelosigkeit verlangt“ (S. 273). Mit diesen Worten präziserte die Oberfinanzdirektion Karlsruhe 1944 einen Erlass des Reichsfinanzministeriums von 1938. Christian Würtz unterstreicht mit diesem Zitat eine der gezielten Maßnahmen von Staat und Partei gegen die Priesterausbildung während des Dritten Reiches: die Benachteiligung bei der Befreiung von Studiengebühren und die Nichtberücksichtigung bei der Vergabe von Beihilfen. Gemäß der genannten Zielsetzung schuf die NS-Regierung Anreize, um Theologen von ihrer Berufsentscheidung abzubringen. Belastend, diskriminierend und verunsichernd wirkten verbale Angriffe gegen Mitglieder der Fakultät, verletzend die Beleidigungen der Alumnus (Theologiestudenten mit dem Ziel Priester zu werden, Priesteramtskandidaten) durch Mitglieder des NS-Studentenbundes oder der Hitlerjugend oder böswillige, teils verleumderische Pressekampagnen; eine Beeinträchtigung der wissenschaftlichen Arbeit bestand in Stellenstreichungen; bedrohlich waren die Pläne des Reichs-Erziehungsministeriums, die theologische Fakultät an der staatlichen Universität aufzuheben. Auch bei der Wehrmacht wurden die Alumnus benachteiligt, indem ihnen der Aufstieg zum Offizier verwehrt wurde, es sei denn sie hätten bindend erklärt, nicht mehr zum Theologiestudium zurückzukehren. Würtz kann belegen, dass der Anteil der zum Kriegsdienst Eingezogenen unter den Theologen höher war als an den übrigen Fakultäten der Universität Freiburg. Er zitiert dazu aus einem Brief von Erzbischof Conrad Gröber an Papst Pius XII. vom Sommer 1942: „Von meinen 340 Theologen am Anfang des Krieges stehen alle bis auf einen einzigen unter den Waffen“ (S. 417). Als tröstliche Botschaft fügt er an, dass diese unerschütterlich zum Priesterberuf stehen, was ihre Briefe aus den Kriegsgebieten erkennen ließen. Pius XII. mag von der großen Zahl der eingezogenen Alumnus überrascht gewesen sein; dass ihre Freistellung vom Wehrdienst, die das Reichskonkordat von 1933 vorsah, nur im Frieden galt, wusste er so gut wie Gröber, da beide an der Erstellung des Vertragswerks beteiligt waren.

Die feindseligen Akte der NS-Regierung gegen die katholische Kirche hatten trotz des Reichskonkordats und des ebenfalls 1933 geschlossenen badischen Konkordats bald nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten eingesetzt, denn hier trafen zwei konträre Weltanschauungen aufeinander, die beiderseits weitgehende Ansprüche an ihre „Gefolgschaft“ stellten. Überraschend entgegenkommend verhielt sich die NS-Kultusverwaltung allerdings bei der Zulassung von Theologiestudenten 1933/34, großzügig vor dem Hintergrund, dass sofort nach der Machtübernahme drastische Zugangsbeschränkungen zu den Hochschulen in Kraft traten und nicht mehr jedes bestandene Abitur den Hochschulreife-Vermerk erhielt.

Gestützt auf Akten des Generallandesarchivs Karlsruhe und des Archivs des Priesterseminars Collegium Borromaeum fasst Würtz zusammen: „Konkret bedeuteten die dargestellten Maßnahmen für das Erzbistum Freiburg, dass für das Jahr 1934 der gesamte 99 (101) Studenten umfassende Kurs an der Universität immatrikuliert werden konnte, nämlich neben den 32 Studenten, die eine Zugangsberechtigung erhalten hatten, und 23 Abiturienten, die schon vor 1934 die Reifeprüfung abgelegt hatten, 46 weitere Studenten, die nach den ursprünglichen gesetzlichen Vorgaben keine Hochschulzugangsberechtigung hatten“ (S. 216).

Das Ausmaß der Unvereinbarkeit der beiden Ideologien sei von kirchlicher Seite anfangs unterschätzt worden angesichts der vermeintlichen Rechtssicherheit durch die Konkordate und der Entschlossenheit der Partei, den Kommunismus und Bolschewismus zu bekämpfen und die Folgen des Versailler Vertrags zu mildern. Das traf auch auf die Alumnus zu, die „sich hier auf die Haltung des Erzbischofs Gröber berufen konnten“ (S. 400). Als einen, der um die rechte Antwort auf die Herausforderungen der „neuen Zeit“ rang, führt Würtz Max Müller (1906-1994) an. Geprägt von Romano Guardini und der liturgischen Bewegung und engagiert im Bund Neudeutschland (ND), der einen Ausgleich zwischen den neuen Inhabern der staatliche Macht und der katholischen Kirche für möglich hielt, setzte er sich als Mitglied der „Arbeitsgemeinschaft Katholischer Deutscher“ für dieses Ziel ein (S. 113). Müller lehrte während des Krieges Philosophie im Konvikt Collegium Borromäum und war nach dem Krieg Ordinarius an der Universität Freiburg, ab 1960 in München.

In der Einleitung skizziert Würtz den geschichtlichen Rahmen und füllt ihn mit den Eckdaten der Diözesangeschichte der Zwischenkriegszeit. Er verweist auf die günstige Wirkung der Weimarer Verfassung; von hinderlichen Relikten aus der Kulturkampfzeit befreit, habe das katholische Leben eine Blütezeit erlebt. Bei diesem Stichwort erwähnt er kurz den politischen Katholizismus und erinnert daran, dass die Zentrumspartei im badischen Landtag mit 36 % Stimmenanteil und mehr jeweils die stärkste Kraft war. Er formuliert allerdings etwas irreführend, als ob die Katholiken geschlossen Zentrum gewählt hätten, und lässt die Konkurrenz durch die beiden liberalen bürgerlichen Parteien und die traditionellen Spannungen zum liberalen Lager unerwähnt.

Im ersten Hauptteil stellt er auf etwa 140 Seiten die dreigliedrige Struktur der Priesterausbildung der 1930er-Jahre in der Erzdiözese Freiburg vor: das Theologenkonvikt Collegium Borromaeum (CB) in der Schoferstraße im Schatten des Münsters und in der Nachbarschaft des Erzbischöflichen Ordinariats, die Katholische Fakultät an der Universität Freiburg mit langer Geschichte bis in die Gründungszeit im 15. Jahrhundert und das Priesterseminar in St. Peter in den Räumen des ehemaligen Benediktinerklosters. Im Konvikt wohnten die Alumnus in der Regel während ihrer Studienzeit; in Jahrgangskurse eingeteilt wurden sie spirituell und bezüglich des Studienfortgangs betreut. Für jede dieser drei Einrichtungen nennt er die Funktionsträger. Am Konvikt waren es: Repetitoren, Spirituale, Beichtväter und der Direktor, an der Fakultät Professoren und Dozenten, in St. Peter Seminarprofessoren; die Leitung hatte der Regens, dem ein Subregens zur Seite stand. Würtz geht auf ihre Aufgaben und die Lehrinhalte ein und fügt Kurzbiografien, oft auch eine Fotografie an. Jeden dieser drei Themenblöcke schließt er mit einem Kapitel „Atmosphärisches“ ab, wofür er neben Literatur und Archivalien auch Aussagen von Zeitzeugen heranzieht: Das CB hatten die Alumnus von damals als streng oder zu streng in Erinnerung, fühlten sich als angehende „Weltpriester“ zu sehr behütet und von der Außenwelt abgeschottet. An der Uni fühlten sie sich als Akademiker ernst genommen, vermissten aber bei den Vorlesungen die „neuen Themen und Gedanken, die sie aus der Jugendbewegung mitbrachten“ (S. 174). In St. Peter schätzten sie die Atmosphäre des Barockbaus, empfanden Teile der Hausordnung jedoch als kleinlich und hätten gern auf die obligatorischen gemeinsamen Spaziergänge verzichtet.

Würtz wertete eine Überfülle an Material aus und lässt den Leser an der Vielfalt teilhaben. Er untersuchte die soziale und regionale Herkunft der Theologiestudenten und erstellte hierzu übersichtliche Tabellen. Mehrheitlich kamen die Bewerber für den Priesterberuf aus kinderreichen Familien vom Land, das nordbadische „Madonnenländle“ war ein regionaler Schwerpunkt. Viele hatten eines der erzbischöflichen Knabenkonvikte in Tauberbischofsheim, Konstanz oder Rastatt besucht. Der Autor schreibt ein eindruckliches hochgenaues Stück Freiburger Stadtgeschichte im Zusammenhang mit dem verheerenden Luftangriff auf Freiburg am 27. November 1944, wo auch das CB und die Konviktskirche betroffen waren.

Er lässt den Leser Einblicke bis in den Luftschutzkeller hinein tun, wo auch der Erzbischof Zuflucht suchte. Ein eigenes Kapitel befasst sich mit den Theologiestudenten aus dem Elsass und Lothringen, die schon zu Beginn des Krieges 1939 ihren Studienort Straßburg verlassen mussten und sich mit ihrem Bischof nach Clermont-Ferrand evakuieren ließen. Nach der Okkupation ihrer Heimat durch Deutschland im Sommer 1940 kehrten sie zum großen Teil in ihre Heimat zurück, konnten an der neu eröffneten „Reichsuniversität“ in Straßburg ihre Studien aber nicht fortsetzen, da diese keine theologische Fakultät mehr vorsah (in Missachtung des dort bis heute gültigen Konkordats, das 1801 von Napoleon geschlossen wurde). Schon im Oktober 1940 kamen die ersten Gruppen nach Freiburg, wo sie im Konvikt unterkamen und die Plätze der zur Wehrmacht eingezogenen badischen Zöglinge einnahmen. Würtz ermittelte, dass etwa 200 Elsässer und Lothringer während des Kriegs in Freiburg auf ihr Priesteramt vorbereitet wurden. Interessant sind Anmerkungen zu nationalen Empfindlichkeiten auf beiden Seiten. Erzbischof Gröber merkte schnell, dass ein Willkommen in der „Gemeinschaft des alemannischen Blutes“ nicht die passende Grußformel war. Konviktdirektor Wendelin Rauch (1885-1954, Dr. phil. und Dr. theol., Divisionspfarrer im Ersten Weltkrieg, 1948-1954 Erzbischof) unterließ es rasch, von „Volksdeutschen“ zu sprechen. Dieses interessante Kapitel, zu dem es auch linksrheinisches Material gibt, ließe sich zu einer eigenen Dissertation erweitern. In der Zusammenfassung resümiert Würtz, „dass sich die Verantwortlichen wie die Studenten in den schwierigen Jahren zwischen 1933 und 1945 bewährt haben [...] Die Frage, wie lange die Kräfte noch gereicht hätten und wie stark die Verfolgung der Kirche nach einem gewonnenen Krieg geworden wäre, braucht glücklicherweise nicht beantwortet zu werden“ (S. 464). Renate Liessem-Breinlinger

STEPHANIE ZUMBRINK: Freiburger Münster – Gewölbeschlusssteine. Vielfalt – Pracht – Funktion, hg. vom Freiburger Münsterbauverein (Rombach-Schriftenreihe Münsterbauverein 3), Rombach Verlag, Freiburg 2013, 104 S., zahlr. Abb.

Schlusssteine sind oft übersehene oder kaum wahrgenommene Schmuckstücke der Gewölbe, obwohl sie unmittelbar auf die Häupter der Münsterbesucher herunterblicken. Dennoch sind sie auch im Falle des mehr als häufig fotografierten Freiburger Münsters Stiefkinder, meist unbeachtet und aufgrund der großen Entfernung zur Decke auch nicht immer gut zu betrachten. Stephanie Zumbrink rückt nun gerade diese Schlusssteine grundlegend ins Bewusstsein der Münsterbesucher. Sie übernimmt es im vorliegenden Bändchen, die zum Zwecke der Dokumentation erstmals vollständig durchfotografierten Schlusssteine in Wort und Bild vorzustellen und anschaulich zu beschreiben. Die Autorin weckt die Aufmerksamkeit und wird damit erreichen, dass künftig viele Besucher das Münster nicht mit anderen Augen, aber in einer anderen Körperhaltung durchwandeln und mit einem steifen Nacken, aber um viele bemerkenswerte Eindrücke reicher, wieder verlassen werden.

Die sehenswerten Motive der Freiburger Schlusssteine umfassen Laubwerk, Ranken, Masken, Wappen, Heilige, Auftraggeber und Stifter und machen klar, dass sich dieser außergewöhnliche Rundgang durch die vielfältige Deckenlandschaft mehr als lohnt und diese das Kirchenschiff auch von oben bildhaft durchdringen. Der Münstergrundriss im zweigeteilten Umschlag des Bandes zoomt für den Betrachter alle 90 Schlusssteine heran und synchronisiert Grundriss, Decke und Münsterschlusssteine in einfachster Weise. Zunächst werden die Funktion und die gewaltigen Maße dieser Schlusssteine und Ringe beschrieben. Die ältesten Steine, die durch ihre wuchtige Schlichtheit beeindruckend sind, stammen noch aus romanischer Zeit, im Chor finden sich die spätgotischen und farbenfrohen Wappendarstellungen, die Plastiken der Heiligen, Adeligen, Stifter, des habsburgischen Herrscherhauses, der Münsterfabrik und der Universität als Patronatsherrin des Münsters. Zahlreiche Schlusssteine waren oder sind in ihrem heutigen Zustand unbemalt und steinsichtig, die Schlusssteine des Chores waren aber wohl immer farbig gefasst, viele wurden in den letzten 150 Jahren farblich in Szene gesetzt, sodass auch der Gesamteindruck vielfältig changiert.

Gerade die Schlusssteine in den ältesten, romanischen Bauteilen des Münsters beeindrucken durch ihre schlichte, steinerne Eleganz, obwohl sie in einigen Fällen gerade in den Obergeschossen angebracht sind, den meisten Besuchern verborgen bleiben und nur im Band betrachtet werden können. Beeindruckende

Blattmasken und christliche Tiersymbolik verzieren die mächtigen Gewölbe des Langhauses, während der Hochchor mit den politischen Selbstdarstellungen, den propagandistischen Wappen, Symbolen und prächtigsten wie farbenfrohesten Bildprogrammen geradezu protzt. Das Bändchen durchzublättern, die Bilder zu betrachten und die kurzen erläuternden Texte zu lesen macht Lust und bereitet bestens für den nächsten Münsterbesuch vor, auch wenn dadurch der schon angedeutete steife Nacken fast unvermeidbar wird. So vorbereitet, werden künftig sicher zahlreiche Besucher mit der Nase nach oben das Münster begehen, um die bisher entgangenen Schätze zu bewundern.

Dieter Speck

Vereinschronik 2014

Vorstand

Dr. CHRISTIANE PFANZ-SPONAGEL, 1. Vorsitzende
RENATE LIESSEM-BREINLINGER, 2. Vorsitzende
ANITA HAFNER, Schriftführerin
JANNINE und DARGLEFF JAHNKE M.A. (bis Mai 2014), Kassenführer

Ausschuss

Prof. Dr. Dr. h.c. HORST BUSZELLO, UWE FAHRER, Dr. KARL-ERNST FRIEDERICH,
INGRID KÜHBACHER, PETER KÜHN, CLEMENS JOOS M.A., FRANK LÖBBECKE M.A.,
Dr. UTE SCHERB, Prof. Dr. DIETER SPECK, Dr. THOMAS STEFFENS,
Dr. HANS-PETER WIDMANN, Prof. Dr. THOMAS ZOTZ

Ehrenmitglieder

Prof. Dr. KARL SIEGFRIED BADER (†)
Prof. HERMANN BROMMER (†)
Dr. ULRICH P. ECKER
Dr. HANS SCHADEK

Veranstaltungen 2014

- | | |
|-------------|--|
| 13. Januar | Führung durch das Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg mit Stabsfeldwebel Markus Schäfers. |
| 27. Januar | Gedenkveranstaltung zum „Auschwitztag“. (Veranstaltung der Stadt Freiburg) |
| 6. Februar | Vortrag „Kachelmotive und Kulturgeschichte. Frühneuzeitliche Beispiele aus Freiburg und dem Breisgau“ von Dr. Sophie Hüglin. (Veranstaltung in Kooperation mit dem Alemannischen Institut) |
| 15. Februar | Vormittagsexkursion zur Forstlichen Versuchs- und Forschungsanstalt Freiburg mit Renate Liessem-Breinlinger. (Veranstaltung in Kooperation mit dem Alemannischen Institut) |
| 31. März | Vortrag „NS-Gauleiter in Baden, Robert Wagner“ von Prof. Dr. Jean-Laurent Vonau. (Veranstaltung in Kooperation mit der Badischen Heimat und dem Regierungspräsidium Freiburg) |

14. April Vortrag „Nikolaus Matz: Rechenkünstler, Büchersammler, Universitätsrektor und Domvikar“ von Dr. Lenelotte Möller. (Veranstaltung in Kooperation mit dem Alemannischen Institut)
5. Mai Führung durch die Ausstellung „Fritz Geiges – Gotik im Atelier“ in Freiburg mit Johanna Quatmann M.A.
14. Mai Mitgliederversammlung mit Kurzvortrag über „Archivum Rhenanum. Digitale Archive am Oberrhein“ von Dr. Hans-Peter Widmann.
5. Juni Vortrag „Im Dienste ihrer Stadt. Unterwegs mit den städtischen Boten des späten Mittelalters“ von Dr. Klara Hübner. (Veranstaltung in Kooperation mit dem Alemannischen Institut)
21. Juni Vormittagsexkursion nach Endingen mit Renate Liessem-Breinlinger, Prof. Dr. Werner Heiland-Justi und Dr. Günter Schruft. (Veranstaltung in Kooperation mit dem Alemannischen Institut)
24. Juli Führung durch die Zinnfigurenklausur mit Martin Wiebel.
27. September Familienführung durch die Ausstellung „Baustelle Gotik. Das Freiburger Münster“ im Augustinermuseum Freiburg mit Dr. Silvia Sprenger.
6. Oktober Vortrag „Freiburgs Goethe? Johann Georg Jacobi!“ von Martin Jösel. (Veranstaltung in Kooperation mit dem Uniseum Freiburg)

Vortragsreihe „Auf Jahr und Tag“ – Freiburgs Geschichte in der Neuzeit

In Kooperation mit der Abteilung Landesgeschichte des Historischen Seminars der Universität Freiburg, dem Alemannischen Institut Freiburg i.Br. e.V., dem Landesverein Badische Heimat e.V., dem Münsterbauverein Freiburg e.V. und dem Stadtarchiv Freiburg.

13. Oktober Vortrag „24. Mai 1525 – Bauernhaufen nehmen die Stadt ein“ von Prof. Dr. Dr. h.c. Horst Buszello.
27. Oktober Vortrag „18. Oktober 1681 – Ludwig XIV. feiert eine Messe im Münster“ von Prof. Dr. Ronald Asch.
10. November Vortrag „24. März 1599 – Drei Frauen werden wegen Hexerei hingerichtet“ von Prof. Dr. Hillard von Thiessen.
24. November Vortrag „4. Mai 1770 – Marie Antoinette zieht in die Hauptstadt Vorderösterreichs ein“ von Prof. Dr. Dieter Speck.
8. Dezember Vortrag „4. Januar 1814 – Zar, Kaiser, König und Großherzog im ‚badischen‘ Freiburg“ von Prof. Dr. Wolfgang Hug.

Kassenbericht 2013

| | | EURO |
|----|--|------------------|
| 1. | Einnahmen | |
| | Mitgliedsbeiträge | 11.981,00 |
| | Zuschüsse | 6.000,00 |
| | Verkauf Schau-ins-Land | 546,50 |
| | Spenden | 1.229,03 |
| | Exkursionen | 0,00 |
| | Sonstige Einnahmen | 309,10 |
| | Auflösung Rückstellungen | <u>2.423,81</u> |
| | Summe Einnahmen | <u>22.489,44</u> |
| 2. | Ausgaben | |
| | Jahrbuch 2012 | 12.382,00 |
| | Vorträge Honorare/Reisekosten | 950,00 |
| | Vorträge Miete/Nebenkosten | 507,32 |
| | Ausgaben Vereinsprogramm | 1.399,53 |
| | Exkursionen | 130,00 |
| | Geringfügige Wirtschaftsgüter GWG | 0,00 |
| | Sonstige Ausgaben | 888,49 |
| | Aufwandsentschädigungen | 2.475,00 |
| | Werkverträge | 0,00 |
| | Summe Ausgaben | <u>18.732,34</u> |
| 3. | Jahresergebnis aus dem Jahr 2013 | <u>3.757,10</u> |
| 4. | Überschuss Vorjahre per 31.12.2012 | <u>723,15</u> |
| 5. | Überschuss per 31.12.2013 | <u>4.480,25</u> |

